

Materialistische Sprachtheorie

Sprache als Mittel der Zwecksetzung und Orientierung

D I S S E R T A T I O N

zur Erlangung des akademischen Grades

Doctor philosophiae (Dr. phil.)
im Fach Philosophie

eingereicht an der
Philosophischen Fakultät I
Humboldt-Universität zu Berlin

von
Daniel Fastner

Präsident der Humboldt-Universität zu Berlin:
Prof. Dr. Jan-Hendrik Olbertz

Dekan der Philosophischen Fakultät I:
Prof. Michael Seadle, PhD

Gutachter:

1. Prof. Dr. Andreas Arndt
2. Prof. Dr. Frieder Otto Wolf (Freie Universität Berlin)

eingereicht am: 13.8.2012

Tag der mündlichen Prüfung: 13.2.2013

Inhaltsverzeichnis

Einleitender Problemaufriss	1
1 Gesellschaftstheorie und Sprache bei Marx und Engels	9
1.1 Eine materialistische Geschichtsauffassung	9
1.1.1 Ausgangspunkt des Materialismus	9
1.1.2 Die ökonomische Basis, ihr Überbau und Subjektivität	14
1.1.3 Ideologie im engeren Sinn	25
1.1.4 Der Begriff des Ideellen	29
1.1.5 Verständige Abstraktion und historische Kategorien	31
1.2 Eine materialistische Sprachauffassung?	36
1.2.1 Ansätze eines kulturell-soziologischen Sprachbegriffs	44
1.2.2 Sprache in historischen Umbrüchen	46
1.2.3 Kritik der Philosophensprache	47
1.2.4 Bedeutung der Sprache für die ökonomische Basis	52
2 Sprache als Regelfolgepraxis: Wittgensteins Philosophie	55
2.1 Wittgenstein und die Philosophie	56
2.2 Positionierung Wittgensteins	66
2.2.1 Wittgensteins Philosophie der Mathematik als Teil einer Idealismuskritik	69
2.2.2 Grammatische Sätze und die sprachphilosophische Kritik philosophi-	
schen Wissens	72
2.2.3 Das Wesen ist in der Grammatik ausgesprochen	74
2.2.4 Die Lebensform am Grunde	76
2.3 Die Bedeutung der Praxis	83
2.4 Fragmente einer Theorie der Sprache	93
3 Sprache als Mittel: die Kulturhistorische Schule	101
3.1 Vermittlungsstufen der Aktivität von Lebewesen	102
3.2 Der Begriff des gegenständlichen Mittels	104
3.3 Vier Seiten der Sprache im Allgemeinen	107
3.4 Thesen Wygotskis	111
3.5 Aufmerksamkeit und Orientierung	119
3.6 Aneignung und geistige Operationen	127
3.7 Koordination	136

3.8	Sprache als Mittel sozialer Verkehrsformen	142
4	Zur inneren Struktur der Sprache: Brandoms pragmatistischer Logizismus	147
4.1	Annäherung	147
4.2	Brandoms Sprachpragmatismus	151
4.2.1	Darstellung	151
4.2.2	Beurteilung und Kritik des pragmatistisch-formalistischen Ansatzes . .	156
4.3	Sprache als Kalkulationsmittel	165
4.4	Systemcharakter sprachlicher Orientierung als Materialität der Sprache	168
5	Sprache, Gesellschaft, Politik	173
5.1	Allgemeine Überlegungen zur Bedeutung der Sprache in der Regelung der gesellschaftlichen Verhältnisse	173
5.2	Einbindung der Sprache in gesellschaftsanalytische Kategorien bei Gramsci . .	183
5.2.1	Politik als Kernkategorie in Gramscis Denken	184
5.2.2	Charakteristische Analyseoperationen	186
5.2.3	Struktur und Superstrukturen	188
5.2.4	Verhältnis von Ökonomie und Staat	191
5.2.5	Klassen und politische Kämpfe	195
5.2.6	Staat und Zivilgesellschaft	198
5.2.7	Hegemonie	200
5.2.8	Lebens- und Denkweisen	205
5.2.9	Sprache	210
5.2.10	Ambivalenzen in Gramscis politischer Transformationsvorstellung . . .	219
5.2.11	Aufgaben und Lösungen	221
5.2.12	Produktion der Sprache	225
5.3	Diskurs- und Ideologiekritik: das Projekt Ideologietheorie	227
5.3.1	Das Ideologische	227
5.3.2	Sprachanalyse als Ideologiekritik beim Projekt Ideologietheorie . . .	234
5.4	Diskurstheorie nach Norman Fairclough	241
5.4.1	Ausgangspunkt und Mängel von Faircloughs Diskursbegriff	242
5.4.2	Diskurs als Interaktionsregeln	244
5.4.3	Hegemonie, Macht und Diskurs als Interaktion	248
5.4.4	Diskurs als thematischer Zusammenhang	251
5.4.5	Diskurs, Sprache, Logik	259
5.4.6	Gedanken zu einem materialistischen Diskursbegriff	261
5.5	Einige abschließende Gedanken	263
6	Resümee	271
	Literaturverzeichnis	281

Abkürzungsverzeichnis

Gef Antonio Gramsci, Gefängnishefte

MEW Karl Marx/Friedrich Engels Werke

PU Ludwig Wittgenstein, Philosophische Untersuchungen

ÜG Ludwig Wittgenstein, Über Gewissheit

Z Ludwig Wittgenstein, Zettel

(Die Angaben bei Wittgenstein beziehen sich auf die Nummerierung der Einträge)

Einleitender Problemaufriss

Schwierigkeiten einer materialistischen Gesellschaftstheorie der Sprache

Sowenig man begreift, was Geld ist, indem man Preise beobachtet, so unbegreiflich bleibt Sprache, wenn man nur Wörter und Sätze aufeinander bezieht und untersucht. Und so wie dem im Geld ausgedrückten Tauschwert ein ganzes ökonomisches System zugrunde liegt, so liegt der Existenz einer Sprache eine Gesellschaft von Menschen zugrunde, die unter anderem miteinander sprechen, sich über den Gebrauch ihrer Sprache miteinander vermitteln. Unter einer gesellschaftlichen Auffassung der Sprache soll demnach eine verstanden werden, derzufolge Sprachen als gesellschaftliche Verhältnisse, als verallgemeinerte Verhältnisse des Verkehrs zwischen den Individuen zu begreifen sind. Eine Gesellschaftstheorie der Sprache hätte zu klären, erstens wie dieses gesellschaftliche Verhältnis beschaffen ist und zweitens, da Gesellschaften aus einer ganzen Menge mehr als sprachlichen Verhältnissen bestehen, in welchem Vermittlungsverhältnis Sprache und Gesellschaft stehen, also wie die Verhältnisse einer Gesellschaft sich auf ihre Sprache(n) auswirken und inwieweit Sprache als Vermittlungsglied einer Gesellschaft fungiert.

Diese Fragestellung wirft verschiedene Probleme auf. Zunächst ist festzustellen, dass sie sich zwar so knapp formulieren lässt, aber daraus nicht auf die Möglichkeit einer bündigen Antwort, aus der sich alles weitere entwickeln ließe, geschlossen werden kann, und zwar aus zwei Gründen. Erstens ist das zu bestimmende Verhältnis offensichtlich vielschichtig: Aus der Tatsache, dass sich der Komplex, der eine Gesellschaft ist, und der Komplex, den eine Sprache ausmacht, in den Singularen ‚Gesellschaft‘ und ‚Sprache‘ zusammenfassen lassen, kann nicht unmittelbar geschlossen werden, dass das Verhältnis auch einfach gefasst werden könnte, z.B. indem man Sprache oberflächlich als Kommunikationsmittel bestimmt, die Vorstellung einer allgemeinen Schmiere der gesellschaftlichen Bewegung. Oder auch den Sitz einer Sprache im gesellschaftlichen Leben angeben zu wollen, setzt eine zu einfache, quasi-örtliche Einbettungsbeziehung voraus, wie sie zum Beispiel für bestimmte kulturelle Praxen existiert. Im Fall der Sprache ist diese Metapher zu grob. Sprachen durchdringen das gesamte gesellschaftliche Leben, oder, um es mit Hegels Worten zu sagen: „in alles [...], was [der Mensch] zu dem Seinigen macht, hat sich die Sprache eingedrängt“ (Hegel 1996, 20). Aber gerade nicht auf eine einzige oder ein-

heitliche Weise. Es ist zwar richtig, wie Wittgenstein zu sagen, eine Sprache sei Teil einer Lebensform. Aber Teil zu sein, ist zugleich nur eine ziemlich unbestimmte Beziehung und drückt die Komplexität nicht aus, die begriffen werden soll. Sprache geht in die Organisation von Arbeitsverhältnissen ebenso wie von sozialen Beziehungen ein, sie hilft, die Welt zu ordnen, zu orientieren, sie spielt in die Bildung von Subjektivitäten ein, in sie werden soziale Unterschiede und Machtverhältnisse eingepreßt, Handlungsabstimmung zwischen Menschen bedarf der Sprache, sobald es um Argumente geht, Sprache bietet eine Form, Erfahrungen zu konservieren und weiterzugeben, Sprache ist notwendiges Medium von Wissenschaft usw. Wenn Sprache als *gesellschaftliches* Verhältnis bestimmt ist und nach ihrer Bedeutung *für* eine Gesellschaft gefragt wird, zugleich aber vorausgesetzt werden muss, dass Sprache hauptsächlich in den vielfältigen *Interaktionen von Individuen* Realität hat, deren *Subjektivitäten* sie nicht fremd gegenüber ist, sondern sie mitbestimmt, dann wird die Frage nach dem wechselseitigen Vermittlungsverhältnis von Gesellschaft und Sprache auf ganz verschiedenen Ebenen gestellt werden müssen.

Der erste, zunächst nur negativ formulierte Grund, der gegen eine allgemeine Bestimmung des Verhältnisses zwischen Gesellschaft und Sprache spricht, besagt also, dass ihre Beziehung in eine Vielzahl von besonderen Beziehungen zerfällt, denen kein einheitliches inneres Band unterstellt werden kann.

Der zweite Grund wiegt noch schwerer: Die Annahme einer allgemeinen Theorie menschlicher Gesellschaften ist problematisch. Da wenig dafür spricht, dass die Geschichte der Menschheit einem notwendigen inneren Prinzip folgt, also eigentlich nicht menschliche Geschichte wäre, und viel dafür, dass diese Vorstellung in ihren Auftritten in der Geistesgeschichte vielmehr sehr besonderen Wissensbedürfnissen entsprang – da also in der Erkenntnis der Geschichte menschlicher Gesellschaften dem Besonderen Vorrang vor dem Allgemeinen gebührt, werden nicht alle Gesellschaften durch dieselben Kategorien wesentlich, das heißt in ihrer Besonderheit beschrieben werden können. Selbst wenn man dieselbe Annahme nicht ebenso für Sprachen macht, würde sie doch das Verhältnis von Gesellschaft und Sprache betreffen und somit eine Gesellschaftstheorie der Sprache. Eine Untersuchung wie die vorliegende, die nicht unmittelbar empirisch ist, aber doch ihren Stoff, wie alle Philosophie, ob sie es zugibt oder nicht, aus der Geschichte zieht, steht daher in der Spannung, sich zwar nicht nur mit dem Besonderen, etwa in einer historischen vergleichenden Studie, zu befassen, aber auch keinen Anspruch darauf erheben zu können, wirklich allgemein zu sein, das heißt für alle Fälle gleichermaßen brauchbar und adäquat zu sein. Es wird also um der Besonderheit willen nötig sein, eine ins Allgemeine strebende Ausdrucksweise, die nicht nur diesen oder jenen konkreten Fall meint, aber der doch die einen Gesellschaften mehr als die anderen vorschweben, immer wieder historisch zu relativieren.

Doch auch die Geschichtlichkeit von Sprache selbst stellt eine gesellschaftliche Auffassung

vor Probleme: Gibt es einen intelligiblen Zusammenhang, in dem Sprachgeschichte mit der Geschichte von Gesellschaftsformationen (Marx), der von historischen Blöcken (Gramsci) oder der von gesellschaftlichen Konjunkturen (Lenin/Lecercle) steht? Wie werden Sprachen nach neuen gesellschaftlichen Bedürfnissen, Interessen oder Erfordernissen umgeformt und welche Folgen hat das auf die nachfolgende Generation, die ja ihre Sprache nicht ad hoc neu erfindet, sondern mit den Produkten der Vergangenheit hantieren muss? Mehr noch: Wie lässt sich eine Sprache überhaupt zergliedern, so dass sich die ganz verschiedenartigen Transformationen, denen Sprachen unterliegen, beschreiben und in Beziehung setzen lassen zu gesellschaftlichen Veränderungen? Um es anschaulicher zu machen: Lautverschiebungen müssen, soweit überhaupt, in ganz anderer Weise mit gesellschaftlichen Verhältnissen in Verbindung stehen als die Effekte, die die Erfindung von Schrift hat; ebenso sind die Sprachveränderungen, die mit der Durchsetzung des Christentums im spätantiken römischen Reich einhergingen, nur schwer vergleichbar mit der Erfindung mathematischer Sprache, mit den Effekten der Klassenverschiebungen im Europa des 19. Jahrhunderts auf die Sprachen, mit dem politischen Projekt der Formung von Nationalsprachen oder mit dem Allgegenwärtigwerden massenmedial verbreiteter kapitalistischer Werbung und Kulturindustrie. Und welche Unterschiede müssen in einer Gesellschaftstheorie der Sprache gemacht werden, damit diese verschiedenen Phänomene der Sprachgeschichte als integraler Teil der Menschengeschichte dargestellt werden können, nicht als abgesondertes Naturgeschehen, sondern damit sie als Teil der wirklichen, von den Menschen in ihren jeweiligen Umständen und mit ihren jeweiligen Interessen und Kräften gemachten Geschichte durchsichtig werden?

Die Analyse einer Sprache in verschiedene gesellschaftliche Funktionen, die in einem komplexen Geflecht von Beziehungen zu allerlei anderen Tätigkeiten stehen, ist wiederum partiell unabhängig von einer Analyse nach sozialen Milieus, nach räumlichen Differenzierungen (Dialekte) oder nach politisch-kulturellen Einheiten, also sich in der Sprache spiegelnden Unterschieden gesellschaftlicher Gruppierungen. Mit dieser Frage nach der inneren Differenzierung, deren Kategorien selbst nicht ahistorisch gesetzt werden dürfen, taucht gleichzeitig auch das Problem der äußeren Einheit von Sprachen auf. Die hegemoniale Einheit ist die der Nationalsprache (wozu in diesem Zusammenhang auch eine übernationale Verkehrssprache wie das Englische zu zählen ist): im Alltag ist die Frage nach der (oder den) Muttersprache(n) allgemeinverständlich und eindeutig; Linguistik, Philologien und Literaturwissenschaft unterscheiden entsprechend. Nicht, dass diese Einteilung keine Berechtigung hätte: Nationalstaaten sind insbesondere in der europäischen Moderne nicht nur ökonomische, sondern auch bedeutende kulturelle und sprachliche Einheitenbildner. Den Sprechern *einer* Sprache wird unterstellt, dass sie sich alle auf einem gewissen Niveau verständigen können. Doch diese Einheit ist zugleich brüchig, hält Divergierendes äußerlich formell zusammen. Der müllsammelnde Wohnungslose und der im Ritz-Carlton abgestiegene Manager kennen beide das Wort ‚essen‘. Und es ist

die einigende Klammer des bürgerlichen Staats und seiner kapitalistischen Produktionsweise, die diese divergierenden sozialen Stellungen und Lebens,entwürfe‘ nebeneinander hervorbringt. Dagegen ist es eine bestimmte Perspektive sprachlicher Einheit, die vom selben Wort sprechen lässt, wo doch die Überschneidung dessen, welche Rolle Essen in beider Leben spielt und ihr entsprechender Assoziationsraum und die sprachlichen und außersprachlichen Zusammenhänge, in denen sie es aussprechen, nicht allzu groß sein wird. Dementsprechend kennt die deutsche Alltagssprache auch andere Einheiten, die neben jene erste treten, teils in metaphorischer Verwendung (,die Sprache der Mode‘), teils aber auch unmetaphorisch, da sie sich auf Sprechen, Verbalisieren beziehen: Man charakterisiert etwa individuellen Stil, indem man sagt, jemand habe eine ausufernde, überlegte oder lakonische Sprache. Von Bedeutung für eine gesellschaftliche Perspektive ist jedoch eher, dass auch von der Sprache der Straße die Rede ist oder von Jugendsprache, ebenso von der Sprache des Nationalsozialismus, die ein Gefüge bildet mit einer Lebensweise, Haltungen, Empfindungen, Politiken (ohne gleichzeitig zu behaupten, dass es diese nun ohne innere Spannungen und Brüche gäbe). Wieso sollte man sagen, dass die Sprache des im spanischen Bürgerkrieg kämpfenden deutschen Kommunisten der des Nationalsozialisten in seiner Herkunftstadt ähnlicher ist als die Sprache des mitkämpfenden italienischen Kommunisten? Es sind verschiedene Ähnlichkeitsbeziehungen, die erste der Lebens- und Denkweise äußerlicher als die zweite. Dabei geht es nicht darum, eine der ,Perspektiven‘ zu favorisieren, die sich in den verschiedenen Alltagsverwendungen des Wortes ,Sprache‘ andeuten, sondern darum, die Potenziale des Worts für eine Gesellschaftsanalyse auszunutzen und nicht einfach die im Wissenschaftsbetrieb vorherrschend theoretisierte Bedeutung unkritisch zu übernehmen in eine Untersuchung, deren Gegenstand unter anderem die historisch-gesellschaftliche und damit auch politische Bestimmtheit sprachlicher Ausdrücke ist.

Besonders bei der zweiten ,Perspektive‘, in deren Sprachbegriff der Zusammenhang mit Denk- und Lebensweise gesetzt ist, wird ein weiteres Problem sichtbar, das sich für eine gesellschaftliche Auffassung der Sprache stellt: Wenn es richtig ist, Sprache als *integralen* Bestandteil gesellschaftlicher Praxis zu beschreiben, dann ist diese Praxis nicht bloß aus *sich äußerlichen* Elementen zusammengesetzt, materiellen Umständen sowie sprachlichem und nichtsprachlichem Handeln. Sondern alle Momente sind miteinander vermittelt, die materiellen Umstände, insofern sie gewählt oder hergestellt wurden nach Maßgabe dieser Praxis, die nichtsprachlichen Tätigkeiten durch die Sprache, denn ihre Bedeutung und ihr Zweck wird auch in einem sprachlichen Interpretationsraum gesetzt, der zumindest durch den in die Praxis eingebetteten Sprachgebrauch mitproduziert wird, und andererseits der Sprachgebrauch durch die anderen Momente, insofern die Praxis konkrete praktische Anforderungen an die Sprache stellt, die sich in deren Bedeutung einschreiben. Das betrifft natürlich nicht alle Praxis im selben Maße und gleichen Sinne. Für ein System der *Rechtsprechung* ist Sprache nicht nur Grundlage seiner All-

gemeinheit in Form von fixierten Gesetzen, sondern überhaupt Grundlage für die Applizierbarkeit dieser Allgemeinheit (Darstellung eines Falls vor Gericht, Abwägung von Zeugenaussagen, divergierende Auslegungen des Gesetzestexts). Darin ist Sprache viel unmittelbarer tragender Bestandteil der Praxis als bei einer Fließbandarbeit in der Fabrik. Hier mag die eigentliche Tätigkeit, wenn Zusammenarbeit nur über die Maschine vermittelt ist, ganz ohne Sprachgebrauch auskommen, auch wenn bei der Einweisung neuer Arbeiter sprachliche Erläuterungen gegeben werden. Zugleich setzt aber schon die Maschinerie, die das Fließband antreibt, eine Ingenieurwissenschaft voraus, die ohne Sprache nicht vorstellbar ist. Und natürlich ist diese Arbeit Gegenstand sprachlicher Bedeutungszuschreibungen im Gespräch mit Kollegen, mit der Familie, in öffentlichen Diskursen, bei der Verhandlung um Arbeitsschutzbestimmungen etc.

In jedem Fall findet also eine direktere oder weniger direkte Vermittlung zwischen der Sprachpraxis und den nicht-sprachlichen Momenten der Praxis statt. Der unmittelbare Unterschied zwischen Sprechen, Zuhören etc. und anderen Handlungen ist natürlich festzuhalten, aber beides spielt in der konkreten Praxis nicht nur äußerlich ineinander, sondern in die Sprache ist die ganze sie integrierende Praxis hineinreflektiert. Liebe zu bekunden, heißt nicht einfach Gefühle zu konstatieren, sondern auf eine ganze Kultur menschlicher Beziehungen Bezug zu nehmen, in der Liebesbekundungen einen spezifischen Ort haben. Das heißt, dass ‚Sprachpraxis‘ in der theoretischen Spannung steht, einerseits von der ganzen Praxis, deren Teil sie ist, ungetrennt zu sein, also nur in ihrem nichtsprachlichen Zusammenhang ihre Bedeutung zu haben, andererseits aber allgemeiner zu sein, indem die Worte und Sätze sich nicht nur mit dieser einen, sondern auch mit anderen Praxen verbinden und dadurch eine gewisse ‚Eigenständigkeit‘ beweisen.

Die Schwierigkeiten, die dieser Status der Sprache zwischen Eigenständigkeit und Integration in andere Praxis für eine Sprachanalyse bzw. überhaupt für einen adäquaten Begriff von Sprache darstellt, haben in der wissenschaftlichen Beschäftigung mit Sprache teils dazu geführt, dass man sich weitestgehend aus praktisch-gesellschaftlichen Bedeutungsfragen herauszog, wie Saussure es getan hat und ein großer Teil der Linguistik heute noch tut, und teils dazu, dass das Spezifische der Sprache aufgegeben und weitere Bedeutungszusammenhänge analysiert wurden, wie zum Beispiel in der Semiotik oder in bestimmten Spielarten der Diskurstheorie, worin die Logik der Sprache auf viel größere Bereiche ausgedehnt wurde, als Sprache selbst unmittelbar, nämlich als ein Zusammenhang von Zeichengebrauch in Rede und Schrift, umfasst. Ungeachtet verschiedener möglicher *Spracheinheiten*, wie oben skizziert, steht also auch der *Umfang* des Begriffs der Sprache, also dessen, was ihr unmittelbar zugerechnet wird, in Frage, wenn der Gebrauch der Sprache nicht so gedacht wird, dass damit äußerlich auf die Sprache (als ideell existierendes Differenzsystem) zugegriffen wird, sondern er als wesentlicher Bestandteil oder als Wirklichkeit der Sprache betrachtet wird. Ist also eine Rede als Ereignis in und Teil der Sprache zu betrachten oder nur als ihre Anwendung? Bei diesem Umfangsproblem taucht auch die

Frage nach dem Verhältnis von Sprach- und Diskursbegriff auf, der in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts eine solche Bedeutung erlangt hat, weil er erlaubte, gegenüber einem ziemlich statischen und geschlossenen Sprachbegriff die wirkliche, benutzte Sprache oder die Sprache in Bewegung zu analysieren. Wie der Begriff der Sprache besitzt auch der Begriff des Diskurses eine gewisse Variationsbreite. Da der Gegenstand einer Gesellschaftstheorie der Sprache das Verhältnis von Sprache und Gesellschaft ist, also die Sprache aller praktischen Integration zum Trotz zumindest analytisch besonders werden muss, liegt es nahe, den Diskursbegriff auf sprachliche Vorgänge einzuschränken, Diskurse etwa als konjunkturrell gebündelte Prozesse innerhalb einer Sprache zu bestimmen, als eine spezifische Bewegungsform von Sprachen, die aber vom gesellschaftlichen Geschehen, den gesellschaftlichen Praxen nicht abgekoppelt existiert. Die Logik des Diskursbegriffs bleibt jedoch schwierig, Diskurse können sich überschneiden, Äußerungen verschiedenen Diskursen angehören, und es ist offen, ob man allen Sprachgebrauch und alle Sprachpraxen Diskursen zuordnen soll oder ob der Diskursbegriff stärker auf zusammenhängende Themen zu beschränken ist.

Das Verhältnis kollektiver Bedeutungsbildung zu den sie verinnerlichenden Individuen ist der anspruchsvollste Teil der Theoriebildung, wenn zwischen allen Gesellschaftsstrukturanalysen die Menschen nicht als abstrakte Puppen, sondern als konkrete, zwar unter historischen Bedingungen handelnde, aber die Geschichte machende Menschen erscheinen sollen; oder sprachtheoretisch gewendet, nicht als von der Sprache gesprochene Wesen, sondern als Menschen, die im Rahmen der historischen und individuellen Verfügungsbedingungen über ihre Sprache von dieser Gebrauch machen, aber ohne dass jene gesellschaftlichen Bedingungen aus dem Blick geraten. Denn man kann umgekehrt aus dem Selbstgespräch nicht die Sprache deduzieren, will sagen: das Verhältnis der Individuen zu ihrer Sprache, das Eingehen der Sprache in die Subjektbildung ebenso wie die Erweiterung, aber auch Ausrichtung des individuellen Handlungsfelds durch die instrumentelle Aneignung der Sprache, kann nur im Zusammenhang von Interaktion theoretisiert werden. Welche Rückwirkung Sprache bei ihrer Hervorbringung durch den einzelnen Menschen auf diesen selbst hat, kann nicht begriffen werden, bevor die sprachlichen Praxisbezüge zwischen Menschen geklärt sind. Diese wiederum sind in einer gesellschaftlichen Auffassung der Sprache nur unter historisierenden Vorbehalten allgemein darzustellen.

Diese Interaktionsformen, integriert in gesellschaftliche Praxis, müssen aber nicht nur in Hinsicht auf die Subjekte, die diese Verhältnisse eingehen und sich in sie einpassen, betrachtet werden, sondern auch unter der Fragestellung, wie die Menschen sich durch diese Formen miteinander vermitteln, aufeinander einwirken und zusammenwirken und in welchem funktionalen Zusammenhang dies mit dem Kerngehalt der Praxis, der gesellschaftlichen Arbeit, steht.

Abstrakt lassen sich wichtige Funktionen der Sprache von den gesellschaftlichen Orten elementarer Sprachverwendung her bestimmen, wenn man von Naturbedingungen und einigen his-

torischen Grundtatsachen menschlicher Gesellschaften ausgeht; nämlich zunächst, dass der Fortbestand der Individuen und mithin der Gesellschaft die gesellschaftliche Aneignung der Natur in Form von Lebensmitteln voraussetzt, und zwar zuallererst durch körperliche Arbeit, die aber zur Erleichterung alsbald immer komplexeren (gegenständlichen und technischen) Vermittlungen unterliegt, in die Sprachgebrauch mehr oder weniger notwendig eingeht: Arbeitskooperation, das heißt die gemeinschaftliche Bündelung menschlicher Arbeitskraft, die organisiert und koordiniert sein will, Kenntnisse werden sprachgestützt weitergegeben; in die Arbeitsprozesse treten immer komplexere Instrumente ein, deren Erfindung ab einer gewissen Stufe einen wissenschaftlichen (also sprachlichen und recht bald sogar schriftlichen) Diskurs voraussetzt, in dem zu einer Zeit erreichte Kenntnisstufen gesellschaftlich verallgemeinert und der nächsten Generation zur Basis des Fortschritts werden können; eine immer komplexere Teilung gesellschaftlicher Arbeit bringt eine arbeitsspezifische Differenzierung der Sprache, aber auch durch die soziale Differenzierung verschiedene Lebensweisen mit eigener Sprachprägung, eigenen Varianten, eigenem Vokabular mit sich. Die Doppelfunktion von Erkennen-Aufschließen-Orientieren und Koordinieren tritt nicht nur in das Verhältnis arbeitsmäßig-instrumenteller Naturaneignung ein, sondern greift in alle Beziehungen des gesellschaftlichen Zusammenlebens ein, das immer auch organisatorische Anforderungen stellt, teils zur gegenseitigen Abstimmung, kollektiven Willensbildung und Konfliktverarbeitung, teils zur interpretatorischen Festschreibung und Rechtfertigung ungleicher Macht- und Verfügungsverhältnisse über Güter zwischen konfligierenden gesellschaftlichen Gruppen. Die sprachlich vermittelte geistige Aneignung der Natur- und Gesellschaftsverhältnisse verbindet sich teils mit stabilisierend-gesellschaftsorganisierenden Funktionen der Sprache, geht teils in die Bewusstseinskonstruktion herrschender, aber auch unterdrückte Bedürfnisse artikulierender subalternen Gruppen ein, und ist nicht zuletzt im politischen Handeln, verstanden als bewusst-gerichtete Einwirkung auf die (lokalen oder weiterreichenden) gesellschaftlichen Verhältnisse, wirksam.

Im politischen und künstlerisch-weltauslegenden Rahmen ist nur am sichtbarsten, wie sprachliche Formen, so wie jede Praxis, nicht starre Instrumente sind, sondern selber Gegenstand formender Arbeit, nicht nur unbewusst anpassend, erweiternd, übertragend, und zwar alltäglich, aber besonders, wo sich die Anforderungen ändern, Krisen eintreten, sondern auch als bewusste geistige Arbeit an der Sprache, gerade wo eine Gesellschaft eine Intellektuellenschicht ausbildet, deren zentrale Tätigkeit in der Bearbeitung ihrer Sprache besteht. Diese Perspektive wirft Fragen nach der Materialität von Sprache auf, denn als bearbeitbare muss sie, um es philosophisch allgemein auszudrücken, eine eigene Trägheit und stoffliche Existenz besitzen, gegen die und an der die Arbeit ansetzen kann. Die Trägheit einer Sprache ist die Trägheit jeder verfestigten Praxis: das kollektive Eingeeübtsein in die Formen und Regeln und das fortgesetzte (freiwillige oder erzwungene) Interesse an den Früchten der Praxis, die hervorzubringen sie sich

als brauchbar erwiesen hat. Bei der Sprache ist es die Objektivierung eines Zeichenkomplexes, der vermittelnd zwischen die Individuen tritt. Nicht die Regeln der Verknüpfung dieser Zeichen, also was gewöhnlich Grammatik genannt wird, kann für die Arbeit an der Sprache von Interesse sein, sondern die Weise, wie die Zeichenverknüpfungen mit der ganzen sie als Mittel integrierenden Praxis in Verbindung steht, was in einem weiteren Sinne (so bei Wittgenstein) Grammatik heißen kann. Da der Praxis ihre Mittel nicht äußerlich sind, lässt sie sich ändern, indem man die Mittel ändert, bzw. neue Mittel bietet, die den alten vorgezogen werden. Somit ist die Arbeit an Sprache eine Form, auf gesellschaftliche Praxis einzuwirken.

Aber Sprache ist kein Mittel, wie es mechanische Instrumente zur Bearbeitung von Dingen sind. Sie unterscheidet sich davon erstens dadurch, dass weniger das Instrument dem affizierten Objekt, als in viel höherem Maße das ‚affizierte Objekt‘ dem ‚Instrument‘ angepasst ist, eine jahrelange Sprachausbildung dem Sprachverstehen und -gebrauch vorhergeht, und zweitens dadurch, dass Sprache nur in sehr eingeschränktem Maße als Mechanismus zur Geltung kommt (zum Beispiel in militärischen Kontexten, wo der als Befehlsdisziplin auftretende Mechanismus gegen widerstrebende subjektive Tendenzen erst hergestellt werden muss, also nicht ursprünglich ist). Um also zu klären, wie Sprache bearbeitet werden kann, ohne in bloß metaphorisch beschreibenden Kategorien steckenzubleiben, indem man etwa über die aktive Veränderung und gesellschaftliche Verbreitung von ‚Bedeutungen‘ redet, muss der gesellschaftlich verallgemeinerte zeichenbasierte, sprachpraktische Regelzusammenhang als Grundlage sprachlicher Bedeutungsbildung begriffen werden, indem er zu situativer, spontaner Bedeutungsbildung in Beziehung gesetzt wird. Denn nur das komplexe Verhältnis zwischen der Regelhaftigkeit der Sprache als innerem Verhältnis zwischen Subjekten und von ihnen verinnerlichten Zeichen und einem situativ-konkreten Sprachgebrauch als zugleich urteilenden und kreierenden Zugreifen auf das äußerlich-objektiv verfügbare Sprachmaterial (also insofern es auch anderen zu Gebote steht und gegenüber dem Individuum vorgängig ist) kann begreiflich machen, wie Sprache in ihrem ganz besonderen Mittelcharakter Gegenstand von rationaler oder manipulativer bewusst einwirkender Änderung sein kann, indem alte Regeln gebrochen oder suspendiert und neue Regeln exemplarisch vor- und eingeführt und in Umlauf gebracht werden und dann von den Zielgruppen als neue Regeln (an)erkannt und den alten vorgezogen werden, was aber immer nur möglich ist auf der Grundlage des vorgefundenen konkreten historischen Sprachmaterials und seiner Benutzer.

Diese letzten Fragestellungen gehören dem Feld materialistischer Sprachauffassung an und nicht mehr unmittelbar dem einer Gesellschaftstheorie. Materialismus wird hier aber in seiner avanciertesten Bedeutung genommen, die eine ahistorisch-abstrakte und damit eine ungesellschaftliche Perspektive ausschließt. Die Schwierigkeiten, die mit diesem Begriff verbunden sind, und seine Komplexität, die sich besonders bei Betrachtung der Sprache offenbart, werden anhand von vorliegenden materialistischen Sprachtheorien untersucht werden.

1 Gesellschaftstheorie und Sprache bei Marx und Engels

1.1 Eine materialistische Geschichtsauffassung

1.1.1 Ausgangspunkt des Materialismus

Die marxsche Philosophie ist eine spannungsbehaftete komplexe Synthese aus geschichts- und gesellschaftstheoretischen Thesen und Grundannahmen (der Ausgangspunkt für die Ausarbeitung einer Theorie der kapitalistischen Produktionsweise), der Aneignung und Kritik verschiedener philosophischer Traditionen sowie der Selbstreflexion einer politischen Bewegung, und sie schließt heuristische Überlegungen, methodische Reflexionen, und eine Weise, wissenschaftliche Fragen aufzuwerfen, ebenso ein wie politische Programmatik und ethische Einstellungen. Eine solche organische Verschmelzung heterogener Elemente nicht nur zu einem Forschungsprogramm¹, das von nachfolgenden Generationen sowohl aufgegriffen als auch in einer Reihe von Wissenschaften fortentwickelt wurde, sondern zu einer konkreten, d.h. vielgestaltigen und lebhaften, mehr oder weniger kohärenten Denkweise oder „Weltanschauung“, um Gramscis Begriff zu benutzen, ist, gerade wenn sie historische Bedeutung erlangt, in mehrfacher Hinsicht selbst dem geschichtlichen Prozess unterworfen: einerseits dadurch, dass in der sich wandelnden Welt Spannungen oder Widersprüche des Denkkomplexes erst sichtbar und Elemente abgesondert werden, die im Geschichtsprozess nicht bestehen können; andererseits dadurch, dass in der Rezeptionsgeschichte auch wesentliche, produktive Spannungen der Denkweise nach der einen oder anderen Richtung vereinseitigend aufgelöst werden, wenn die subjektiven Zwecke es fordern; und schließlich dadurch, dass diese alten Gedanken, wenn sie jenseits der Versteinerungen in Philologie oder Dogma lebendig bleiben, dies tun, indem sie fortgesetzt neu gedacht und geprüft werden in der Auseinandersetzung mit veränderten historischen Situationen.

Das Verhältnis von Marx' Denken zu früheren Philosophien ist weder das einer bloß historischen Synthese verschiedener Einflüsse noch auch das, die alten Philosophien nach deren Kritik zu beerben. Es ist mehr als eine Überwindung, nämlich darin, dass es „die Weise, die Philosophie

¹Z.B. schreibt Engels 1890 an Conrad Schmidt: „Die ganze Geschichte muss neu studiert werden, die Daseinsbedingungen der verschiedenen Gesellschaftsformationen müssen im einzelnen untersucht werden[...]. Darin können wir Hilfe in Massen brauchen, das Gebiet ist unendlich groß“ (MEW 37, 436f).

selbst zu begreifen, von oben bis unten erneuert“ (Gef, 1430). Wie die „Kritik der politischen Ökonomie“ *auch* in der Form politischer Ökonomie auftrat, so stellt die „Kritik der neuesten deutschen Philosophie“ *auch* eine Kritik in philosophischer Form dar, wenn man nämlich unter Philosophie die Grundlinien oder Hauptgedanken einer ganzen Denkweise versteht. Dass Marx und Engels in der *Deutschen Ideologie* ihren theoretischen Standpunkt nicht selbst Philosophie nennen, sondern als „materialistische Geschichtsauffassung“ beschreiben, drückt ihr Bewusstsein über den Abstand des eigenen theoretischen Selbstverständnisses zu dem der kritisierten Philosophie aus: „Die selbständige Philosophie verliert mit der Darstellung der Wirklichkeit ihr Existenzmedium. An ihre Stelle kann“, da die Erfassung der Wirklichkeit nun der historischen Wissenschaft zufällt, „höchstens eine Zusammenfassung der allgemeinsten Resultate treten, die sich aus der Betrachtung der historischen Entwicklung der Menschen abstrahieren lassen.“ (MEW 3, 27) Gegenstand der Kritik ist die als *selbständige* und höchste Wissensform auftretende Philosophie, die im besten Falle, wie bei Hegel, das historisch vorgefundene Material der positiven Wissenschaften sich einverleibt und der eigenen Form unterwirft. Doch schon der Ausdruck „Geschichtsauffassung“ macht deutlich, dass es hier um eine bestimmte Form geht, das Material zu ordnen, eine bestimmte Form, wissenschaftliche Fragen zu stellen, eine bestimmte Weise, das Verhältnis der Theorie zur Welt, in der sie aufgestellt wird, zu fassen, was es Gramsci folgend gerechtfertigt erscheinen lässt, die Grundzüge dieses Denkens, ob als Explikation allgemeiner Linien, als methodische Reflexionen, als Form materialer Arbeiten oder auch als Orientierungsgrund lebenspraktischen Handelns, mit dem Wort ‚Philosophie‘ zu beschreiben.

Der Grundkomplex der marxschen Philosophie stellt sich, wie im Folgenden entwickelt werden soll, im Wesentlichen dar als Verschränkung einer materialistischen Geschichtsauffassung mit einer Philosophie der Praxis, beides Elemente eines ‚archimedischen‘ Standpunktes zur Beurteilung, Analyse und Erklärung menschlicher Verhältnisse, einschließlich des philosophischen Denkens. Dieser Standpunkt ist nicht interesselos. Dass „the intention of Marxism is to provide a theoretical foundation for interpreting the world in order to change it“ (Wood 1981, 66), trifft Richtiges: Der marxsche Standpunkt ist politisch, insofern das Erkenntnisinteresse politisch motiviert ist („in order to“). Aber er ist wissenschaftlich bzw. philosophisch, insofern er anderen Wissensansprüchen nicht indifferent oder inkommensurabel gegenübersteht, sondern durch seine Erklärungsansprüche in Konkurrenz und argumentative Auseinandersetzung mit ihnen tritt.² „Die Existenz revolutionärer Gedanken in einer bestimmten Epoche setzt bereits die Existenz einer revolutionären Klasse voraus“ (MEW 3, 47) – die Philosophie von Marx und Engels hat

²Zeugnis davon geben vor allem die *Theorien über den Mehrwert*. Explizit heißt es dort: „Einen Menschen aber, der die Wissenschaft nicht aus ihr selbst (wie irrtümlich sie immer sein mag), sondern *von außen*, ihr *fremden*, *äußerlichen Interessen* entlehnten Standpunkt zu *akkomodieren* sucht, nenne ich ‚gemein‘.“ (MEW 26.2, 112) Vgl. auch Arndt, *Karl Marx*, 107.

1.1 Eine materialistische Geschichtsauffassung

gesellschaftliche Voraussetzungen, die von ihnen benannt werden. Aber soweit handelt es sich um „Existenzbedingungen“, d.h. äußere; der Wissenschaft innerlich wurden sie dadurch, dass die mit einer wachsenden sozialen Bewegung verbundene Haltung, „die vorgefundenen Dinge praktisch anzugreifen“ (MEW 3, 42) und „die Basis alles Bestehenden umzuwerfen“ (MEW 3, 38), die praktische Kritisierbarkeit, d.i. Veränderbarkeit, dieser Verhältnisse auch in den theoretischen Blick rückte und damit den Bereich und die Mittel ihrer Analyse erweiterte. Von dieser Warte aus wurde nicht nur die Kritik der Philosophie, sondern auch die wissenschaftliche Kritik vorliegender (ökonomischer) Theorien durchgeführt.

Die Ausbildung der neuen Wirklichkeitsauffassung und ihre erste Formulierung und Ausarbeitung, insbesondere in der breitesten allgemeinen Darstellung eines „Programms des Historischen Materialismus“ (Arndt 1985, 58) in der Deutschen Ideologie, fiel in eine Epoche der europäischen Geschichte, die geprägt war sowohl von (bürgerlichen) politischen Revolutionen und Bestrebungen dazu als auch von einer durchgreifenden Industrialisierung der Produktion und dem Anwachsen eines industriellen Proletariats. Die Denkmittel, die der materielle Aufstieg des Bürgertums und ihre ideologischen Auseinandersetzungen hervorgebracht hatten, durchherrschaften das intellektuelle Milieu und lagen bereit, so wie jedes Mittel potentiell über seinen Zweck überschießt, einem Gegenzweck angeeignet und umgearbeitet zu werden, der die Form teilte, soziale Umwälzung mit Allgemeinheitsanspruch zu sein.³ Gleichzeitig war aus der „sozialen Misere“, als deren „unverhüllteste Spitze“ sich die „Lage der arbeitenden Klasse“ (MEW 2, 232) darbot, eine Gemengelage von Vorstellungen einer nichtantagonistischen, freien Gesellschaft hervorgegangen, die sich mit sozialen Bewegungen der unmittelbar Betroffenen verbanden und über die bestehende Gesellschaftsorganisation hinauswies. Vor allem Engels' journalistisch-empirischen Darstellungen jener Lebensverhältnisse, die nicht nur außerhalb des Horizonts der deutschen philosophischen Diskussionen im Gefolge Hegels waren, sondern in denen sich auch die sozialen, politischen, gedanklichen und die Produktionsverhältnisse betreffenden Umwälzungen der Zeit verdichteten⁴, leiten die empirieorientierte Kritik an der deutschen Philosophie, die vor allem Marx' intellektuelle Herkunft ist und zu diesem Zeitpunkt das Denkmilieu, an dem sich Marx und Engels abarbeiten. Aus den journalistischen Auseinandersetzungen mit tagespolitischen Fragen⁵ und den Erfahrungen und Beobachtungen, die Marx und Engels in Frankreich und Belgien, besonders aber unter den (chartistischen) Arbeitern in England gemacht haben, wird verständlich, wieso den idealistischen Illusionen der Philosophie in solch emphatischer Weise die (empirische) Wirklichkeit entgegengehalten wird.⁶ Ganz beson-

³Dass dieses Umarbeiten zugleich ein komplexer und aufwendiger Prozess des Herausarbeitens aus den alten Bahnen des Denkens war, ist in Hinsicht auf Marx' Werdegang (und zwar seinen intellektuellen im Zusammenspiel mit seinem politischen) bei Draper (1977) ausgebreitet.

⁴Siehe schon *Briefe aus Wuppertal*, aber vor allem *Die Lage der arbeitenden Klasse in England*.

⁵Vgl. Marx' autobiographische Bemerkungen im Vorwort von *Zur Kritik der politischen Ökonomie* (MEW 13, 7f).

⁶„Man muss ‚die Philosophie beiseite liegenlassen‘ [...], man muss aus ihr herauspringen und sich als ein gewöhn-

ders der Text der *Deutschen Ideologie* erfordert es, in der Darstellung die unmittelbaren Frontstellungen, an denen die Auffassung entwickelt wird, zu unterscheiden von einhergehenden und zusätzlich darin enthaltenen Bestimmungen, die zwar ebenso konstitutive Elemente dieses Denkens sind, aber erst in späteren theoretischen Auseinandersetzungen ins Zentrum rückten. So ist die affirmativ gegen die Philosophie gestellte empirische, „positive Wissenschaft“ (MEW 3, 27) zugleich nicht derselbe Positivismus, der beispielsweise im Positivismusstreit der deutschen Soziologie von marxistischer Seite her kritisiert wurde oder auch nur der „Scheißpositivismus“ Comtes, gegen den Marx in einer entwickelteren Phase seines Denkens polemisiert (MEW 31, 234). Vielmehr wird das Problem eines totalisierenden Ordners des empirischen Materials schon vor der späteren wissenschaftlichen Durchdringung der politischen Ökonomie bereits bewusst ausgesprochen: „Die Schwierigkeit beginnt [...] erst da, wo man sich an die Betrachtung und Ordnung des Materials, sei es einer vergangenen Epoche oder der Gegenwart, an die wirkliche Darstellung gibt.“ (MEW 3, 27) Auch wenn die methodologische Durchdringung dieser Schwierigkeit ansatzweise erst in der Einleitung in die *Grundrisse* geleistet wird und die systematische Darstellung der Ökonomie einer Epoche erst nach mehreren Anläufen im *Kapital* eine immer noch unabgeschlossene, aber methodisch reflektierte Durchführung gefunden hat, so ist die Grundausrichtung des Denkens in der *Deutschen Ideologie* doch schon so weit entfaltet und in ihrer Komplexität dargestellt, dass sich von hier aus eine Skizze formulieren lässt⁷.

Ausgangspunkt für die Interpretation menschlicher Verhältnisse ist die Feststellung einfacher und relativ trivialer Grundtatsachen der bisherigen Geschichte der Menschen, die als wirkliche und fortwirkende Bedingungen nur in angemessener Weise theoretisch zur Geltung gebracht werden müssen, statt idealistisch ‚aufgehoben‘ oder ‚wegeskamotiert‘ zu werden. Als „erste Voraussetzung aller menschlichen Existenz“ müsse konstatiert werden, „dass die Menschen imstande sein müssen zu leben, um ‚Geschichte machen‘ zu können. Zum Leben aber gehört vor Allem Essen und Trinken, Wohnung, Kleidung und noch einiges Andere. Die erste geschichtliche Tat ist also die Erzeugung der Mittel zur Befriedigung dieser Bedürfnisse [...] Das Erste also bei aller geschichtlichen Auffassung ist, dass man diese Grundtatsache in ihrer ganzen Bedeutung und ihrer ganzen Ausdehnung beobachtet und zu ihrem Rechte kommen lässt.“ (MEW 3, 28) Fast vierzig Jahre später setzt Engels zur Erläuterung der materialistischen Geschichtsauffassung ähnlich ein: „Nach der materialistischen Auffassung ist das in letzter Instanz bestimmende Moment in der Geschichte: die Produktion und Reproduktion des unmittelbaren Lebens. Diese ist aber selbst wieder doppelter Art. Einerseits die Erzeugung von Lebensmitteln, von Gegen-

licher Mensch an das Studium der Wirklichkeit geben [...] Philosophie und Studium der wirklichen Welt verhalten sich zueinander wie Onanie und Geschlechtsliebe.“ (MEW 3, 218) „Übrigens löst sich in dieser [historisch-materialistischen] Auffassung der Dinge, wie sie wirklich sind und geschehen sind [...] jedes tiefsinnige philosophische Problem ganz einfach in ein empirisches Faktum auf.“ (MEW 3, 42)

⁷Diese Einschätzung z.B. auch bei Draper: „*The German Ideology* is the first work that can be read as a reliable exposition of the essential views of developed Marxism (except in economics).“ (Draper 1977, 189)

ständen der Nahrung, Kleidung, Wohnung und den dazu erforderlichen Werkzeugen; andererseits die Erzeugung von Menschen selbst, die Fortpflanzung der Gattung.“ (MEW 21, 27f.) Man kann beide Zitate noch dahingehend unterscheiden, dass das erste eine offener und das zweite eine geschlossener Formulierung des Historischen Materialismus repräsentiert. Beide Tendenzen gehen im Gesamtwerk bunt durcheinander und haben Anlass zu weit auseinandergehenden Interpretationen und Einschätzungen des genauen Inhalts der Philosophie geführt. Engels' spätere Formulierung ist thesenförmig („ist das [...] bestimmende Moment“), und man wird sich, die Sache wörtlich genommen, fragen müssen, inwieweit eine solche ‚Bestimmung in letzter Instanz‘ überhaupt überprüfbar ist und nicht einen Rückfall in Geschichtskonstruktion bedeutet. In der *Deutschen Ideologie* wird der Materialismus dagegen zunächst als eine heuristische Forderung formuliert, nämlich die Naturbestimmungen, denen die Menschen unterworfen sind, nicht nur als Geschichtsbedingungen zur Kenntnis zu nehmen, sondern sie auf ihre Bedeutung für die Geschichte hin zu untersuchen. Die Zusammenfassung der (vorläufigen) Ergebnisse hinsichtlich der bestimmenden Rolle der ökonomischen Verhältnisse in der bisherigen Menschengeschichte ist erst das Nächste.

Die Geschichte der Menschheit zeichnet sich dadurch aus, immer mehr von Naturgeschichte zur Gesellschaftsgeschichte überzugehen.⁸ Dies bedeutet keine Aufhebung der Natur, sondern nur, dass erstens die Natur durch die gesellschaftliche Entwicklung so „geschichtlich modifiziert“ wird (MEW 3, 31), dass historisch bestimmte natürliche Schranken überschritten werden. Selbstverständlich fallen für den notwendigen „Stoffwechsel mit der Natur“ nicht alle Schranken, zumindest bisher vor allem die nicht, überhaupt durch Arbeitseinsatz der Natur Lebensmittel produktiv abzurufen, um Fortleben zu gewährleisten; zweitens hat der Übergang die Bedeutung, dass Natur begrifflich nicht mehr als nur unmittelbare Voraussetzung gefasst werden kann, sondern indem Menschen sich die vorgefundenen Naturbedingungen akkomodieren, gerät die Naturgeschichte auch in den Wirkungskreis der Gesellschaftsgeschichte; und drittens, dass in der Beurteilung von Menschen natürliche Bestimmungen zugunsten von gesellschaftlichen Umständen in den Hintergrund treten – diese gesellschaftlichen Umstände sind jedoch zugleich wesentlich bestimmt durch das Verhältnis zur Natur, deren Aneignung gesellschaftlich organisiert werden und dadurch gesellschaftsstrukturierend wirken muss.

Das gesellschaftliche Verhältnis zur Natur ist in einer weiteren Hinsicht kein unmittelbares: die Produktion der Lebensmittel ist selbst gegenständlich vermittelt durch Arbeitsinstrumente, die die Naturschranken der menschlichen Organe aufheben, aber selbst durch Bearbeitung von

⁸Dieser Ansatz ist später vor allem in der Kulturhistorischen Schule und in der Kritischen Psychologie herausgearbeitet worden. Z.B. heißt es bei Holzkamp-Osterkamp: „Bei der Heraushebung der neuen Qualität der gesellschaftlichen Entwicklung des Menschen wurde [...] gezeigt, wie [...] mit der Aufhebung der individuellen in der gesellschaftlichen Lebenserhaltung durch die vergegenständlichende Schaffung einer ‚menschlichen‘ Welt die gesellschaftlich-historische Entwicklung als eine Progression neuer Größenordnung sich gegenüber der phylogenetischen Entwicklung verselbständigt“ (Holzkamp-Osterkamp 1978, 13).

Naturstoffen, selbst wieder meistens gegenständlich vermittelt, produziert werden müssen, sowie organisatorisch vermittelt durch eine bestimmte Gestaltung gesellschaftlicher Kooperation, die wiederum von den zur Verfügung stehenden gegenständlichen Mitteln nicht unabhängig sein kann. Für die Geschichte ergibt sich daraus, „dass eine bestimmte Produktionsweise oder industrielle Stufe stets mit einer bestimmten Weise des Zusammenwirkens oder gesellschaftlichen Stufe vereinigt ist, und diese Weise des Zusammenwirkens ist selbst eine ‚Produktivkraft‘, dass die Menge der den Menschen zugänglichen Produktivkräfte den gesellschaftlichen Zustand bedingt und also die ‚Geschichte der Menschheit‘ stets im Zusammenhang mit der Geschichte der Industrie und des Austausches studiert und bearbeitet werden muss.“ (MEW 3, 30) Auf das hier bereits angedeutete Ordnungsprinzip, nach dem sich Gesellschaftsformationen wesentlich durch die jeweils vorherrschende und mit den verfügbaren Produktivkräften zusammenhängende Produktionsweise unterscheiden sollen, wird zurückzukommen sein. Zunächst ist festzuhalten, dass der erste Inhalt, den das Wort ‚Materialismus‘ in der materialistischen Geschichtsauffassung annimmt, darin besteht, die Bedeutung der im engeren Sinne materiellen, d.h. stofflichen und gegenständlichen Umstände einer Gesellschaft hervorzuheben und als Ausgangspunkt ihrer Beurteilung zu nehmen, nicht nur, weil die verfügbaren Lebensmittel die Bedürfnisse und die verfügbaren Werkzeuge die Möglichkeiten der Lebensgestaltung bedingen, sondern auch, weil ein bedeutender Teil der Lebensführung durch die Arbeit der (materiellen) Produktion gebunden und die Zurichtung der Organismen dadurch geprägt ist.

Noch bedeutender ist, dass die gesellschaftliche Form, in der die materielle Produktion vonstatten geht, zugleich strukturierend für die innere Differenzierung und Gliederung einer Gesellschaft wirkt; die in den historischen Produktionsweisen komplexerer Gesellschaften sozial verfestigten Arbeitsteilungen sind für Marx und Engels erste Grundlage für die Trennung und Reproduktion gesellschaftlicher Gruppen oder Klassen, womit nicht nur eine ungleiche Verteilung der Arbeit auf die Individuen verbunden ist, sondern auch ihre ungleiche Entscheidungsmacht darüber, was produziert wird („Verfügung über fremde Arbeitskraft“ (MEW 3, 32) durch die herrschenden Gruppen), und ungleiche Verfügung über das Arbeitsprodukt. Diese gesellschaftliche Spaltung und den daraus erwachsenden „Widerspruch des besonderen und gesellschaftlichen Interesses“ sehen sie als „eines der Hauptmomente in der bisherigen geschichtlichen Entwicklung“ (MEW 3, 33).

1.1.2 Die ökonomische Basis, ihr Überbau und Subjektivität

An diese Überlegungen lassen sich einige Grundfragen der marxistischen Geschichts- und Gesellschaftsauffassung anschließen: wenn Umfang und Form der materiellen Produktion zum Ausgangspunkt des Studiums einer Gesellschaft gemacht werden soll, wie lässt sich das Verhältnis zu den übrigen Gestaltungen dieser Gesellschaft bestimmen; außerdem, wenn jeweils

die Produktionsweise das Gravitationszentrum einer Gesellschaftsformation darstellt, wie verhält sich dies zu Aussagen, die das aktive Geschichtemachen der Menschen und Klassenkämpfe in den Vordergrund der Geschichtsauffassung rücken; und schließlich, wenn die besonderen Formen der historischen Gesellschaftsformationen nicht durch ein überspannendes allgemeines Prinzip miteinander im Zusammenhang stehen, in welchem Verhältnis stehen dann die allgemeineren Aussagen der materialistischen Geschichtsauffassung zu den auf die besonderen Formationen konzentrierten Analysen?

Die erste Frage ist im Marxismus anhand der Begriffe ‚Basis‘ und ‚Überbau‘ bzw. ‚Superstruktur‘ diskutiert worden – in einem Spektrum an Positionen, das von mechanistischem Ökonomismus, der Überbauphänomene für Schein erklärt und aus den ökonomischen Bedingungen ableiten zu können meint, bis zu Auffassungen reicht, die das Begriffspaar schon wegen seiner deterministischen Tendenz lieber aus der Diskussion tilgen wollen. Dies ist nicht allein eine spätere Entwicklung, sondern bei Marx und Engels selbst schwanken die Formulierungen, infolgedessen der alte Engels sich zu der Bemerkung veranlasst sah: „Dass von den Jüngeren zuweilen mehr Gewicht auf die ökonomische Seite gelegt wird, als ihr zukommt, haben Marx und ich teilweise selbst verschulden müssen. Wir hatten, den Gegnern gegenüber, das von diesen geleugnete Hauptprinzip zu betonen, und da war nicht immer Zeit, Ort und Gelegenheit, die übrigen an der Wechselwirkung beteiligten Momente zu ihrem Recht kommen zu lassen.“ (MEW 37,465) Die Schwierigkeiten, den theoretischen Status des Begriffspaares zu klären, fällt zusammen mit seiner Verteidigung, dass nämlich diese Metapher bei Marx nie zu technischem Vokabular geronnen ist.⁹ Setzt man den Vorrang der Empirie vor der Geschichtskonstruktion, also die Forderung voraus, die (historisch bestimmte) „Logik der Sache“ vor der „Sache der Logik“ (MEW 1, 216) zur Geltung zu bringen, dann lässt sich die Logik von Basis und Überbau nicht als schematische Theorie der Gesellschaft auffassen, sondern sie erhält zunächst heuristischen Charakter: Da sich jede Gesellschaft materiell reproduzieren und dies in einer bestimmten Form organisieren muss, kann diese Struktur auch jeweils theoretisch rekonstruiert und als Erklärungsgrundlage für die übrigen Einrichtungen, Kulturformen, Gedankenformen herangezogen werden. Eine These enthält das Begriffspaar nur insofern, als eine asymmetrische epistemologische Abhängigkeit unterstellt wird, indem der *erste* Erklärungsgrund in der ökonomischen Struktur identifiziert wird. Selbst die berühmte Formulierung aus dem Vorwort zur *Kritik der Politischen Ökonomie*, wo von einer Entsprechung zwischen Basis und Überbau die Rede ist, lässt bei genauem Hinsehen eine

⁹So auch Thompson gegen Althusser's Unterstellung des Klassenkampfes als „Motor“ der Geschichte: „Analogies, metaphors, images are not the same thing as concepts. They cannot be transfixed with the arrow of theory, plucked from the side of the text which they explicate, and mounted as concepts, on a plinth inscribed ‚Basic Proposition‘. It may not matter much in this case. But it does matter, very much, in the case of another analogy, which has more generally been petrified into a concept: that of basis and superstructure. The graveyard of philosophy is cluttered with grand systems which mistook analogies for concepts. A headstone is already being prepared for Marxist structuralism.“ (Thompson 1978, 104)

Lesart, es müsse eine eindeutige Zuordnungsbeziehung geben, also einen Ableitungsdeterminismus nicht zu. Dort heißt es zwar: „In der gesellschaftlichen Produktion ihres Lebens gehen die Menschen bestimmte, notwendige, von ihrem Willen unabhängige Verhältnisse ein, Produktionsverhältnisse, die einer bestimmten Entwicklungsstufe ihrer materiellen Produktivkräfte entsprechen. Die Gesamtheit dieser Produktionsverhältnisse bildet die ökonomische Struktur der Gesellschaft, die reale Basis, worauf sich ein juristischer und politischer Überbau erhebt, und welcher bestimmte gesellschaftliche Bewusstseinsformen entsprechen.“ (MEW 13, 8) Hier ist offen, ob die Entsprechung a priori oder a posteriori verstanden werden soll, doch drei Sätze vorher wird bereits darauf verwiesen, dass es sich dabei um Erklärungsbeziehungen dreht, dass nämlich „Rechtsverhältnisse wie Staatsformen weder aus sich selbst zu begreifen sind noch aus der sogenannten allgemeinen Entwicklung des menschlichen Geistes, sondern vielmehr in den materiellen Lebensverhältnissen wurzeln“ (MEW 13, 8). Die Gestaltungen des Überbaus sind also zunächst unabhängig beschreibbar, so wie die idealistische Geschichtsschreibung es vorführt, aber nicht für sich genommen zu begreifen, sondern zum Zwecke der Erklärung auf die ökonomische Basis zu beziehen (was wiederum Rückwirkung auf die Beschreibung haben muss). Die Formulierungen aus der *Deutschen Ideologie* sind hierzu deutlicher: „Die empirische Beobachtung muss in jedem einzelnen Fall den Zusammenhang der gesellschaftlichen und politischen Gliederung mit der Produktion empirisch und ohne alle Mystifikation und Spekulation aufweisen.“ (MEW 3, 25) Wenn auch in jedem einzelnen Fall ein Erklärungszusammenhang nachgewiesen werden kann, so heißt das selbstverständlich nicht, dass aus der ökonomischen Struktur alles erklärt werden kann.¹⁰ Eine ökonomische Struktur ist ja gerade nicht überhistorisch allgemein, ein historischer Vergleich verschiedener ökonomischer Strukturen kann also gerade nicht durch Analogiebildung herangezogen werden, um die jeweiligen Superstrukturen zu erklären, sondern die Erklärung erwächst aus den Verhältnissen der zugehörigen besonderen ökonomischen Basis. Die relative Selbständigkeit des Überbaus besteht aber nicht nur darin, dass verschiedene Gestaltungen den sich aus der ökonomischen Struktur ergebenden Anforderungen, Klasseninteressen und organisatorischen Möglichkeiten ‚entsprechen‘ können, sondern auch in seiner Rückwirkung auf die ökonomischen Verhältnisse: „Diese Geschichtsauffassung beruht also darauf, den wirklichen Produktionsprozess, und zwar von der materiellen Produktion des unmittelbaren Lebens ausgehend, zu entwickeln und die mit dieser Produktionsweise zusammenhängende und von ihr erzeugte Verkehrsform, also die bürgerliche Gesellschaft in ihren verschiedenen Stufen, als Grundlage der ganzen Geschichte aufzufassen und sie sowohl in ihrer Aktion als Staat darzustellen, wie die sämtlichen verschiedenen theoretischen Erzeugnisse und Formen des Bewusstseins, Religion, Philosophie, Moral etc. etc., aus ihr zu erklären und

¹⁰ „Es wird schwerlich gelingen, die Existenz jedes deutschen Kleinstaates der Vergangenheit und Gegenwart oder den Ursprung der hochdeutschen Lautverschiebung [...] ökonomisch zu erklären, ohne sich lächerlich zu machen.“ (Engels an Bloch, 21./22.9.1890, MEW 37, 464)

ihren Entstehungsprozess aus ihr zu verfolgen, wo dann natürlich auch die Sache in ihrer Totalität (und darum auch die Wechselwirkung dieser verschiedenen Seiten aufeinander) dargestellt werden kann.“ (MEW 3, 37f)¹¹

Es ist klar, dass eine ‚Erklärung‘ von Superstrukturen aus ihrer Basis, oder besser: von ihrer Basis ausgehend (und selbstverständlich weitere Umstände mit einbeziehend), tatsächliche Wirkungszusammenhänge voraussetzt, dass heuristische Formulierungen nur die epistemologische Seite ausmachen, deren Kehrseite jeweils in den historischen strukturalen Bestimmungsverhältnissen zu suchen ist. Wenn hier zunächst auf jene erste Seite abgehoben wurde, so aus dem Grund, dass darin die genaue Wirkungsform bzw. der Zusammenhang mit individuellem Handeln vorläufig unbestimmt bleiben kann; dass die Theoretisierung der zweiten Seite zusätzliche Bestimmungen verlangt. Dabei wird die erste konstitutive Spannung der marxschen Auffassung sichtbar, die sich am knappsten in der Formulierung ausdrückt, dass „die Umstände ebenso die Menschen, wie die Menschen die Umstände machen“ (MEW 3, 38), also die Spannung zwischen strukturalen Aussagen wie im Vorwort zur *Kritik der politischen Ökonomie*, aus denen menschliche Akteure herausgekurzt scheinen, und solchen, in denen die Menschen die Subjekte der Geschichte sind, wonach Strukturanalysen einem falschen Objektivismus aufsitzen, wenn sie von der subjektiven Vermittlung abstrahieren: „Die Menschen machen ihre eigene Geschichte, aber sie machen sie nicht aus freien Stücken, nicht unter selbstgewählten, sondern unter unmittelbar vorgefundenen, gegebenen und überlieferten Umständen.“ (MEW 8, 115) Diese Umstände sind aber (in den zur Diskussion stehenden Gesellschaften) schon antagonistische, verschiedene Menschen finden sich qua Geburt schon in verschiedene Stellungen versetzt mit verschiedenen Verfügungen über den materiellen Reichtum der Gesellschaft, mit verschiedenen Bedingungen und Formen, sich das Leben zu verdienen, und mit verschiedenen Voraussetzungen und vor allem uneinheitlichen Interessen, diese vorgefundenen Umstände umzugestalten. Eine Produktionsweise ist eine gesellschaftliche Form, die sowohl die individuelle Reproduktion vermittelt, als auch ihre eigenen gesellschaftlichen Voraussetzungen reproduziert (was natürliche Schranken oder innere Widersprüche, die sich in langer Sicht geltend machen, nicht ausschließt), so dass die Individuen, indem sie sich entsprechend der vorgefundenen Form am Leben halten, auch die Form am Leben halten. Die Voraussetzungen für eine grundlegende „Umwälzung“ der Form selbst sind nicht allezeit gegeben. Diese Voraussetzungen werden von Marx so bestimmt,

¹¹Beide Bestimmungen (relative Selbstständigkeit des Überbaus, Rückwirkung) finden sich auch im *Kapital*: „Die spezifische Form, in der unbezahlte Mehrarbeit aus den unmittelbaren Produzenten ausgepumpt wird, bestimmt das Herrschafts- und Knechtschaftsverhältnis, wie es unmittelbar aus der Produktion selbst hervorwächst und seinerseits bestimmend auf sie zurückwirkt. Hierauf aber gründet sich die ganze Gestaltung des ökonomischen, aus den Produktionsverhältnissen selbst hervorwachsenden Gemeinwesens und damit zugleich seine spezifische politische Gestalt. [...] Dies hindert nicht, dass dieselbe ökonomische Basis – dieselbe den Hauptbedingungen nach – durch zahllose verschiedene empirische Umstände, Naturbedingungen, Racenverhältnisse, von außen wirkende geschichtliche Einflüsse usw., unendliche Variationen und Abstufungen in der Erscheinung zeigen kann, die nur durch Analyse dieser empirisch gegebenen Umstände zu begreifen sind.“ (MEW 25, 799f)

dass sie in erster Linie materieller Natur und in zweiter Linie subjektiver Natur sind. Das Vorwort zur *Kritik der politischen Ökonomie* beschränkt sich auf das erste Moment: „Eine Gesellschaftsformation geht nie unter, bevor alle Produktivkräfte entwickelt sind, für die sie weit genug ist, und neue höhere Produktionsverhältnisse treten nie an die Stelle, bevor die materiellen Existenzbedingungen derselben im Schoß der alten Gesellschaft selbst ausgebrütet worden sind.“ (MEW 13, 9) Woran sich messen ließe, für welche Produktivkräfte eine Gesellschaftsformation weit genug ist, außer durch den faktischen Entwicklungsstand in der Periode ihres Untergangs, wird nicht beantwortet, so dass für den ersten Teil des Satzes der Verdacht der Unbegründbarkeit naheliegt. Doch der Grundgedanke wird verständlicher, wenn er umgekehrt als Erklärung für das Fortbestehen einer Gesellschaftsformation formuliert wird: sie pflanzt sich fort, wenn eine Alternative nicht greifbar, nicht erreichbar ist (eben aus Mangel an organisatorischen und materiellen Grundbedingungen), sie bleibt vital, solange sie die sich erweiternde Produktionsfähigkeit integrieren kann. Dieses Aussparen der menschlichen Aktion aus der Darstellung rückt diesen Gedanken gewiss näher an eine Geschichtskonstruktion als an bloß rückblickende Zusammenfassung empirischer Forschung. In den Formulierungen der *Deutschen Ideologie* dagegen erhält das subjektive Moment Geltung. (In der folgenden Textstelle ist allerdings nicht von Wechseln der Gesellschaftsformationen überhaupt, sondern von der anvisierten proletarischen Revolution im Besonderen die Rede, also einer Revolution, die zwar begrifflich bestimmt und in ihrem Resultat von allen vorangegangenen unterschieden wurde, die aber gerade mangels Durchführung nicht historisch betrachtet werden konnte, oder allenfalls in ihrer vermeintlichen Anbahnung.) Objektive Bedingungen und menschliche Aktion werden in ihrem Zusammenhang dargestellt, und zwar erstere als Anlass sowie als Gelingensvoraussetzung für letztere: „Damit die [,Entfremdung‘] eine ‚unerträgliche‘ Macht werde, d.h. eine Macht, gegen die man revolutioniert, dazu gehört, dass sie die Masse der Menschheit als durchaus ‚eigentumlos‘ erzeugt hat und zugleich im Widerspruch zu einer vorhandenen Welt des Reichtums und der Bildung, was beides eine große Steigerung der Produktivkraft, einen hohen Grad ihrer Entwicklung voraussetzt – und andererseits ist diese Entwicklung der Produktivkräfte [...] auch deswegen eine absolut notwendige praktische Voraussetzung, weil ohne sie nur der Mangel verallgemeinert, also mit der *Notdurft* auch der Streit um das Notwendige wieder beginnen [...] müsste“ (MEW 3, 34f). Es sind also „die vorgefundenen Lebensbedingungen der verschiedenen Generationen [, die] entscheiden [...], ob die periodisch in der Geschichte wiederkehrende revolutionäre Erschütterung stark genug sein wird oder nicht, die Basis alles Bestehenden umzuwerfen, und wenn diese materiellen Elemente einer totalen Umwälzung, nämlich einerseits die vorhandenen Produktivkräfte, andererseits die Bildung einer revolutionären Masse, die nicht nur gegen einzelne Bedingungen der bisherigen Gesellschaft, sondern gegen die bisherige ‚Lebensproduktion‘ selbst, die ‚Gesamtstätigkeit‘, worauf sie basierte, revolutioniert – nicht vorhanden sind, so

1.1 Eine materialistische Geschichtsauffassung

ist es ganz gleichgültig für die praktische Entwicklung, ob die *Idee* dieser Umwälzung schon hundertmal ausgesprochen ist“ (MEW 3, 38f).

Will sagen, eine „revolutionäre Masse“ bildet sich erstens nicht unmotiviert, zweitens kann sie die systemischen Ursachen des Elends nur aufheben, wenn sie sich nicht nur gegen Symptome richtet, und drittens müssen die materiellen Möglichkeiten zur Organisation einer alternativen Gesellschaftsform bereits geschaffen worden sein. Das heißt umgekehrt nur, dass alle übrigen Revolten allenfalls eine Gesellschaft transformieren, aber im Rahmen derselben systemischen Grundbestimmungen. Dass eine „revolutionäre Masse“ aber nicht nur Ziele hat, sondern auch eine spezifische Subjektform in Gestalt einer revolutionären Einstellung zu jener Welt, gegen die sie rebelliert, ist darin ausgesprochen, dass es sich „für den *praktischen* Materialisten, d.h. *Kommunisten*, darum handelt, die bestehende Welt zu revolutionieren, die vorgefundenen Dinge praktisch anzugreifen und zu verändern.“ (MEW 3, 42) Objektivistische Formulierungen haben also nicht die (absurde) Bedeutung, dass sich menschliche Geschichte nicht durch menschliche Projekte mit bewussten Zielen ereignen würde. Das Rationale objektivistischer Formulierungen ist vielmehr eine Unmittelbarkeitskritik politischer Projekte, sowohl was ihre Bedingungen betrifft als auch, was ihre Wirkungsmacht betrifft. Denn erstens müssen sich solche Projekte, wenn sie von geschichtlichem Belang sein sollen, sowohl aus den gesellschaftlichen Lebensbedingungen heraus ergeben, als auch in ihrer Durchführung und sogar schon Zwecksetzung – nicht zu reden von den Erfolgchancen – von den materiellen und gesellschaftlichen historischen Umständen abhängig sein. Zweitens rufen sie anders interessierte Gegenprojekte hervor, die einer schlichten Umsetzung, d.h. der bewussten kollektiven Gestaltung der Gesellschaft entgegenstehen. Und drittens beruht die Beharrungskraft einer Gesellschaftsformation gerade auf ihrer Formgebung für individuelle Reproduktionsprojekte; d.h. indem die Grundlage des gesellschaftlichen Lebens, die materielle Produktion, kein gesellschaftliches Projekt mit kollektiv gewähltem, bewussten gesellschaftlichen Zweck ist, zerfällt sie in eine Unzahl paralleler, teils gegeneinander, teils zusammenwirkender Projekte, deren Summe eine Verselbständigung gesellschaftlicher Verhältnisse gegenüber menschlichen Zwecken ist, eine „Konsolidation unsres eignen Produkts zu einer sachlichen Gewalt über uns, die unsrer Kontrolle entwächst, unsre Erwartungen durchkreuzt, unsre Berechnungen zunichte macht“ (MEW 3, 33).

Man sieht, wie die materialistische Geschichtsauffassung durchwoben ist mit einer Philosophie der Praxis, wie die Wirksamkeit der materiellen Verhältnisse vermittelt ist durch das Wirken der Menschen in und durch diese materiellen Verhältnisse. Das heißt umgekehrt, dass das Reproduzieren und Produzieren der materiellen Verhältnisse wiederum das Wirken der Menschen bedingt, nämlich ihr Handeln auf der Grundlage dieser hergestellten Verhältnisse, weshalb schon „die Produktion des materiellen Lebens selbst [...] eine geschichtliche Tat“ ist (MEW 3, 28). Die bisherige Geschichte der Menschen wird also von Marx und Engels nicht nur als zu-

nehmende kollektive praktische Beherrschung und Aneignung der Naturverhältnisse angesehen, sondern auch als Auftauchen neuer unkontrollierter Mächte durch diese Tätigkeit selbst, durch ihre „naturwüchsige“ Teilung und Organisation. Kommunismus ist gerade als Aufhebung dieser Verselbständigung menschlichen Produkts bestimmt: Er „unterscheidet sich von allen bisherigen Bewegungen dadurch, dass er [...] alle naturwüchsigen Voraussetzungen zum ersten Mal mit Bewusstsein als Geschöpfe der bisherigen Menschen behandelt, ihrer Naturwüchsigkeit entkleidet und der Macht der vereinigten Individuen unterwirft. [...] Das Bestehende, was der Kommunismus schafft, ist eben die wirkliche Basis zur Unmöglichmachung alles von den Individuen unabhängig Bestehenden, sofern dies Bestehende dennoch nichts als ein Produkt des bisherigen Verkehrs der Individuen selbst ist [...], ohne indes sich einzubilden, es sei der Plan oder die Bestimmung der bisherigen Generationen gewesen, [den Kommunisten] das Material zu liefern“ (MEW 3, 70f). Im Begriff der Praxis wird die Verschränkung von Epistemologie und politischer Zielbestimmung deutlich: gerade weil die bisherigen Gesellschaften nicht von den Menschen unabhängige Formen waren, in denen sie sich bewegten, sondern diese Formen auf einem bestimmten Zusammenspiel ihres praktischen Tuns basierten bzw. eben die bestimmten Formen dieses Zusammenspiels selbst waren, wird es möglich, die Gesellschaftsform (und das heißt zuallererst die ökonomische und Verkehrsform) der bewussten Gestaltung zu unterwerfen. Aber auch dies ist nicht unmittelbar möglich, da die Menschheit noch in jener alten Form befangen ist, so dass „sowohl zur massenhaften Erzeugung dieses kommunistischen Bewusstseins wie zur Durchsetzung der Sache selbst eine massenhafte Veränderung der Menschen nötig ist, die nur in einer praktischen Bewegung, in einer *Revolution* vor sich gehen kann“ (MEW 3, 70).¹²

Das Ziel der (kommunistischen) revolutionären Praxis ist eine Gesellschaft, in der jeglicher Klassenantagonismus aufgehoben ist, denn Marx und Engels sehen in der Spaltung komplexer Gesellschaften in ökonomische Klassen, die sich vor allem als Produzenten von Mehrprodukt und Aneigner desselben aufeinander beziehen,¹³ den Grundmechanismus, wie das Produkt

¹²An dieser Stelle ist zu bemerken, dass Praxis hier im Unterschied zur bloß produktiv-reproduktiven Tätigkeit den Charakter einer gerichteten Selbstveränderung bekommt. Das ist festzuhalten, weil daran die Komplexität des marxischen Praxisbegriffs zum Vorschein kommt: In oberflächlicher Übereinstimmung mit einer Praxisphilosophie, wie sie sich in der analytischen Philosophie und bei Wittgenstein findet, heißt es in den *Thesen über Feuerbach*: „Alle Mysterien, welche die Theorie zum Mystizismus[us] veranlassen, finden ihre rationelle Lösung in der menschlichen Praxis“ (MEW 3, 7). Aber schon der Zusatz: „und in dem Begreifen dieser Praxis“ (ebd.) weist in eine andere Richtung: nicht alle Unterschiede, zu allererst die zwischen dem Materiellen und dem Ideellen, sind (demnach) in gesellschaftliche Praxis aufzulösen, sondern konkrete Mystifizierungen der Wirklichkeit sind zurückzuführen auf konkrete Handlungsformen, d.h. in erster Linie auf die gesellschaftliche Vermittlungsform der Naturaneignung. Der Begriff der revolutionären Praxis liegt nun ganz außerhalb des Problembereichs jener anderen Philosophietradition: Mit ihm soll eine rationelle Umbildung einer Gesellschaft ohne voluntaristische, intellektualistische Illusionen erfasst werden können, ohne in idealistische Denkfiguren der Selbsterzeugung zu verfallen: „Das Zusammenfallen des Ändern[s] der Umstände und der menschlichen Tätigkeit oder Selbstveränderung kann nur als *revolutionäre* Praxis gefasst und rationell verstanden werden.“ (MEW 3, 6)

¹³„Nur die Form, worin diese Mehrarbeit dem unmittelbaren Produzenten, dem Arbeiter abgepresst wird, unterscheidet die ökonomischen Gesellschaftsformationen, z.B. die Gesellschaft der Sklaverei von der der Lohnarbeit.“

1.1 Eine materialistische Geschichtsauffassung

der Menschen zu einer „sachlichen Gewalt“ über sie wird und den Gegensatz besonderer Interessen erzeugt. So heißt es entsprechend im *Kommunistischen Manifest*, wo dem Charakter einer politischen Schrift gemäß alles Gewicht auf diese aus den ökonomischen Formen hervorgehenden Gegensätze und ihre in sich verschlungene Bewegung gelegt wurde: „Die Geschichte aller bisherigen Gesellschaft ist die Geschichte von Klassenkämpfen“, einem „ununterbrochenen, bald versteckten, bald offenen Kampf“ (MEW 4, 462)¹⁴. Dass sich in einer „Epoche sozialer Revolution“, akteurlos formuliert, „mit der Veränderung der ökonomischen Grundlage [...] der ganze ungeheure Überbau langsamer oder rascher um[wälzt]“ (MEW 13, 9), erklärt sich überhaupt aus veränderten Lebensverhältnissen, anderen funktionalen Bedingungen und Ansprüchen an die nicht unmittelbar ökonomischen Institutionen der Gesellschaft, insbesondere aber aus der Gestaltungsmacht und dem Gestaltungsinteresse der führenden Klassen. Das schließt die Subjektformen mit ein: „Auf den verschiedenen Formen des Eigentums, auf den sozialen Existenzbedingungen erhebt sich ein ganzer Überbau verschiedener und eigentümlich gestalteter Empfindungen, Illusionen, Denkweisen und Lebensanschauungen. Die ganze Klasse schafft und gestaltet sie aus ihren materiellen Grundlagen heraus und aus den entsprechenden gesellschaftlichen Verhältnissen.“ (MEW 8, 139) Das bedeutet nicht, dass Elemente vergangener Gesellschaftsformationen nicht fortbestehen, aufgenommen, neu zusammengesetzt werden: „Die verschiedenen [historischen] Stufen und Interessen werden nie vollständig überwunden, sondern nur dem siegenden Interesse untergeordnet und schleppen sich noch jahrhundertlang neben diesem fort. Hieraus folgt, dass selbst innerhalb einer Nation die Individuen auch abgesehen von ihren Vermögensverhältnissen ganz verschiedene Entwicklungen haben, und dass ein früheres Interesse, dessen eigentümliche Verkehrsform schon durch die einem späteren angehörige verdrängt ist, noch lange im Besitz einer traditionellen Macht in der den Individuen gegenüber verselbständigten scheinbaren Gemeinschaft (Staat, Recht) bleibt“ (MEW 3, 72f).

Es versteht sich von selbst, dass Individuen immer nur einen mehr oder minder hohen Grad an Bewusstsein über die gesellschaftlichen Vermittlungsverhältnisse haben, in denen ihr Handeln stattfindet, was natürlich der gesellschaftlichen Reproduktion durch individuelle Reproduktion gemäß den gesellschaftlichen Formen ebenso wenig Abbruch tut¹⁵ wie der mehr oder weniger rationellen Einwirkung auf die gesellschaftlichen Umstände vermittelt der „juristischen, politi-

(MEW 23, 231) Das „Nur“ ist hier selbstverständlich zu übersetzen als ‚in erster Linie‘, denn die ganzen auf diesen Formen aufbauenden Gesellschaften unterscheiden sich ja (auch nach Marx) durchaus ebenso beträchtlich.

¹⁴Zur Verteidigung von Marx' Klassenbegriff in Anwendung auf eine politisch völlig unorganisierte und so gut wie keine offene Auseinandersetzung hervorrufende, unterdrückte Gruppe, die Sklaven der europäischen Antike, siehe de Ste. Croix (1981), insbesondere Kapitel II.

¹⁵Wie sich in der gesellschaftlichen Differenzierung von Arbeit, Lebensweisen, überhaupt gesellschaftlichen Positionen auch die verschiedenen Handlungsfelder, die zusammen das menschliche Tun in einer gegebenen Gesellschaft umfassen, sich auf verschiedene Individuen verteilen, also sich die Horizonte der Einzelnen einschränken, ohne ihr Mitwirken an der Gesamtproduktion zu untergraben, ist überzeugend bei Holzkamp in der *Grundlegung der Psychologie* Holzkamp (1983) dargestellt.

schen, religiösen, künstlerischen oder philosophischen, kurz, ideologischen Formen, worin sich die Menschen [des ökonomischen] Konflikts bewusst werden und ihn ausfechten“ (MEW 13, 9). Die Komplexität dieser Vermittlungen, zumindest soweit es sich zusammenfassend für die bisherigen komplexeren, d.h. Klassengesellschaften darstellt, ergibt sich einerseits aus der Verschränkung zweier Erklärungsprinzipien, dem der historischen Gliederung nach ökonomischen Gesellschaftsformationen und dem des jeweils daraus hervorgehenden Klassenkampfes als ihre bedeutendste Bewegungsform, und andererseits dem Denken dieser strukturellen Bestimmungen als vollständig vermittelt durch die Tätigkeiten der jeweils unter diesen historischen Bedingungen lebenden Individuen. Die obigen Erklärungsprinzipien stehen in einer Spannung, die sowohl die Epochenwechsel als auch die innere Entwicklung der Epochen selbst betrifft. Was die Epochenwechsel angeht, so treten sie nach der materialistischen Geschichtsauffassung ein durch den „Widerspruch zwischen den Produktivkräften und der Verkehrsform“ (MEW 3, 73) bzw. dem „Konflikt zwischen gesellschaftlichen Produktivkräften und Produktionsverhältnissen“ (MEW 13, 9), aber erst dann, wenn „alle Produktivkräfte entwickelt sind, für die [die Gesellschaftsformation] weit genug ist“ (ebd.), während das Kriterium der Klassenkampfperspektive die (durch einen Widerspruch zwischen den Produktionsverhältnissen und den Produktivkräften hervorbrachte) Unerträglichkeit der Verhältnisse ist (zusätzlich dazu, dass die „materiellen Existenzbedingungen“ (ebd.) einer neuen Gesellschaft bereits entwickelt sind). Innerhalb der Epochen ergibt sich die Spannung aus dem Konflikt einer homogenisierenden Darstellung der Verhältnisse, die sich auf die gleichbleibende ökonomische Grundform beruft, und einer dialektischen Darstellung, die die konkrete Gestalt einer Gesellschaft als historische Kompromisse sich widerstrebender gesellschaftlicher Kräfte auf Grundlage überlieferten historischen Materials begreift, was nicht nur die mit dem Begriff des Überbaus gefassten Gestalten umgreift, sondern in gewissem Umfang auch die ökonomischen Verhältnisse. Denn eine ökonomische Formation kann nicht nur verschiedene, den Produktivkraftentwicklungen folgende Phasen durchlaufen, sondern dieselben können ebenso von Rückwirkungen des Überbaus bzw. gesellschaftlicher Kämpfe abhängen.¹⁶

Der späte Engels hat in einer Reihe von Briefen sein (und Marx') Verständnis des dynamischen Verhältnisses von ökonomischer Basis und Überbau als dialektisch zusammengefasst. Er kontert gegen „die blödsinnige Vorstellung der Ideologen: Weil wir den verschiedenen ideologischen Sphären¹⁷, die in der Geschichte eine Rolle spielen, eine selbständige historische Entwicklung absprechen, sprächen wir ihnen auch jede *historische Wirksamkeit* ab. Es liegt hier die

¹⁶Exemplarisch bei Candeias (2004), der die Ausformung einer neoliberalen Phase in der Nachfolge einer fordistischen Phase in der Geschichte des Kapitalismus im Zusammenhang der Entwicklung hochtechnologischer Produktionsmittel einerseits und als gegen den keynesianistischen Wohlfahrtsstaat gerichtetes politisches Projekt andererseits beschreibt. Candeias benutzt statt ‚Phase‘ Gramscis Begriffe von ‚Hegemonie‘ und ‚historischer Block‘, denen nicht die mögliche Assoziation einer notwendigen historischen Durchgangsstation anhaftet.

¹⁷Gemeint ist der ganze Überbau.

1.1 Eine materialistische Geschichtsauffassung

ordinäre undialektische Vorstellung von Ursache und Wirkung als starr einander entgegengesetzten Polen zugrunde, die absolute Vergessung der Wechselwirkung.“ (MEW 39, 98) Aber die Wechselwirkung besteht hier nicht unter Gleichrangigen: „Die politische, rechtliche, philosophische, religiöse, literarische, künstlerische etc. Entwicklung beruht auf der ökonomischen. Aber sie alle reagieren aufeinander und auf die ökonomische Basis. Es ist nicht, dass die ökonomische Basis *Ursache*, *allein aktiv* ist und alles andere nur *passive* Wirkung.“ (MEW 39, 206) Die verschiedenen gesellschaftlichen Sphären, insofern sie sich gegen die materielle Reproduktion leistende verselbständigen, bleiben doch immer von dieser abhängig; ihre relative Selbständigkeit führt aber auch zu Eigendynamiken, die wiederum Auswirkungen auf die Ökonomie haben. Diese Wirkungen nur als Wirkungen gesellschaftlicher Sphären aufeinander vorgestellt, heißt, sie um die wirklich handelnden Menschen zu verkürzen: „Es ist also nicht, wie man sich hier und da bequemerweise vorstellen will, eine automatische Wirkung der ökonomischen Lage, sondern die Menschen machen ihre Geschichte selbst, aber in einem gegebenen, sie bedingenden Milieu, auf Grundlage vorgefundener tatsächlicher Verhältnisse, unter denen die ökonomischen, so sehr sie auch von den übrigen politischen und ideologischen beeinflusst werden mögen, doch in letzter Instanz die entscheidenden sind und den durchgehenden, allein zum Verständnis führenden roten Faden bilden.“ (ebd.)

Dieses Machen der Geschichte nimmt nicht zuletzt die Form gesellschaftlicher Kämpfe an: „Die ökonomische Lage ist die Basis, aber die verschiedenen Momente des Überbaus – politische Formen des Klassenkampfes und seine Resultate – Verfassungen, nach gewonnener Schlacht durch die siegende Klasse festgestellt usw. – Rechtsformen, und nun gar die Reflexe aller dieser wirklichen Kämpfe im Gehirn der Beteiligten, politische, juristische, philosophische Theorien, religiöse Anschauungen und deren Weiterentwicklung zu Dogmensystemen, üben auch ihre Einwirkung auf den Verlauf der geschichtlichen Kämpfe aus und bestimmen in vielen Fällen vorwiegend deren *Form*.“ (MEW 37, 463)

Mit der relativen Selbständigkeit bildet sich nach Engels eine neue gesellschaftliche Gruppe derjenigen, die die Arbeit in dieser Sphäre leisten und ihre eigenen Interessen ausbilden. Aber nicht nur diese befördern eine gewisse Eigengesetzlichkeit, hinzu kommen die komplexen Vermittlungsanforderungen, in denen sich verschiedene externe Interessen überschneiden. Schon innerhalb der Ökonomie selbst kommt es zu Abspaltungen: „Die Produktion ist das in letzter Instanz Entscheidende. Sowie aber der Handel mit den Produkten sich gegenüber der eigtl. Produktion verselbstigt, folgt er einer eignen Bewegung [...] So ist es auch mit dem Geldmarkt. Sowie sich der Geldhandel vom Warenhandel trennt, hat er eine – unter gewissen durch Produktion und Warenhandel gesetzten Bedingungen und innerhalb dieser Grenzen – eigne Entwicklung, besondrer, durch seine eigne Natur bestimmte Gesetze und aparte Phasen.“ (MEW 37, 489) Nun muss sich die Produktion „richten bald nach den Interessen der unmittelbaren Produktion, bald

aber auch nach den Bedürfnissen der Aktionäre“ (ebd.).

So auch beim Staat: „Die Gesellschaft erzeugt gewisse gemeinsame Funktionen, deren sie nicht entraten kann. Die hierzu ernannten Leute bilden einen neuen Zweig der Teilung der Arbeit *innerhalb der Gesellschaft*. Sie erhalten damit auch besondere Interessen auch gegenüber ihren Mandataren [...] Die ökonomische Bewegung setzt sich im ganzen und großen durch, aber sie muss auch Rückwirkung erleiden von der durch sie selbst eingesetzten und mit relativer Selbständigkeit begabten politischen Bewegung, der Bewegung einerseits der Staatsmacht, andererseits der mit ihr gleichzeitig erzeugten Opposition.“ (MEW 37, 490) Die relative Selbständigkeit hat eine doppelte Bedeutung: Jene Sphäre erscheint unmittelbar als unabhängig, also eigenen Gesetzen gehorchend; die Relativität der Selbständigkeit muss sich aber auch ausdrücken, nur tut sie dies in der eigenen Form der Sphäre, so dass der Schein der Unabhängigkeit nicht unmittelbar durch die Darstellung der Abhängigkeit zerbrochen wird. Nach Engels' Auffassung „spiegelt sich im Kampf zwischen Regierung und Opposition der Kampf der vorher schon bestehenden und kämpfenden Klassen wider, aber [...] so verkehrt, dass es Jahrtausend gebraucht hat, bis wir wieder dahinterkamen.“ (ebd.). Das hat eine epistemologische Dimension: Wenn der Staat als selbständig erscheint, in Wirklichkeit aber die ökonomischen Verhältnisse zur Grundlage hat, dann bedarf es, um ihn zu begreifen, (historischer) Reflexion auf die Vermittlungsverhältnisse zwischen beiden, nicht nur, um die Abhängigkeit aufzuweisen, sondern auch, um den Widerspruch zwischen Wirklichkeit und Erscheinung darstellen zu können (geschweige denn zu erklären).¹⁸

Dasselbe zeigt sich im Recht: „In einem modernen Staat muss das Recht nicht nur der allgemeinen ökonomischen Lage entsprechen, ihr Ausdruck sein, sondern auch *ein in sich zusammenhängender* Ausdruck, der sich nicht durch innere Widersprüche selbst ins Gesicht schlägt. Und um das fertigzubringen, geht die Treue der Abspiegelung der ökonomischen Verhältnisse mehr und mehr in die Brüche. Und dies um so mehr, je seltner es vorkommt, dass ein Gesetzbuch der schroffe, ungemilderte, unverfälschte Ausdruck der Herrschaft einer Klasse ist“ (MEW 37, 491). Das heißt nicht, dass die sich als ‚neutral‘ gerierenden Institutionen gar kein „Ausdruck der Herrschaft einer Klasse“ wären – Neutralität und Allgemeinheit wirken legitimierend, auch wenn ihre besondere Form gleichzeitig die Interessen der herrschenden Klassen sichert.¹⁹ Es gibt keine totale Abhängigkeit und damit bloßen Schein von Selbständigkeit, sondern die erscheinende Selbständigkeit drückt durchaus richtig eine wirkliche relative Verselbständigung aus, verschleiert aber die ebenso wirkliche Abhängigkeit.

¹⁸Eine Wiederaufnahme der Diskussion um die Stellung des Staats findet sich in Kapitel 5.2.

¹⁹So schon in der *Deutschen Ideologie*: „Jede neue Klasse nämlich, die sich an die Stelle einer vor ihr herrschenden setzt, ist genötigt, [...] ihr Interesse als das gemeinschaftliche Interesse aller Mitglieder der Gesellschaft darzustellen, d.i. ideell ausgedrückt: ihren Gedanken die Form der Allgemeinheit zu geben, sie als die einzig vernünftigen, allgemein gültigen darzustellen.“ (MEW 3, 47)

1.1.3 Ideologie im engeren Sinn

Mit der epistemologischen Dimension ist die Frage nach dem wirklichen Denken, in dem all diese Verhältnisse überhaupt erst erscheinen, also nach Ideologie, (gesellschaftlichem) Bewusstsein und Fetischismus berührt und die nach ihrem Zusammenhang mit materialistischer Geschichtsauffassung sowie Praxisphilosophie. Es ist dieser Komplex, in den Marx' Auffassung der Sprache eingebettet ist, wie im folgenden Unterkapitel (1.2) ausgeführt wird. Und ähnlich wie bei der Sprache ist diese Seite von Marx und Engels nie systematisch ausgearbeitet worden und setzt sich daher zusammen aus einer Fülle vereinzelter allgemeinerer Gedanken und konkreter Anwendung in Kritikform (so insbesondere im Rahmen von Marx' Kritik der politischen Ökonomie). Ein bedeutender Zweig marxistischer Literatur hat hieran angeschlossen mit der Bemühung, die zunehmende Bedeutsamkeit der Ideologie für das Fortbestehen des Kapitalismus im 20. Jahrhundert herauszuarbeiten. Dabei haben sich zwei Bedeutungen von ‚Ideologie‘ voneinander getrennt, deren Unterscheidung für die Rekonstruktion der marxschen Auffassung hilfreich ist: Während etwa bei Gramsci oder Woloschinow der Begriff Ideologie auf Vorstellungszusammenhänge und -formationen ohne Ansehung ihrer Wahrheitsgehalte geht, analysieren Adorno oder Althusser die systematische gesellschaftliche Produktion von Vorstellungen über eben diese Gesellschaft, die deren Wirklichkeit in signifikanter Weise verfehlen.

Bei Marx und Engels ist dieser zweite der vorherrschende Ideologiebegriff, als dessen Maßstab der erreichte wissenschaftliche Standard der historischen, materialistischen Erklärung gesellschaftlicher Vermittlungsverhältnisse fungiert. So führt Engels im oben zitierten Brief weiter aus: „Die Widerspiegelung ökonomischer Verhältnisse als Rechtsprinzipien ist notwendig [...] eine auf den Kopf stellende: Sie geht vor, ohne dass sie den Handelnden zum Bewusstsein kommt, der Jurist bildet sich ein, mit aprioristischen Sätzen zu operieren [...] Und dass diese Umkehrung, die, solange sie nicht erkannt ist, das konstituiert, was wir *ideologische Anschauung* nennen, ihrerseits wieder auf die ökonomische Basis zurückwirkt und sie innerhalb gewisser Grenzen modifizieren kann, scheint mir selbstverständlich.“ (MEW 37, 491f) Diese Stelle konzentriert gleich mehrere Gedanken dieses Problemkreises, dessen Kern die Frage nach der Stellung des Wissen in materialistischer Geschichtsauffassung und Praxisphilosophie ist. Der Jurist operiert wirklich mit Sätzen, darin besteht in bedeutendem Umfang sein Handeln. Innerhalb seines praktischen Feldes, staatlichen Rechtsinstitutionen, bleibend behandelt er die Sätze als unmittelbar vorausgesetzte, nicht als historisch gesetzte Resultate von gesellschaftlichen Kämpfen zur Befestigung ökonomisch-gesellschaftlicher Verhältnisse. Was ihm „zum Bewusstsein kommt“, sind nicht die wirklichen Ursprünge seiner Sätze, sondern er interpretiert sie als „Rechtsprinzipien“, „aprioristische Sätze“, also überzeitlich-ideell gerechtfertigte oder zu rechtfertigende (was der Anerkennung einer selbständigen Rechtsgeschichte nicht widerspricht). Indem die Rechtsinstitutionen eine relative Selbständigkeit gegenüber den übrigen

gesellschaftlichen Sphären gewinnen, können ihre Akteure sich auf den Schein der Selbständigkeit kaprizieren und die Voraussetzung ihres Denkens selbst wieder in Gedanken suchen. Die „ideologische Anschauung“ des Juristen entspringt demnach seinem unmittelbaren praktischen Bewusstsein, dessen Ausgangspunkt die gegebenen Rechtsprinzipien sind, indem er diese als wirklichen Ausgangspunkt seiner übrigen Sätze nimmt. Darin erscheinen Sätze als Ausflüsse allgemeinerer Sätze, Gedanken als Ausflüsse allgemeinerer Gedanken, also aus dem „Kopf“ statt aus praktisch-ökonomischen Verhältnissen herkommend, was wiederum die wirklichen Verhältnisse auf dem „Kopf“, das heißt verkehrt, darstellt.

Die Metapher der Verkehrung oder Widerspiegelung taucht auf, wo eine Abhängigkeit verschiedener Instanzen sich inhaltlich ausdrückt, also als Widerspiegelung der ökonomischen Verhältnisse in den Überbaustrukturen oder der gesellschaftlichen Verhältnisse im Denken und den Vorstellungen der sich in ihnen bewegenden Menschen. Zuweilen erhält die Metapher einen ‚mechanischen‘ Charakter, wenn etwa von der optischen Verkehrung des Lichts im Auge die Rede ist. Welche weitergehenden Probleme das ganze dem zugrunde liegende Repräsentationsparadigma in der Sprachtheorie verursacht, wird später zu betrachten sein. Aus dem Vorhergehenden ist allerdings festzuhalten, dass an eine eindeutige, also mechanische Repräsentation nicht zu denken ist, wenn es gleichzeitig der Sache nach um relative Selbständigkeit geht. Stattdessen führt Engels am Beispiel des Rechtssystems selber aus, dass es zwar notwendig von der Absicherung (ökonomischer) Herrschaftsverhältnisse abhängige Inhalte haben wird (im Kapitalismus vor allem die rechtliche Absicherung des Privateigentums an Produktionsmitteln), diese aber darin nicht unbedingt als klarer Ausdruck auftreten, sondern ‚verzerrt‘ durch die Vermittlung mit anderen Ansprüchen, die an die Ausformung des Rechts gestellt werden. Diesen Ansprüchen, wie etwa in Engels’ Brief dem der Konsistenz, Genüge tun kann ein Jurist, ohne Materialist zu sein oder sich über die ursächlichen Zusammenhänge seiner Tätigkeit mit der ökonomischen Sphäre seiner Gesellschaft im Klaren zu sein.

Aber auch und gerade aus der ökonomischen Sphäre kapitalistisch produzierender Gesellschaften selbst entspringt ein ideologisches, verkürztes praktisches Bewusstsein, das gewordene gesellschaftliche Formen nicht in ihrer ganzen Vermittlung auffasst, sondern nur die subjektive Position darin bzw. das Wissen des eigenen Tätigkeitskreises verallgemeinert: „Und es sind diese fertigen Verhältnisse und Formen, die in der wirklichen Produktion als Voraussetzungen erscheinen, weil die kapitalistische Produktionsweise sich in den von ihr selbst geschaffenen Gestalten bewegt und diese, ihr Resultat, im Prozess der Reproduktion, ihr ebensosehr als fertige Voraussetzungen gegenüberreten. Als solche bestimmen sie praktisch das Tun und Treiben der einzelnen Kapitalisten etc., geben die Motive her, wie sie als solche in ihrem Bewusstsein sich widerspiegeln. Die Vulgäroekonomie tut nichts, als dies seinen Motiven und seinen Vorstellungen nach in der Erscheinung der kapitalistischen Produktionsweise befangene Bewusstsein

1.1 Eine materialistische Geschichtsauffassung

in doktrinärer Form auszusprechen.“ (MEW 26.3, 476f.) Die fortgesetzt reproduzierten (arbeits- teiligen) Verhältnisse geben den in ihnen agierenden Individuen mehr oder weniger bestimmte Praxisfelder vor, die einerseits sich in diese Reproduktion einfügen und andererseits bei den Individuen, die sich in ihnen betätigen, nur das auf einen engen Ausschnitt des ganzen ge- schichtlichen Reproduktionszusammenhangs beschränkte Wissen voraussetzen, das wiederum als allgemeine Vorstellungen ausgesprochen und dann als Gedankengut verbreitet werden kann. In ähnlicher Weise bildet sich natürlich auch Engels' Jurist seine ideologischen Vorstellungen nicht als isoliertes Individuum aus seiner einsamen Praxis allein heraus, sondern findet sie bei seinen Lehrern und Kollegen vorgeprägt. Sobald diese zweite Quelle von Vorstellungen und Gedanken, nämlich die anderer Menschen, teils derselben Gesellschaft, teils vergangener Ge- sellschaften, theoretisch vermittelt werden muss mit der ersten: den in Erfahrungen und dem praktischen Leben der Individuen wurzelnden, wird die Komplexität einer entsprechenden Be- wusstseinsauffassung erahnbar, die ansatzweise zumindest in ihren Versatzstücken bei Marx und Engels vorfindlich ist, ohne von ihnen systematisch entwickelt worden zu sein.

Die kohärenteste, aber dennoch stückwerkhaft Darstellung findet sich wieder in der *Deut- schen Ideologie*, worin die Grundpositionen der materialistischen Geschichtsauffassung bereits entwickelt sind, aber die Auseinandersetzung mit der Bewusstseinsphilosophie noch frisch und daher die Gegenposition explizit ist. Dabei wird der Bewusstseinsbegriff als zentraler Begriff zur Beschreibung von Subjektivität nicht aufgegeben, sondern um seinen philosophischen Status als Kategorie, von der aus alles anhebt, gestützt und den materiellen und praktischen Verhältnissen nachgeordnet: „Nachdem wir bereits vier Momente, vier Seiten der ursprünglichen, geschicht- lichen Verhältnisse betrachtet haben“, nämlich Produktion von Lebensmitteln, Erweiterung der Bedürfnisse, Reproduktion der Gattung und Zusammenwirken der Menschen in der Produkti- on, „finden wir, dass der Mensch auch ‚Bewusstsein‘ hat.“ (MEW 3, 30) Gemeint ist hier nicht praktische Intelligenz, die schon in die Lebensmittelproduktion mit eingeschlossen ist, sondern reflektiertes Wissen, ein reflektiertes Verhältnis zur natürlichen und gesellschaftlichen Umwelt: „Wo ein Verhältnis existiert, da existiert es für mich, das Tier ‚verhält‘ sich zu Nichts und über- haupt nicht. Für das Tier existiert sein Verhältnis zu anderen nicht als Verhältnis.“ Entstanden aus der mit gesellschaftlicher Lebensproduktion einhergehenden „Notdurft des Verkehrs mit an- deren Menschen“ ist das Bewusstsein, weil über den Ideenaustausch mit anderen vermittelt, „von vornherein schon ein gesellschaftliches Produkt“ (MEW 3, 30f) – in zweierlei Sinne: nur in Gesellschaft entstehend und in seinem Inhalt durch die gesellschaftlichen Verhältnisse der Individuen zueinander und zur Natur bestimmt. Das „gesellschaftliche Sein“ (MEW 13, 9), das das Bewusstsein bestimmt, ist, soweit es das Verhältnis zur Natur betrifft, von der gesamtge- sellschaftlichen Kontrolle und Modifikation der Natur überhaupt abhängig, andererseits aber entsprechend arbeitsteiliger Verhältnisse auch in sich geschieden, verbunden mit geschiedenen

Praxen und Subjektpositionen.

Das Erste betrifft das gesellschaftliche Bewusstsein in seiner Abhängigkeit von der Stellung der ganzen Gesellschaft oder Epoche im Welt- und Naturzusammenhang. Die hier zugrunde liegende Perspektive ist eine menscheitsgeschichtliche. Dass die Natur „den Menschen anfangs als eine durchaus fremde, allmächtige und unangreifbare Macht gegenübertritt“ (MEW 3, 31) wird diesen Menschen bewusst in der Form von Naturreligion: „Diese Naturreligion oder dies bestimmte Verhalten zur Natur ist bedingt durch die Gesellschaftsform und umgekehrt.“ (ebd.) Ein Bewusstsein über die menschlichen Ursachen von Weltklimaveränderungen und entsprechend die Notwendigkeit der Reduktion des Kohlendioxid-Ausstoßes setzt dagegen einen gewaltigen Verbrauch natürlicher Ressourcen einerseits und ein hoch entwickeltes Wissen über das Funktionieren von Ökosystemen andererseits voraus.²⁰

Das Zweite beschreibt ein ‚doppelt geteiltes‘ Bewusstsein, das man in einem Spiel von ‚Zentripetal- und Zentrifugalkräften‘ verorten kann: Das innergesellschaftliche (arbeitsteilige) Auseinanderdriften von Lebensrealitäten ist verbunden mit einer entsprechenden *Teilung* von Praxen und daher von Wahrnehmungen und Bewusstseinsinhalten; andererseits findet (heute vor allem über Medienöffentlichkeit und staatliches Ausbildungssystem) eine Vereinheitlichung und gesellschaftliche Verallgemeinerung bestimmter Vorstellungen über Welt und Ereignisse statt, die also von vielen, über die Schranken ihrer getrennten Lebenswirklichkeiten hinweg, *geteilt* werden können. Die ‚Zentrifugalkraft‘ und die damit verbundene Herausbildung eines besonderen Bewusstseins zeigt sich an dem historischen Weg der Arbeiterklasse, wie sie sich 1846 Marx und Engels dargestellt hat, dass nämlich „eine Klasse hervorgerufen wird, welche alle Lasten der Gesellschaft zu tragen hat, ohne ihre Vorteile zu genießen, welche aus der Gesellschaft herausgedrängt, in den entschiedensten Gegensatz zu allen andern Klassen forciert wird; eine Klasse, die die Majorität aller Gesellschaftsglieder bildet und von der das Bewusstsein über die Notwendigkeit einer gründlichen Revolution, das kommunistische Bewusstsein, ausgeht, das sich natürlich auch unter den andern Klassen vermöge der Anschauung der Stellung dieser Klasse bilden kann“ (MEW 3, 69). Über 150 Jahre später hat zwar der Umfang der Klasse der Lohnarbeiter beträchtlich zugenommen und nimmt weiter zu, aber ebenso ihre Diversität und partiell ihre Beteiligung an den „Vorteilen“, umgekehrt hat „das Bewusstsein über die Notwendigkeit einer gründlichen Revolution“ entsprechend abgenommen, vor allem aber hat die Bedeutung der ‚Zentripetalkräfte‘ zugenommen, die bei Marx und Engels nur beiläufig und in großer Allgemeinheit erwähnt werden, ohne differenziert analysiert zu werden. Die materialistische Geschichtsauffassung „erklärt nicht die Praxis aus der Idee, erklärt die Ideeninformationen aus der materiellen Praxis“ (MEW 3, 38), was erstens das gesellschaftliche Verhältnis zur Natur

²⁰Dass die Ermangelung einer gemeinschaftlichen Kontrolle über die Produktion einer politischen Umsetzung entgegenwirkt, ist eine weitere Frage, die aber nicht das Verhältnis zur Natur, sondern die besonderen ökonomischen und ideologischen Bestimmungen der kapitalistischen Gesellschaften betreffen.

1.1 Eine materialistische Geschichtsauffassung

betrifft, zweitens die Bildung entgegengesetzter Ideen aus Klassengegensätzen und schließlich die Vormacht herrschaftsstabilisierender Ideen: „Die Klasse, welche die herrschende *materielle* Macht der Gesellschaft ist, ist zugleich ihre herrschende *geistige* Macht. Die Klasse, die die Mittel zur materiellen Produktion zu ihrer Verfügung hat, disponiert damit zugleich über die Mittel zur geistigen Produktion, so dass ihr damit zugleich im Durchschnitt die Gedanken derer, denen die Mittel zur geistigen Produktion abgehen, unterworfen sind.“ (MEW 3, 46) Die erfolgreiche „Produktion und Distribution der Gedanken ihrer Zeit“ (ebd.) erfordert geistige Arbeit, die die Gedanken in eine von allen aneignbare Form bringt. Die Teilung von körperlicher und geistiger Arbeit leistet dem Vorschub, indem von der körperlichen Arbeit freigestellte Intellektuelle bereitstehen, als „konzeptive Ideologen“ (ebd.) die Gedanken zu wälzen, um „sie als die einzig vernünftigen, allgemein gültigen darzustellen“ (MEW 3, 47).

Die ganze Darstellung der „Produktion des Bewusstseins“ (MEW 3, 37) in der Deutschen Ideologie ist in groben und zum Teil unhistorischen Strichen gezeichnet. Die ganzen Elemente, die in die Bildung wirklicher Gedanken eingehen, werden hier theoretisch nicht zueinander in Beziehung gesetzt bzw. miteinander vermittelt. Allein die Aufzählung ist nützlich. Zusammenfassend lässt sich sagen: Bewusstsein ist als ideelle Reproduktion der Lebenswelt gefasst. Es bestimmt sich aus historisch konkreten Praxiserfahrungen und aus zirkulierenden Gedanken, die tradierte Elemente enthalten. Befangenheit des Alltagsverstands in der Alltagspraxis, objektives Verschwinden von Vermittlungsverhältnissen aus der unmittelbaren Erscheinung besonders in kapitalistischen ökonomischen Verhältnissen sowie ideologieinteressierte Herrschaftsverhältnisse müssen für eine wissenschaftliche Durchdringung einer Gesellschaft gedanklich abgearbeitet werden. Insbesondere folgt daraus, dass nicht, was Menschen über sich selbst denken, zur ersten Grundlage genommen werden kann zur Beurteilung, was sie sind, sondern umgekehrt ihre materiellen und praktischen Verhältnisse dafür, welche Bedeutung ihre Gedanken haben.

1.1.4 Der Begriff des Ideellen

Bewusstsein, Vorstellungen, Gedanken werden bei Marx als Ideelles zusammengefasst. Die Stellung dieses Begriffs in seinem Denken ist komplex. Es ist wichtig, sie in ihren Grundzügen darzustellen, weil erstens eine wichtige Variante der Idealismuskritik daran festgemacht werden kann, aber zweitens spätere Materialismuskonzeptionen wiederum diese Auffassung kritisch aufheben. Beides ist darin enthalten, dass ideell nur ist, was in menschlichen ‚Köpfen‘ oder ‚Gehirnen‘ vorgeht. Das Verhältnis von Denken und Wirklichkeit ist von dieser Bestimmung auf zwei Ebenen betroffen, nämlich einmal verstanden als die ganze Wirklichkeit (also epistemische Fragen betreffend) und das andere Mal als die von Menschen hervorgebrachte Wirklichkeit (also handlungsbestimmendes Denken betreffend). Beide Ebenen sieht Marx bei Hegel idealistisch verschmolzen: „Für Hegel ist der Denkprozess, den er sogar unter dem Namen Idee in ein selb-

ständiges Subjekt verwandelt, der Demiurg des Wirklichen, das nur seine äußere Erscheinung bildet. Bei mir ist umgekehrt das Ideelle nichts anderes als das im Menschenkopf umgesetzte und übersetzte Materielle.“ (MEW 23, 27) Die Probleme dieser Hegeldarstellung beiseite, richtig ist, dass Hegel ideelle, nämlich Gedanken- bzw. Begriffsformen als die Formen der Wirklichkeit selbst nimmt, während Marx diese Formen dem Materiellen entgegensetzt und nur als Formen des wirklichen Denkens von Menschen versteht, die in einer materiellen, nicht ideellen Welt leben. Sogar das Organ des Ideellen wird von Marx in seiner materiellen Naturform gefasst, als Hirn oder Kopf. Dadurch verdinglicht er zu einem gewissen Grad das Ideelle und verstellt eine Analyse des Ideellen als gesellschaftliches Verhältnis. Das hebt aber nicht seinen Standpunkt gegen Hegels Inflation des Ideellen aus. Er fasst nicht wie dieser die sinnliche Wirklichkeit oder vielmehr die Erkenntnis derselben als Moment der Idee, sondern Ideen als nichts anderes als ideelle Aktivitäten von Menschen, die auch Naturwesen und Teil der materiellen Wirklichkeit sind. Erkennen fasst Marx also als Übersetzung des sinnlichen Materials in ideelle Form, die dann unter Abstraktion von diesem Umsetzungsprozess fälschlich auf die Sinnenwelt selbst rückprojiziert werden kann: „Die Forschung hat den Stoff sich im Detail anzueignen, seine verschiedenen Entwicklungsformen zu analysieren und deren inneren Band aufzuspüren. Erst nachdem diese Arbeit vollbracht, kann die wirkliche Bewegung entsprechend dargestellt werden. Gelingt dies und spiegelt sich nun das Leben des Stoffs ideell wider, so mag es aussehen, als habe man es mit einer Konstruktion a priori zu tun.“ (ebd.) Diese materialistische Zurücknahme oder Zurecht-rückung idealistischer Vorstellungen von der Stellung des Gedankens in der Welt hat noch eine weitere Dimension: Marx hält am Begriff des Ideellen fest und muss ihn entsprechend in ein Verhältnis zur menschlichen Wirklichkeit setzen. In der Welt wirken Menschen praktisch, nicht durch Vorstellen, sondern durch Handeln. Dieser Gegensatz wird von Marx immer festgehalten. Darum, weil etwas erkannt ist, ist es noch nicht verändert. „Das reale Subjekt bleibt nach wie vor außerhalb des Kopfes in seiner Selbständigkeit bestehen; solange sich der Kopf nämlich nur spekulativ verhält, nur theoretisch.“ (Marx 1953, 22) Aber nicht nur beim Erkennen ist die materielle Wirklichkeit eine wirkliche Voraussetzung des Denkens, sondern auch beim Wollen: „In der Praxis muss der Mensch die Wahrheit, i.e. Wirklichkeit und Macht, Diesseitigkeit seines Denkens beweisen. Der Streit über die Wirklichkeit oder Nichtwirklichkeit des Denkens – das von der Praxis isoliert ist – ist eine rein *scholastische Frage*.“ (MEW 3, 5) Die Verwirklichung von Gedanken findet nicht in Gedanken statt, ist selbst nichts Ideelles mehr, sondern praktische Veränderung der Wirklichkeit. Das gilt für politische Vorstellungen ebenso wie für die arbeitsmäßige Aneignung der Natur: „Am Ende des Arbeitsprozesses kommt ein Resultat heraus, das beim Beginn desselben schon in der Vorstellung des Arbeiters, also schon ideell vorhanden war. Nicht, dass er nur eine Formveränderung des Natürlichen bewirkt; er verwirklicht im Natürlichen zugleich seinen Zweck, den er weiß, der die Art und Weise seines Tuns als Gesetz bestimmt und

dem er seinen Willen unterordnen muss.“ (MEW 23, 193) Die Bedingungen der Verwirklichung von Gedanken und Vorstellungen liegen außerhalb ihrer in den natürlichen und gesellschaftlichen Umständen. Dadurch, dass ein Gedanke verwirklicht wird, verliert er natürlich nicht seinen Gedankencharakter – insofern er weiter gedacht wird. Aber das Resultat seiner Verwirklichung ist nicht mehr ideell, nicht mehr Gedanke. So hebt das Denken der Menschen von ihrer praktischen Wirklichkeit an, ist durch sie bestimmt, vermittelt aber wiederum selbst diese Praxis, aber nicht als beliebige freie Zwecksetzung, sondern findet sein Realitätsprinzip an den realen Möglichkeiten der Praxis an ihrem jeweiligen Ort in der Geschichte.

1.1.5 Verständige Abstraktion und historische Kategorien

Auf Marx' Verständnis der geistigen Aneignung der Welt in wissenschaftlicher, d.h. begrifflicher Form, die er von einer „künstlerischen, religiösen, praktisch-geistigen Aneignung“ (Marx 1953, 22) unterscheidet, ist noch näher einzugehen, da sich von da aus bestimmte Grundprobleme einer marxistischen Sprachtheorie entwickeln lassen. Die Einleitung in die Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie ist nicht das letzte Wort von Marx zu methodischen Fragen, aber seine einzige, allerdings nicht veröffentlichte, Abhandlung zu dem Thema. Gegenstand ist die Methode der begrifflichen Rekonstruktion von Ökonomie als historische Systeme. Die Auffassung, dass Ökonomie als materieller Reproduktionszusammenhang einer Gesellschaft die Grundlage für alle übrigen Gestaltungen ist, setzt diese auch ins Zentrum historischer Analyse, und zwar in der besonderen Form ihrer „bestimmten gesellschaftlichen Entwicklungsstufe“ (Marx 1953, 6). Der Grund dafür ist, dass die Reproduktionssysteme tatsächlich verschieden sind je nach Verortung im „geschichtlichen Entwicklungsprozess“ (Marx 1953, 7) bzw. für verschiedene Epochen zum Teil verschiedene Kategorien nötig sind, um den jeweiligen Zusammenhang theoretisch zu reproduzieren; manche Kategorien halten sich aber auch durch: „Die Produktion im Allgemeinen ist eine Abstraktion, aber eine verständige Abstraktion, sofern sie wirklich das Gemeinsame hervorhebt, fixiert, und uns daher die Wiederholung erspart. Indes dies Allgemeine, oder das durch Vergleichung herausgesonderte Gemeinsame, ist selbst ein vielfach Gegliedertes, in verschiedene Bestimmungen auseinanderfahrendes. Einiges davon gehört allen Epochen; andres einigen gemeinsam.“ (ebd.) Dieser Gedanke muss besonders hervorgehoben werden, da hier auf der Ebene der Reflexion der Theoriebildung selbst, gewissermaßen begriffskritisch, das Verhältnis von durchgehenden, allgemeinen Kategorien und solchen, die nur einer besonderen Epoche zugehören, verhandelt wird. Die „verständige Abstraktion“ erfasst wirklich etwas, aber nichts Wirkliches in dem Sinne, dass sie ein Konkretes erfassen würde, denn sie fasst nur aus dem historischen Zusammenhang Gerissenes zusammen. Die Epochen sind dadurch bestimmt, dass zwischen ihren ökonomischen Formen wesentliche Unterschiede bestehen, die aber nun naturgemäß nicht in einer jener allgemeinen Bestimmungen liegen. Diese „müssen gerade gesondert

werden, damit über der Einheit [...] die wesentliche Verschiedenheit nicht vergessen wird.“ (ebd.) Ein üblicher Fehler beruht auf einer mangelhaften Reflexion dieser Unterscheidung und besteht darin, im Sog jener transhistorisch gültigen Kategorien auch historisch beschränkte – über ihr ebenso historisch beschränktes Verhältnis zu jenen – allgemein zu setzen, d.h. sie auch in Zusammenhängen zu verwenden, für die sie nicht ‚gemacht‘ sind, für deren Beschreibung sie also über interpretatorische Verrenkungen ‚zurecht gemacht‘ werden müssen. Ein naheliegendes Beispiel ist der Kapitalbegriff, indem er, statt als Kapitalverhältnis bestimmt zu werden, von den „modernen Ökonomen“ (ebd.) mit einer seiner besonderen Formen identifiziert wird, nämlich „unter anderem auch Produktionsinstrument“ (ebd.) zu sein, wodurch aus ‚Kapital‘ ein „allgemeines, ewiges Naturverhältnis“ (ebd.) gemacht werde. Auf diese Weise gelangt man auch zu dem, was man philosophische ‚Theorien‘ nennen könnte: Das allgemeine Beziehen von Kategorien aufeinander, die man von ihrem historischen Boden abgelöst hat. Da aber die Darstellung der Wirklichkeit, d.h. eben der geschichtlichen Wirklichkeit, tatsächlich auf eine Menge von epochenspezifischen Kategorien angewiesen ist, müssen die Zusammenhänge, die allein zwischen den übergreifenden, den verständigen Abstraktionen, hergestellt werden können, recht flach bleiben oder zu ahistorischem Unsinn resp. historischem Irrtum führen: „Es gibt allen Produktionsstufen gemeinsame Bestimmungen, die vom Denken als allgemeine fixiert werden; aber die sogenannten allgemeinen Bedingungen aller Produktion sind nichts als diese abstrakten Momente, mit denen keine wirkliche geschichtliche Produktionsstufe begriffen ist.“ (Marx 1953, 10)

Eine die Geschichte verfehlende starre Konstruktion aus Allgemeinbegriffen zu konstruieren ist auch eine zentrale Kritik E.P. Thompsons an Althussers strukturalistischer Marx-Interpretation, aber ausgerechnet in den *Grundrissen* sieht er dieses Denken auch bei Marx selbst am Werk: „There is an important sense in which the movement of Marx’s thought, in the *Grundrisse*, is locked inside a *static, anti-historical structure*. [...] This is an extraordinary mode of thought to find in a materialist, for capital has become Idea, which unfolds itself in history. We remember so well Marx’s imprecations against idealism, and his claims to have inverted Hegel, that we do not allow ourselves to see what is patently there. In the *Grundrisse* – and not once or twice, but in the whole mode of presentation – we have examples of *unreconstructed* Hegelianism.“ (Thompson 1978, 61) Er erkennt nicht, dass die Einleitung erstens eine wirkliche Hegelkritik – und nicht nur eine der Phrase – beinhaltet und zweitens ein Geschichtsverständnis exponiert, das weder mit dem früheren *Elend der Philosophie* noch mit dem späteren *Kapital* im Widerspruch steht. Beide führt Thompson als den ‚guten‘, d.h. historisch und empirisch orientierten Marx an.

Was diesen zweiten Punkt betrifft, so erkennt Thompson sowohl den Sinn einer Heraushe-

bung ökonomischer Verhältnisse an²¹ als auch ihren systemischen Charakter²² und beruft sich schließlich auf Marx' Auseinandersetzung mit Proudhon, um über eine solche ökonomische Analyse hinaus die konkrete historische Forschung stark zu machen: „Proudhon has dislocated the ‚limbs‘ of the social system, and given these as separate ‚societies‘ – production, exchange, a monetary system, distribution – following one upon the other in a logical, categorical sequence. We have to reconstitute these limbs, and see them as acting together. But how are we to do this, unless with ‚real history‘, the history in which these relations were engendered? When we do this, we return once again to the point of origin of the economists' material, ‚the active, energetic life of man‘.“ (Thompson 1978, 121) Damit macht Thompson die politische Ökonomie zu einer Hilfswissenschaft für die Historiographie statt zur Anatomie der Gesellschaft, d.i. eine Theorie, mithilfe derer sich historische Entwicklungen *erklären* lassen und die wesentliche Grundzüge einer Epoche, nämlich die ihrer materiellen Produktion und Reproduktion, systematisch darstellt. Epochen haben gerade die Bedeutung, eine in ihren wesentlichen Zügen durchgängige ökonomische Reproduktionsform zu besitzen, was eine kontinuierliche Transformation der ökonomischen Verhältnisse nicht ausschließt, aber besagt, dass sich ihre Beschreibung in einem bestimmten kategoriellen Rahmen bewegt; gerade darum ist eine solche Abstraktion möglich, wie sie dem *Kapital* zugrunde liegt. Die Kritik der politischen Ökonomie sagt im Gegensatz zu ‚philosophischen Theorien‘ etwas Wirkliches über historische Verhältnisse aus, aber wiederum im Gegensatz zu konkreterer, zusätzliche gesellschaftliche Zusammenhänge einbeziehender Geschichtsschreibung auf hoher Abstraktionsstufe. Dahin gelangt man (nach Marx) gerade nicht über eine Idee, „which unfolds itself in history“, da „die Methode vom Abstrakten zum Konkreten aufzusteigen, nur die Art für das Denken ist, sich das Konkrete anzueignen, es als ein geistig Konkretes zu reproduzieren. Keineswegs aber der Entstehungsprozess des Konkreten selbst. [...] Das reale Subjekt bleibt nach wie vor außerhalb des Kopfes in seiner Selbständigkeit bestehen [...] Auch bei der theoretischen Methode daher muss das Subjekt, die Gesellschaft, als Voraussetzung stets der Vorstellung vorschweben.“ (Marx 1953, 22) Der Zweck, die Ökonomie einer Epoche zu theoretisieren, besteht bei Marx nicht in *erster* Linie darin, ein Mittel an der Hand zu haben, die Geschichte im Einzelnen besser beschreiben oder erklären zu können, sondern die theoretische Kritik einer ganzen Gesellschaftsformation. Dabei steht selbstverständlich ihr innerer Zusammenhang im Vordergrund. Dieser Zusammenhang ist kein durch äußere Reflexion, vermittels Analogiebildung hergestellter, sondern ein wirklicher, wirkender, da der Ge-

²¹ „Even if we decide, for legitimate reasons, to isolate certain activities for distinct analysis – as we may do with modes of production or economic process – we do not allow ourselves to be deluded by our own procedures into supposing these systems to be distinct. It means that in such procedures we employ especial care whenever we come to those ‚junction-terms‘, which lie at the point of junction between analytic disciplines“ (Thompson 1978, 110).

²² „All the relations (and categories) coexist and presuppose each other. We must take these together as one set“ (Thompson 1978, 120).

genstand eine gesellschaftliche Reproduktionsform ist. Ihre historischen Voraussetzungen und Schranken zu bestimmen, macht einen wesentlichen Teil ihrer historischen Kritik aus. Dass Marx Zeit seines Lebens davon überzeugt war, dass und wodurch und in welche Richtung die kapitalistische Gesellschaftsformation aufgehoben werden würde, dass er diese Vorstellungen zum Teil in bestimmte gesellschaftliche Entwicklungen seiner Zeit hineingelesen hat und dass die wirkliche Geschichte diese Vorstellungen ‚kritisiert‘ hat, darf nicht mit seiner wissenschaftlichen Kritik der politischen Ökonomie dieser Gesellschaft selbst verwechselt werden.

Diese Kritik ruht auf der Analyse der Beschränktheit, der historischen Besonderheit einer Gesellschaft, und zwar gegen eine hergebrachte Weise, Geschichte aufzufassen: „Die sogenannte historische Entwicklung beruht überhaupt darauf, dass die letzte Form die vergangenen als Stufen zu sich selbst betrachtet, und, da sie selten [...] fähig ist, sich selbst zu kritisieren [...], sie immer einseitig auffasst.“ (Marx 1953, 26) Die Vergangenheit als Stufen hin zur Gegenwart zu betrachten, hieße, ein sie zusammenschließendes Allgemeines in sie hineinzulesen, sie mit einem Telos, das die Jetztwelt ist, zu beseelen. Marx setzt sich unter anderem hier von Hegel ab, indem er die historische Besonderheit, nicht eine übergreifende Allgemeinheit zum wirklichen Gegenstand der politischen Ökonomie bestimmt. Dies betrifft auch die Gegenwart, statt als Realisierung jenes Allgemeinen und als ideelles Ende der Geschichte verstanden zu werden, wird sie in ihrer Besonderheit rekonstruiert, also als geschichtlich transzendierbar aufgefasst. Die Besonderung von Epochen setzt diese selbstverständlich nicht außerhalb jeder Beziehung aufeinander, vielmehr werden die Beziehungen auf zweifache Weise hergestellt, analogisch in der Erkenntnis, wie bei den Kategorien gesehen, aber auch real: Nach der einen, zukunftsbildenden Seite hin „behandeln [die Kommunisten] also praktisch die durch die bisherige Produktion und Verkehr erzeugten Bedingungen als unorganische, ohne indes sich einzubilden, es sei der Plan oder die Bestimmung der bisherigen Generationen gewesen, ihnen Material zu liefern“ (MEW 3, 71); nach der Vergangenheit gewendet „ist [die bürgerliche Gesellschaft] die entwickeltste und mannigfaltigste historische Organisation der Produktion. Die Kategorien, die ihre Verhältnisse ausdrücken, das Verständnis ihrer Gliederung, gewähren daher zugleich Einsicht in die Gliederung und die Produktionsverhältnisse aller der untergegangenen Gesellschaftsformen, mit deren Trümmern und Elementen sie sich aufgebaut, von denen teils noch unüberwundene Reste sich in ihr fortschleppen, bloße Andeutungen sich zu ausgebildeten Bedeutungen entwickelt haben etc.“ (Marx 1953, 25f) Die Gegenwart liefert nicht der Vergangenheit das Material, hierin ist die Beziehung verschiedener Zeiten eine Aufeinanderfolge, das überkommene Material eine wirkliche, aber einseitige Beziehung. Doch in der Erkenntnis stammt das ‚Material‘ aus der Gegenwart: Vergangene Epochen erhellen sich von der eigenen her, selbstverständlich unter Herausarbeitung der wesentlichen Unterschiede. Ein Vergleich von Phänomenen kann daher unterschiedliche Bedeutungen annehmen. Phänomene ohne wirklichen historischen Zusammen-

hang können unter denselben Begriff fallen: die moderne bürgerliche Demokratie ist kein Nachfahre der des klassischen Griechenland; beide lassen sich (durch äußere Reflexion) vergleichen und unter denselben Begriff bringen – dies aber unter Abstraktion des jeweiligen „historischen Milieu“ (MEW 19, 112), d.h. ohne sie zu den ökonomischen Verhältnissen in Beziehung zu setzen. Ihre wirkliche Bedeutung ist nur in den systematischen Zusammenhängen der jeweiligen Zeit zu rekonstruieren, aber diese wiederum lassen sich in ihren Differenzen von analogen Vergleichen her verdeutlichen. Demgegenüber gibt es Phänomene, die einen wirklichen geschichtlichen Zusammenhang durch die Epochen hindurch besitzen, zum Beispiel bestimmte Erfindungen oder philosophische Traditionen, von Generation zu Generation weitergegeben, die also keine nur analogen Erscheinungen sind. Bei der Besprechung von Engels' Alterbriefen ist schon darauf eingegangen worden, dass dies die Versuchung mit sich führt, die Geschichte solcher Phänomene als eine des inneren Zusammenhangs zu schreiben, weil wirklich etwas tradiert wird. Aber wesentlich für die Bedeutung eines Tradierten bleibt doch seine aktuelle Stellung im Gesellschaftsganzen, also welche gesellschaftlichen Kräfte und Interessen das Tradieren befördern und in welcher Weise und mit welchen Veränderungen, und schließlich, was aus dem Materialkorpus überhaupt weitergeschleppt und erneuert und was davon fallengelassen wird.

Eine historisch reflektierte Theorie spezifischer gesellschaftlicher Phänomene (Demokratie, Staat, Sprache, Geschlechterverhältnisse, Ethik, Kultur etc.) steht daher in einem Spannungsfeld zwischen einer Begriffsbildung, der analogische Fälle zugrunde liegen, und begrifflicher Rekonstruktion wirklicher Verhältnisse in spezifischen historischen Kontexten. Wenn die marx-sche Ökonomietheorie vor dem Problem steht, auch nicht-ökonomische Gesellschaftselemente zu der Geltung kommen zu lassen, die sie auch *gegen* ökonomische Entwicklungen haben,²³ so ist die Situation für an Marx' Geschichtsauffassung anknüpfende Theoretisierungsversuche jener ‚höheren‘ Gesellschaftssphären noch komplizierter, da nicht vorausgesetzt werden kann, dass deren historische Entwicklung völlig parallel zu ökonomischen Epochenbrüchen verläuft, aber zugleich von einem bedeutenden Einfluss der Produktions- und Verkehrsverhältnisse auszugehen ist. Dasselbe hätte ebenso für eine Theorie der Sprache zu gelten. Sprachen sind ein durchgängiges Kennzeichen menschlicher Gesellschaften. Marx kennt sowohl den Gedanken der Anpassung der Sprache an veränderte gesellschaftliche Umstände, also einen Bestimmungszusammenhang zwischen ökonomischen Entwicklungen und sprachlichen. Andererseits parallelisiert er in der Einleitung in die *Grundrisse* auch die theoretische Rekonstruktion der historischen Besonderheit der Produktion und der Sprache: „[Einige] Bestimmungen werden der modernsten Epoche mit der ältesten gemeinsam sein. Es wird sich keine Produktion ohne sie denken lassen; allein, wenn die entwickeltsten Sprachen Gesetze und Bestimmungen mit den unentwickelts-

²³Wie sich in den knappen Notizen unter Punkt vier der Einleitung in die *Grundrisse* zeigt, hat Marx eigendynamische Entwicklungen in Recht oder Kunst erstens konstatiert und zweitens als erklärungsbedürftig angesehen.

ten gemein haben, so muss gerade das, was ihre Entwicklung ausmacht, den Unterschied von diesem Allgemeinen und Gemeinsamen, die Bestimmungen, die für die Produktion überhaupt gelten, müssen gerade gesondert betrachtet werden, damit über der Einheit [...] die wesentliche Verschiedenheit nicht vergessen wird.“ (Marx 1953, 7) Dass Marx' Sprachdenken über Bemerkungen dieser allgemeinen Art nicht weit hinauskommt, aber dennoch aufgrund des Zusammenhangs mit seinem übrigen Werk, mit seiner Geschichtsauffassung, eine beachtenswerte Perspektive darstellt, wird im Folgenden zu sehen sein.

1.2 Eine materialistische Sprachauffassung?

Marx war ein begnadeter Sprachkritiker. Von der *Kritik der hegelschen Rechtsphilosophie* bis zu den *Randglossen zu Adolph Wagners „Lehrbuch der politischen Ökonomie“* sind seine Schriften durchzogen von aufmerksamen Beobachtungen über die sprachlichen (insoweit gedanklichen) Kniffe und Fehltritte der kritisierten Autoren. Theoretische Kritik erhält darin die Form bewusster Sprachkritik, indem sie an der Formseite jeder Theorie und Argumentation, ihrer Sprachlogik, die Reflexion ansetzt.

Der intervenierenden Sprachkritik steht bei Marx eine theoretische Auffassung der Sprache gegenüber, ein Zusammenhang allgemeinerer Gedanken darüber, was Sprache ist und welche Bedeutung sie im menschlichen Leben hat. Allerdings hat er diese Auffassung nie zu einer Theorie²⁴ ausgearbeitet, sie hat nur Ausdruck gefunden in teils isolierten und teils in gesellschaftstheoretische Kontexte integrierten Bemerkungen. Wo überhaupt in der Literatur Marx als Sprachdenker ernst genommen wird, findet sich üblicherweise entweder eine lose Darstellung seiner Gedanken anhand thematisch geordneter Zitate²⁵ oder die Behandlung von Einzelfragen²⁶. Dass eine integrierte, synthetisierende Darstellung nicht recht gelingen will, hat Gründe: Bei Marx bleiben die Bestimmungen der Sprache so dünn, dass der Sprachdenker Marx weit entfernt davon ist, erklären zu können, wieso der Sprachkritiker Marx die Sprache anderer so kritisieren kann, wie er es tut. Sein Ansatz zur ‚Sprachtheorie‘ bleibt zu rudimentär, bleibt zu sehr in umgreifenden, totalisierenden Bestimmungen stecken. Es lässt sich nicht eine marxsche Sprachtheorie rekonstruieren, indem man seine Bestimmungen einfach durch Zwischenglieder miteinander verbindet, wie man Schnüre zwischen Knotenpunkten spannt. Denn wesentliche ‚Knoten‘, oder sagen wir Problemstellungen und Theorieelemente, fehlen bei ihm, und ihr Fehlen nicht sichtbar zu machen, heißt ein Weiterarbeiten an seinen Gedanken mit der Reproduktion

²⁴Was Erckenbrecht im Titel seines Buches *Marx' materialistische Sprachtheorie* behauptet, nimmt er im Vorwort gleich wieder halb zurück: „Seine sprachtheoretischen Ansätze ergeben kein lückenloses, widerspruchsfreies, umfassendes System“ (Erckenbrecht 1973, 1).

²⁵So in Erckenbrecht (1973) oder Holborow (1999), dem Anspruch nach systematischer Höpke (1982).

²⁶So die Aufsätze in Leist (1975).

1.2 Eine materialistische Sprachauffassung?

seiner Mängel behaften. Dies ist von Bedeutung, weil sich eine Auseinandersetzung mit seinen positiven Ausführungen vor dem Hintergrund seiner Geschichts- und Gesellschaftsauffassung tatsächlich lohnt. Der Gewinn besteht vor allem in einer Perspektive auf das gesellschaftliche Ganze, wozu Sprache in Beziehung gesetzt wird bzw. darin, dass darüber Fragen aufgeworfen werden können, die sich in jenen Theorien nicht stellen lassen, die Sprache von ihren gesellschaftlichen Zusammenhängen isolieren. Für Marx ist Sprache ein bedeutendes Charakteristikum menschlicher Gesellschaften. Ihre Bedeutung liegt für ihn darin, dass sich die Menschen in der Sprache ihre Auffassung von ihrer Welt und sich selbst bilden. Zugleich tritt Sprache gegenüber dem physisch-produktiven Wirken und dessen gesellschaftlicher Organisation zurück, ist nachrangig und abhängig.

Zieht man Marx' verstreute Bemerkungen über die Sprache zusammen, so erscheint sie als die Mitte, die individuelles Denken und gesellschaftliches Bewusstsein zusammenschließt, allerdings ohne weitere Analyse, welche Eigenschaften die Sprache dazu tauglich machen, diese Vermittlung zu bewerkstelligen, in einem Wort: ohne Analyse ihrer eigentümlichen Materialität, die bestimmter ist als die „bewegten Luftschichten“ (MEW 3, 30). In diesem Belang bleibt Marx bei der äußerlichsten Bestimmung, der „sinnlichen Natur“ (MEW 1, 544) der Sprache stehen. Für den sprachlichen Inhalt bürgen die damit verbundenen Vorstellungen, die per se schon Bewusstseinsinhalt sind und Äußerlichkeit allenfalls in der vorgestellten Sache haben. Auch wenn Marx' konkrete Sprachkritik sich immer an der manifesten Sprache und ihren Strukturzusammenhängen orientieren muss, kommt es aufgrund jener theoretischen Ausrichtung an Bewusstseinsgehalten nicht zu der allgemeinen Frage, wie die Form der Sprache, ihre äußerlich manifeste Struktur, die Inhalte erzeugt und objektiviert, statt sie bloß abbildmäßig wiederzugeben. Diesem Mangel entspricht, dass Sprache in der Hauptsache nicht als Mittel der gesellschaftlichen Praxis gefasst wird, was wiederum auf die zentrale Unterscheidung von Denken oder Sprechen und mit ‚Praxis‘ identifiziertem anpackenden Handeln zurückgeht. Bevor dieses Problem und die Kritik an dieser Sprachauffassung im folgenden Kapitel im Kontext von Wittgensteins Sprachphilosophie weiter ausgeführt werden kann, soll erst verfolgt werden, wohin Marx' positive Bestimmungen der Sprache im Rahmen seiner Gesellschaftstheorie führen und wie komplex dennoch seine Auffassung des Abbildverhältnisses zwischen Welt und Sprache ist.

Obengenannte Mitte ist keine von Marx selber explizierte Bestimmung. Sie ergibt sich aber daraus, dass Sprache einerseits „Produkt eines Gemeinwesens“ (Marx 1953, 389), sogar „das Dasein des Gemeinwesens, und das selbstredende Dasein desselben“ ist und andererseits überhaupt das „Element des Denkens“ (MEW 1, 544).²⁷ Bewusstsein, Gedanken, Ideen, Vorstellung-

²⁷Die expliziten Bestimmungen der Sprache sind in Marx' Werk so marginal, dass von einer Entwicklung seiner theoretischen Auffassung keine Rede sein kann. Insofern verschiedene Bemerkungen unterschiedlich ausfallen, so könnten diese Abweichungen genauso gut auf kontextuelle Umstände zurückgeführt werden wie auf eine Verschiebung der Auffassung. Mangels größerer systematischer Darstellungen kann man wohl von einem von

gen sind engstens mit der Sprache verknüpft, ja an sie gebunden: „Die Ideen werden nicht in der Sprache verwandelt, so dass ihre Eigentümlichkeit aufgelöst und ihr gesellschaftlicher Charakter neben ihnen in der Sprache existierte, wie die Preise neben den Waren. Die Ideen existieren nicht getrennt von der Sprache.“ (Marx 1953, 80) So ist auch ‚das Bewusstsein‘ nicht ursprüngliches, „reines“ Bewusstsein. Der ‚Geist‘ hat von vornherein den Fluch an sich, mit Materie ‚behaftet‘ zu sein, die hier in der Form von bewegten Luftschichten, Tönen, kurz der Sprache auftritt.“ (MEW 3, 30) Diese wesentliche Abhängigkeit des Ideellen von ihrer historischen, scheinbar unwesentlich-äußerlichen Existenz in Sprachen fügt sich ein in die Idealismuskritik der materialistischen Geschichtsauffassung, wonach nicht mit dem ‚Organ‘ des Ideellen, „dem Bewusstsein als dem lebendigen Individuum“ (MEW 3, 27), d.h. seinem Denken stellvertretend für sein ganzes Dasein, der Anfang gemacht wird; umgekehrt: „es wird von den wirklich tätigen Menschen ausgegangen und aus ihrem wirklichen Lebensprozess auch die Entwicklung der ideologischen Reflexe und Echos dieses Lebensprozesses dargestellt. Auch die Nebelbildungen im Gehirn der Menschen sind notwendige Sublimate ihres materiellen, empirisch konstatierbaren und an materielle Voraussetzungen geknüpften Lebensprozesses.“ (MEW 3, 26) Die Vorstellungen, die sich Menschen bilden, sind demnach nicht ätherische, allgemeine, überzeitliche Wesenheiten, sondern ihre inhaltliche Grundlage sind die besonderen Lebensverhältnisse, in denen sie gebildet werden. Vorstellungen sind immer Vorstellungen, die situierte Individuen sich machen. Dies gilt auch für verkehrte Vorstellungen, die aus ‚verkehrten‘ Lebensverhältnissen hervorgehen. Hier findet sich also jene grundlegende asymmetrische Abhängigkeit wieder, die in den Begriffen Überbau und Basis bereits angesprochen wurde. Bewusstsein und Sprache erscheinen hier wesentlich rezeptiv und empfangend statt konstruktiv und kreativ, jedenfalls in der Größenordnung von Gesellschaftsformationen. Dennoch sind die Menschen dabei nicht einfach Rezipienten, als ob die Sprache aus den Dingen und Verhältnissen unmittelbar in sie fließen würde, sondern ebenso, wie sie in ihrer produktiven Tätigkeit mithin die gesellschaftliche Form ihrer Produktion reproduzieren, sind sie auch aktiv als „Produzenten ihrer Vorstellungen, Ideen pp., aber [...] wie sie bedingt sind durch eine bestimmte Entwicklung ihrer Produktivkräfte und des denselben entsprechenden Verkehrs“ (MEW 3, 26). Doch wie die materielle Produktion von Reproduktionsbedingungen, also letztlich historisch nur zurückdrängbaren Naturnotwendigkeiten regiert wird, so ist die Produktion der Vorstellungen durch die historischen Lebensumstände regiert, allerdings den meisten Textstellen nach nicht als Mittel und Moment der materiellen Praxis – diese Seite wird später auch noch zu betrachten sein –, sondern meistens erscheint sie bei Marx als zu der Praxis hinzutretender geistig-ideeller Widerschein, der gleichwohl genü-

Marx mitgeschleppten Gedankenkreis ausgehen, der sich mehr oder weniger durchhält. Die größten theoretischen Spannungen, die sich bei einer Rekonstruktion ergeben, lassen sich nicht durch eine chronologische Ordnung lösen, weshalb denn auch eine Zusammenstellung zeitlich weit auseinanderliegender Textstellen gerechtfertigt erscheint.

1.2 Eine materialistische Sprachauffassung?

gend Freiheitsgrade aufweist, um nach ideologischen Zwecken gefärbt werden zu können. In jedem Fall gilt aber: Es sind die konkrete Gestalt der Gesellschaft und ihre Praxisformen, die zur inhaltlichen Grundlage der Vorstellungen dienen. Für Gesellschaften mit niedrigem Grad an Arbeitsteilung soll daher gelten: „Die Produktion der Ideen, Vorstellungen, des Bewusstseins ist zunächst unmittelbar verflochten in die materielle Tätigkeit und den materiellen Verkehr der Menschen, Sprache des wirklichen Lebens. Das Vorstellen, Denken, der geistige Verkehr der Menschen erscheinen hier noch als direkter Ausfluß ihres materiellen Verkehrs.“ (MEW 3, 26) Denn „das Bewusstsein ist natürlich zuerst bloß Bewusstsein über die nächste sinnliche Umgebung und Bewusstsein des bornierten Zusammenhanges mit andern Personen und Dingen außer dem sich bewusst werdenden Individuum“ (MEW 3, 31). In Gegensatz dazu treten dann gesellschaftliche Verhältnisse, in denen etwa geistige und körperliche Arbeit an verschiedene Individuen verteilt ist, die Naturbeherrschung größer, der Verkehr universeller wird, die Verhältnisse komplexer werden, Wissenschaft, Philosophie, Religion sich in das Denken einschreiben. Aber auch wenn die materielle Produktion und die Inhalte der geistigen Produktion einer Gesellschaft auseinanderücken und ihr Zusammenhalt vermittelter ist, erhält dadurch die ideelle Tätigkeit noch lange nicht eine aktive, notwendige Vermittlungsfunktion für die materielle Tätigkeit – es scheint in dieser Perspektive geradezu so, als ließe sich produzieren und der materielle Verkehr abwickeln ganz gleichgültig, ob die Individuen sich dabei etwas vorstellen und sprechen können oder nicht: „Die Menschen fangen tatsächlich damit an, gewisse Dinge der Außenwelt als Befriedigungsmittel ihrer eignen Bedürfnisse sich anzueignen etc. etc.; später kommen sie dazu, sie auch sprachlich als das, was sie in praktischer Erfahrung für sie sind, nämlich als Befriedigungsmittel ihrer Bedürfnisse zu bezeichnen, als Dinge, die sie ‚befriedigen‘.“ (MEW 19, 363) Die Betonung des Vorrangs materieller Voraussetzungen suggeriert hier falsche Einseitigkeit, indem Sprache nur als Inhalt, nicht als Mittel gesetzt wird.²⁸ Festzuhalten gilt dennoch, woher die Inhalte der Vorstellungen kommen, die sich die Menschen „entweder über ihr Verhältnis zur Natur oder über ihr Verhältnis untereinander, oder über ihre eigne Beschaffenheit“ (MEW 3, 26)²⁹ machen. Die Antwort, dass es die besondere, gesellschaftlich bestimmte Lebensumwelt der Menschen und ihre praktische Erfahrung damit ist, mag trivial erscheinen. Doch erstens kön-

²⁸Hering schränkt einfach, das Problem übergehend, den Mittelbegriff entsprechend ein: „Es geht [...] darum, zu zeigen, dass das Mittel der Wirklichkeitsbeschreibung Resultat der Wirklichkeitsbewältigung, und zwar der aktiven, ist. Insofern Sprache aus diesem aktiven Abarbeitungsprozess am ‚Material‘ hervorgegangen ist, sind ihre Inhalte nicht äußerliche Begriffsbestimmungen; in Sprache ist aufgehoben, was der materielle Reproduktionsprozess an Erfahrung zugelassen oder verhindert hat.“ (Hering 1975, 67) Die für die Reproduktion zu unterstellende „aufzuwendende [...] intellektuelle Leistung“ (Hering 1975, 65f) findet in der diskutierten Marxstelle aber keine Erwähnung, und noch weniger, ob die sprachliche Verarbeitung nicht auch Mittel in diesem Reproduktionsprozess selber ist.

²⁹Dieses Zitat entstammt einem im Manuskript gestrichenen Textabschnitt. Die Streichung scheint nicht auf inhaltlichen Fehlern, sondern der unbefriedigenden Ausführung des Gedankens zu beruhen. Die zitierte Unterscheidung ist dadurch nicht als sinnvolle und bei Marx und Engels vorhandene in Frage gestellt.

nen sich ‚Trivialitäten‘ zu komplexen und reichen Prinzipien auswachsen, wenn sie konkretisiert und mit anderen ‚Trivialitäten‘ vermittelt werden sollen. Und zweitens hat dieser Grundsatz aufgrund seiner historisch relativierenden Implikationen sehr weitreichende Konsequenzen für die Bedeutung theoretischer und philosophischer Allgemeinaussagen bzw. ihren Anschein, über den historischen Ort ihres Gedacht- und Ausgesprochenwerdens erhaben zu sein.

Dieses erste Prinzip der Quelle sprachlichen Inhalts, wonach Menschen sich ihre Gedanken zunächst auf Grundlage von Natur und Gesellschaft und ihrer Stellung darin machen, wie sie sich in ihrer besonderen historischen Gestalt der Erfahrung des praktischen Involviertseins darbieten, könnte auch für die Individuen isoliert gelten. Da die Ideen aber an Sprache gebunden sind, hat das Bewusstsein nicht nur die Gesellschaft (nicht notwendigerweise *als* Gesellschaft) zum Gegenstand, sondern ist auch gesellschaftlicher Vermittlung unterworfen: „In Bezug auf den Einzelnen ist z.B. klar, dass er selbst zur Sprache als seiner eignen sich nur verhält als natürliches Mitglied eines menschlichen Gemeinwesens, Sprache als das Produkt eines Einzelnen ist ein Unding.“ (Marx 1953, 390) Auch das früheste „Bewusstsein ist [...] von vornherein schon ein gesellschaftliches Produkt“ (MEW 3, 31). Denn „die Sprache ist so alt wie das Bewusstsein – die Sprache *ist* das praktische, auch für andre Menschen existierende, also auch für mich selbst erst existierende wirkliche Bewusstsein, und die Sprache entsteht, wie das Bewusstsein, erst aus dem Bedürfnis, der Notdurft des Verkehrs mit andern Menschen.“ (MEW 3, 30) Sprache eignet also einem Individuum nur dadurch, dass es Teil eines Gemeinwesens ist, in dem diese Sprache ‚lebendig‘ ist. Das Bewusstsein des Individuums scheint in dieser angeeigneten Sprache nur ausgedrückt zu werden. Aber umgekehrt erhält es erst durch diese Aneignung eine veräußerlichebare Bestimmtheit. Erst im sprachlichen, also öffentlichen, auch für andere Menschen existierenden Ausdruck, also Objektivation, erhält das Bewusstsein Objektivität. Mehr noch: es kommt die Seite hinzu, dass die mögliche Bestimmtheit eines Bewusstseins abhängt davon, was die Sprache bereits an Bestimmungen zu bieten hat, also was andere Glieder des Gemeinwesens denken und als ihr Bewusstsein herausstellen bzw. was an institutionalisiertem Bewusstsein existiert wie etwa in der Religion. Hierin macht sich die sinnliche Existenz der Sprache und damit der Ideen geltend, wodurch sie der Kontrolle des Einzelnen entzogen ist. Das zweite Prinzip ist also, dass nicht nur materielle Struktur und Verkehrsform der Gesellschaft für die Individuen vorfindlich sind, sondern auch die Bewusstseinsformen schon von vielen Individuen produziert und gestaltet in der jeweiligen Sprache vorliegen, deren Aneignung mit der individuellen Bewusstseinsbildung einhergeht. „Dieselben Menschen, welche die sozialen Verhältnisse gemäß ihrer materiellen Produktivität gestalten, gestalten auch die Prinzipien, die Ideen, die Kategorien gemäß ihren gesellschaftlichen Verhältnissen. Somit sind diese Ideen, diese Kategorien, ebenso wenig ewig wie die Verhältnisse, die sie ausdrücken. Sie sind historische, vergängliche, vorübergehende Produkte.“ (MEW 4, 130) Demnach führen sich verändernde gesellschaftliche Umstände

nicht einfach individuell zu anderen Vorstellungsinhalten, sondern auch zur Umgestaltung des in der gesellschaftlichen Form der Sprache existierenden Materials, womit die Menschen sich ihr Bewusstsein bilden.

Einerseits treten durch die Veränderung der Lebensweise die beiden Prinzipien in Gegensatz zueinander: die zirkulierende, in die Sprache geprägte, gefestigte Gedankenwelt entspricht nicht mehr den neuen Ausdrucks- und Kommunikationsansprüchen und wird demnach „gemäß [den] gesellschaftlichen Verhältnissen“ umgewälzt. Was es mit dieser ‚Gemäßheit‘ auf sich hat, wird ebenso näher zu sehen sein wie sprachliche Erscheinungen in Umbruchzeiten. Andererseits finden sich, auch in stabilen Verhältnissen, in der „Abstraktion eines Gemeinwesens, worin die Mitglieder nichts gemein haben, als etwa Sprache etc. und kaum diese“ (Marx 1953, 389), die verschiedensten Lebensweisen (durchaus auch antagonistisch) zusammengeschlossen, obgleich dennoch alle ‚dieselbe‘ Sprache sprechen – auch darin treten beide Prinzipien in Gegensatz, so dass die gesellschaftlichen Gegensätze sich auch in der Sprache bzw. dem verschiedenen Verhältnis gesellschaftlicher Gruppen zu ihr ausdrücken.

Vor der näheren Betrachtung dieser gegensätzlichen Phänomene anhand von marxischen Reflexionen über Sprache, ist Auskunft über das Verhältnis nötig, in dem genannte Prinzipien zu Marx' Denken stehen. Beide werden ihrem Inhalte nach an verschiedenen Stellen von ihm formuliert, aber ebenso wenig *als* Prinzipien ausgesprochen, wie die Bestimmung der Sprache als Mitte zwischen gesellschaftlichem Bewusstsein und individuellem Denken. Sie sind nicht einfach äußerlich aus seinen Bemerkungen abgenommen, sondern spielen eine bedeutende Rolle in seinem Sprachdenken. Er bezieht sie aber in seinen Analysen nicht aufeinander. Solches aufeinander Beziehen erweist sich jedoch als brauchbares Mittel, um diese nachträglich in eine Ordnung zu bringen.

Zunächst in ihrer, wie es sich in der marxischen Darstellung ausnimmt, wichtigsten Bedeutung gefasst, hat die Sprache als Element der Bewusstseinsbildung einen epistemischen Charakter. Die Menschen verständigen sich über ihre Welt, wie sie sich ihnen darstellt aus ihrem Wirken und ihrer Stellung innerhalb des „Lebensprozesses“ (MEW 3, 26). In der Regel ist dieses Bewusstsein also weder passives Zuschauen noch durchreflektiertes wissenschaftliches Wissen. Es sind praktische Bedeutungen und Erfahrungen in es gewoben. Während aber die „Sprache des wirklichen Lebens“ (ebd.) die praktische Bearbeitung und Gestaltung der Natur und Gesellschaft einschließt, erscheint die Verbalsprache und die mit ihr gebildete Vorstellungswelt als Abklatsch, als durch die Verhältnisse induzierte „Reflexe und Echos“ (ebd.), wie im ersten Prinzip ausgesprochen. Die strikte Trennung zwischen einem äußerlich beobachtbaren Lebensprozess, der die physische Aktion der Menschen, die gesellschaftliche Organisation ihrer Reproduktion, ihren äußeren Verkehr miteinander vor allem umfasst, und deren ideeller Darstellung durch die darin Involvierten und Tätigen regiert die die Sprache betreffenden Hauptunterscheidungen. Sie

liegt Marx' Materialismusbegriff zugrunde in der Unterscheidung zwischen Materiellem und Ideellem und der These, die Geschichte sei durch materiellen im Gegensatz zu ideellem Verkehr und ideeller Produktion bestimmt. Sie gibt auch der Sprache und dem Denken ihren abbildhaften Charakter, weil in diesem Gegensatz das Ideelle nur als reproduktiv erscheint. Doch darf man sich bei dieser Bestimmung nicht durch zu einfache Vorstellungen einer Spiegelmetapher leiten lassen. Aus dem Bild lässt sich das Urbild nicht herauslesen. Während das Bewusstsein oder bewusste Individuum sein Sein auszusprechen wähnt, geht nach Marx der historische Materialist nicht von dem aus, „was die Menschen sagen, sich einbilden, sich vorstellen“ (MEW 3, 26), für ihn ist die Vorstellungswelt dieser Menschen vor allem Ausdruck ihrer Lebensverhältnisse, insofern auch die damit verbundenen Illusionen diesen Verhältnissen entsprechen; diese Vorstellungen erhalten ihren Sinn für den Historiker nicht aus sich selbst, sondern in Verbindung mit ihrer materiellen Grundlage. Das heißt nicht, dass überlieferte Texte nicht für deren Rekonstruktion eine wesentliche Quelle darstellen, aber nicht dadurch, dass sie eine explizite empirische Darstellung der Produktions- und Lebensverhältnisse lieferten, sondern kritisches Quellenstudium muss diese Informationen aus ihnen extrahieren.

Dennoch kann von einem epistemischen Charakter der Ideeninformationen gesprochen werden, denn wenn das Bewusstsein eines Gemeinwesens wissenschaftlichen Standards nicht entspricht, so hebt es doch von Unterschieden an, die ihr wirklicher Lebensprozess hervorbringt. Was sich darin vermischt, sind die durch aktives Eingreifen und Handeln gewonnenen Vorstellungen und über den Horizont der Umweltkontrolle hinausschießende Extrapolationen oder Phantasien, die einen mehr oder weniger illusionären Ordnungsrahmen für das Weltwissen bieten, der gleichwohl wieder über die praxisnäheren Vorstellungselemente übergreift. So sind die Darstellungen der kapitalistischen ökonomischen Verhältnisse durch die Vulgärökonomie falsch, insofern sie korrekte theoretische Aussagen zu treffen beanspruchen. Gleichzeitig sind sie keine reine Phantasie, sondern Systematisierung der Oberflächenerscheinungen der Gesellschaft, die sie zu beschreiben vorgeben, und zwar so, wie sie sich den darin praktisch befangenen Agenten darstellt und für ihre unmittelbaren praktischen Anforderungen auch nicht tiefer darzustellen braucht. Das Zinskapital beispielsweise erscheint, statt als Abschlag der den Lohnarbeitern in der Produktionssphäre abgepressten Mehrarbeit, als Selbstvermehrung des Geldes. Oder der Lohn scheint für die geleistete Arbeit gezahlt zu werden, nicht bloß für die Reproduktion der Arbeitskraft. Darin „drücken sich die Verhältnisse der kapitalistischen Produktion in der *fetischartigsten* Form aus. Es ist ihr Dasein, wie es an der Oberfläche scheint, von dem verborgnen Zusammenhang und den vermittelnden Zwischengliedern getrennt.“ (MEW 26.3, 445) In diese Zusammenhänge eindringen kann die wissenschaftliche Analyse, die daraus auch erklären muss, wie die Erscheinungen für die Praktiker, diese „objektiven Gedankenformen“ (MEW 23, 90) zustande kommen. Die Vulgärökonomien dagegen „übersetzen [...] die Vorstellungen, Motive etc. der in der kapita-

1.2 Eine materialistische Sprachauffassung?

listischen Produktion befangenen Träger derselben, in denen sie sich nur in ihrem oberflächlichen Schein reflektiert.“ (MEW 26.3, 445) Epistemisch ist das geistige Produkt, insofern es die Erscheinungen wirklich aufeinander bezieht und Orientierung darin verschafft – gleichwohl eine irreleitende und beschränkte, sobald der enge durch die Reproduktionsform gesetzte Rahmen verlassen werden soll oder sich die Widersprüche dieser Form praktisch geltend machen.

Zugleich lassen sich politisch-ideologische Interessen einschreiben, die ebenso wie die historische Ausprägung des epistemischen Charakters in der loseren Bestimmung Platz finden, Ausdruck der gesellschaftlichen Verhältnisse zu sein: Diese Ökonomen „übersetzen [jene Vorstellungen] in eine doktrinaire Sprache, aber vom Standpunkt des herrschenden Teils aus, der Kapitalisten, daher nicht naiv und objektiv, sondern apologetisch.“ (ebd.) Diese Oberflächensprache ist auf doppelte Weise ideologisch: dadurch, dass sie den historischen Charakter und die Ursachenverhältnisse der kapitalistischen Gesellschaft nicht ausspricht, sondern sie als alternativlos darstellt, und dadurch, dass sie in ihre allgemeine Beschreibung der Verhältnisse nicht die Produktion des Leids und Elends, also die Perspektive der zu Leidenden Gemachten, einbezieht.³⁰ Gerade weil Sprache epistemischen Charakter hat, aber gleichzeitig kein einfaches Spiegelbild der Verhältnisse ist, kann ihre Bearbeitung durch Entnennung, Harmonisierung und Verschleierung Mittel der Herrschaftssicherung sein: „Will die Gesellschaft ‚alle Unzuträglichkeiten ausmerzen‘ [...], unter denen sie zu leiden hat, nun, so merze sie die anstößigen Ausdrücke aus, so ändere sie die Sprache“ (MEW 4, 88). So unabweisbar dieser Gedanke spätestens angesichts einer kapitalförmigen Sprachproduktion durch eine gewaltige Medien-, PR- und Kultur-Industrie ist, so sind bei Marx doch allerlei Zwischenglieder ausgelassen, die begreifen ließen, was es genau heißen kann, ‚die Sprache‘ zu ändern und dadurch Unzuträglichkeiten aus der Öffentlichkeit oder dem Bewusstsein wegzueskamotieren und zu verdrängen. Gleichwohl lässt sich mit Marx weiter ausführen, dass diese Art Sprachregelungen erstens Gegenstand von gesellschaftlichen Kämpfen sind, und zwar in der Sprache als einer der „ideologischen Formen, worin sich die Menschen dieses Konflikts bewusst werden und ihn ausfechten“ (MEW 13, 9), und zweitens es mit einer lokalen Änderung des Sprachgebrauchs nicht getan ist, sondern um ihrer Wirksamkeit willen ihre Verallgemeinerung herbeigeführt werden muss – für beides sieht Marx die besseren Ressourcen auf Seiten der herrschenden Klassen: „Die Klasse, die die Mittel zur materiellen Produktion zu ihrer Verfügung hat, disponiert damit zugleich über die Mittel zur geistigen Produktion, so dass ihr damit zugleich im Durchschnitt die Gedanken derer, denen die Mittel zur

³⁰In diesem Sinne auch die Verteidigung der zynischen Sprache Ricardos, weil sie nur den Zynismus der Verhältnisse ausdrücke: „Der Zynismus liegt in der Sache und nicht in den Worten, welche die Sache bezeichnen. Französische Schriftsteller, wie die Herren Droz, Blanqui, Rossi und andere, machen sich das unschuldige Vergnügen, ihre Erhabenheit über die englischen Ökonomen dadurch zu dokumentieren, dass sie den Anstand einer ‚humanitären‘ Sprache zu beobachten suchen; wenn sie Ricardo und seiner Schule ihre zynische Sprache vorwerfen, so nur, weil es sie verletzt, die ökonomischen Beziehungen in ihrer ganzen Nacktheit aufgedeckt, die Mysterien der Bourgeoisie verraten zu haben.“ (MEW 4, 82f.)

geistigen Produktion abgehn, unterworfen sind. [...] Insofern sie also als Klasse herrschen und den ganzen Umfang einer Geschichtsepoche bestimmen, versteht es sich von selbst, dass sie dies in ihrer ganzen Ausdehnung tun, also unter Andern auch als Denkende, also Produzenten von Gedanken herrschen, die Produktion und Distribution der Gedanken ihrer Zeit regeln“ (MEW 3, 46).

Auch wenn in diesem Zitat nicht explizit von Sprache die Rede ist, so ist doch offensichtlich, dass Distribution von Gedanken auf ihr äußeres Element, die Sprache, angewiesen ist. Marx bleibt mit Produktion und Distribution in den allgemeinsten Bestimmungen stecken. Zu einer historischen Konkretisierung gelangt er dabei nur, insofern er die Teilung von körperlicher und geistiger Arbeit kennt. Nimmt man zur Kenntnis, dass hinsichtlich der Sprache zunächst niemand von dem zentralen Produktionsmittel getrennt ist, insofern jeder Sprachkundige sprechen und denken und daher Sprache produzieren kann, so stellt sich ein gesellschaftliches Missverhältnis auf der von Marx thematisierten Ebene dar als ungleiche Verfügung über Zeit und Umfeld zur geistigen Bildung und Produktion. Wie auf verschiedenen historischen Stufen und in verschiedenen Gesellschaften Sprachproduktion und -distribution organisiert sind und welche weiteren Mittel hineinspielen, lässt sich bei Marx nicht erfahren. Ebenso bleibt, wie erwähnt, die Frage offen, auf Grundlage welcher Materialitätsstruktur der Sprache eine solche Produktion zu denken ist. Dasselbe gilt für die Rezeption von Gedanken. Zwar kennt Marx den Gedanken, dass ein Ideenzusammenhang als komplexes Produkt organisierter und spontaner geistiger Arbeit dem sich in ihr bewegenden Denken eine Trägheit aufbürdet, die nicht einfach zu überwinden ist: „In der Realität der kapitalistischen Produktion sowohl wie in ihrer Theorie [tritt] die realisierte Arbeit als Gegensatz gegen sich selbst, die lebendige Arbeit auf [...]. Ganz wie in dem religiös befangenen Denkprozess das Produkt des Denkens die Herrschaft über das Denken selbst nicht nur beansprucht, sondern ausübt.“ (MEW 26.3, 272) Aber wie dieses dem Individuum als Voraussetzung gegenüberstehende Denken sich mit seinen Erfahrungen und seinem Denken verbindet, also, um Marx' Bildersprache zu bemühen, wie diese in der Sprache manifestierte tote geistige Arbeit dem produktiv konsumierenden Individuum als Material für lebendiges Denken dienen kann, erfährt man bei ihm nicht.

1.2.1 Ansätze eines kulturell-soziologischen Sprachbegriffs

Dennoch erlaubt der Gedanke des Befangenseins in einem bestimmten Denken oder der zugehörigen Sprache, den Konflikt der oben entwickelten Prinzipien in einer Klassengesellschaft anzudeuten. Engels beobachtete beträchtliche Unterschiede in den Lebensweisen der sozialen Klassen: „Die Bourgeoisie hat mit allen andern Nationen der Erde mehr Verwandtes als mit den Arbeitern, die dicht neben ihr wohnen. Die Arbeiter sprechen andre Dialekte, haben andre Ideen und Vorstellungen, andre Sitten und Sittenprinzipien, andre Religion und Politik als die Bour-

geoisie.“ (MEW 2, 351) Andere Textstellen erlauben, hier zu den Dialekten die Sprache hinzuzufügen³¹ – nebst dem Hinweis, dass dieser Sprachbegriff von dem der Nationalsprache zu unterscheiden ist. Er ist aber keineswegs „synonym mit ‚Ausdrucksweise‘“ (Erckenbrecht 1973, 93), wie Erckenbrecht meint. Die Sprache einer gesellschaftlichen Gruppe ist vielmehr ein ganzes organisch mit einer eigenen Lebensweise verbundenes Ausdruckssystem. Es werden nicht einfach dieselben Sachverhalte bloß auf verschiedene Weise ausgedrückt, sondern überhaupt verschiedene Sachverhalte sind von Bedeutung oder unterliegen grundweg anderen Bewertungen, die Denkmuster sind andere. Dieser Differenzierung sozialer Milieus und ihrer Sprachen steht in den modernen Gesellschaften die Nationalsprache als ihre formelle Vereinigung gegenüber. Das Verhältnis beider Sprachbegriffe diskutiert Marx nicht, an den meisten Stellen gebraucht er aber den ersten. Die Bedeutung dessen ist kurz auszuführen, denn in der wissenschaftlichen Beschäftigung wie im Alltagsgebrauch wird unter einer (Einzel-)Sprache meist eine Nationalsprache verstanden, in der sich dann noch eventuell Hochsprache und Dialekte und Soziolekte unterscheiden lassen. Jener an gesellschaftlichen Gruppen orientierte Begriff von Sprache ist aber im Gegensatz zum Soziolekt nicht als Variation oder Teil einer Nationalsprache gedacht, sondern liegt, wie das Zitat von Engels nahelegt, quer dazu: er überschreitet die Besonderheit der Nationalsprache, wenn die Lebensverhältnisse verschiedener Gesellschaften unerachtet verschiedener Nationalsprachen vergleichbar sind und vergleichbare und ‚übersetzbare‘ Denkformen hervorbringen.

Von diesem an einer gewissen Homogenität der Lebensweise und entsprechenden Inhalten orientierten Sprachbegriff aus erscheint eine Nationalsprache als aggregiertes und durchaus auch widersprüchliches Sammelbecken von Sprachmaterial, das in seinen inneren Differenzen auch Spaltungen der Gesellschaft anzeigt. Und wenn verschiedene Gesellschaftsgruppen in der Gesellschaft gegensätzlich aufeinander bezogen sind, so auch in der einen oder anderen Weise sprachlich. Um dies in dialektischer Form der Zuspitzung an Marx’ Fall des Antagonismus von Bourgeoisie und Arbeiterbewegung im 19. Jahrhunderts nachzuvollziehen: Die verschiedenen Milieus haben unter sich ihre eigenen Sprachen, ihre eigene Verständigung unter sich; aber sie greifen innerhalb eines Landes auch auf dasselbe Sprachmaterial zu, können sich einander verständlich machen; aber indem sie Sprachbedeutungen teilen und insofern sie einander durch ihre Sonderinteressen entgegengesetzt sind, schließt sich auch der jeweilige Sprachgebrauch aus, ist nicht nur verschieden; aber um der Wirksamkeit und Legitimierung ihrer politischen Positionen willen werden diese in eine sprachliche Form gebracht, die sie als allgemeines Interesse darstellen, also von allen geteilt und so ausgesprochen werden können sollen; daher eine harmonisierende und die ökonomische Struktur als notwendig unterstellende Darstellung auf Seiten der Bourgeoisie; da aber ein wirklicher Antagonismus und wirkliche Widersprüche zugrunde lie-

³¹ Etwa die „Sprache des Bürgers“ (MEW 3, 284).

gen, drückt sich dies nach Marx auch in Sprachparadoxen aus; damit ist der Widerspruch einer der Sprache selbst, nicht mehr ein an verschiedene Sprechergruppen verteilter Gegensatz; dieser besteht aber ebenso noch, nämlich gegenüber dem unbewussten das bewusste Aussprechen dieser Widersprüche in der Kritik (z.B. der politischen Ökonomie), die sie *als* Widersprüche aufdeckt und als historisch-objektive darzustellen sucht. Es versteht sich von selbst, dass eine solche Spitze des Widerspruchs weder die ganze Komplexität und den Reichtum von Sprachen antagonistischer Gesellschaften beherrscht, noch die Antagonismen nur auf dieser Spitze existieren, sondern in weite Teile der Gedankenwelt hineingearbeitet ist, sei es auch nur in der Form verschleiender Harmonisierung.

Wenn sich heute eine verschärfte Verinnerlichung kapitalistischer Verwertungslogik in der Subjektbildung beobachten lässt, so ist dies zugleich kein unerhörter Vorgang. Engels und Marx beobachteten bereits eine Durchdringung des alltäglichen Denkens bzw. der Sprache mit den ökonomischen Vorstellungen, die kapitalistischem Wirtschaften entspringen: „Der Schachergeist geht durch die ganze Sprache, alle Verhältnisse werden in Handelsausdrücken dargestellt, in ökonomischen Kategorien erklärt. Nachfrage und Zufuhr, Begehrt und Angebot, supply and demand, das sind die Formeln, nach denen die Logik des Engländers das ganze menschliche Leben beurteilt.“ (MEW 2, 487f) Diese Durchdringung hat nicht nur die Bedeutung, Ausdruck der ökonomischen Verhältnisse zu sein, denn „der Bourgeois hat es umso leichter, aus seiner Sprache die Identität merkantilischer und individueller oder auch allgemeiner menschlicher Beziehungen zu beweisen, als diese Sprache selbst ein Produkt der Bourgeoisie ist und daher wie in der Wirklichkeit, so in der Sprache die Verhältnisse des Schachers zur Grundlage aller andern gemacht worden sind.“ (MEW 3, 212) Dieser Art Versuche, die konkreten Gehalte eines Ideenzusammenhangs anhand der Sprache zu analysieren, gibt es bei Marx und Engels wenig und nur andeutungshaft. Immerhin auch angedeutet ist, wie durch sprachlichen Transfer das Denken eines Lebensbereiches auf andere ausgedehnt wird und diese Verallgemeinerung einer besonderen Denkform auch den ursprünglichen Gegenstand in dieser besonderen Form, in der er sich dem Denken mitgeteilt hat, als allgemein erscheinen lässt und somit der Kritik weiter entzieht. Damit ist zumindest ein sprachlicher ‚Mechanismus‘ benannt, mit dem der auch in den abstrakten Bemerkungen über die Bedeutung der Sprache angezeigte Doppelcharakter realisiert wird: sich der Verhältnisse durch ideelle Repräsentation bewusst zu werden, aber sie zugleich in einem bestimmten Licht erscheinen zu lassen.

1.2.2 Sprache in historischen Umbrüchen

Dies gilt ebenso für Marx' Beobachtungen an Sprache, die auf gesellschaftliche Umbrüche bezogen ist. Hier zeigt sich, in welchem Maße in der Sprache nicht nur die Gegenwart präsent ist, sondern bezogen auf die Gegenwart verschiedene ‚Zeiten‘, aufgespeicherte Erinnerungen an ver-

1.2 Eine materialistische Sprachauffassung?

gangene Lebensverhältnisse und Antizipationen einer kommenden Gesellschaft, neben- und gegeneinander existieren. So sieht er die bürgerlichen Revolutionen sich mit vergangenem Pathos herausputzen, bevor sie ihre eigene ernüchterte Sprache finden: „Die Tradition aller toten Geschlechter lastet wie ein Alp auf dem Gehirne der Lebenden. Und wenn sie eben damit beschäftigt scheinen, sich und die Dinge umzuwälzen, noch nicht Dagewesenes zu schaffen, gerade in solchen Epochen revolutionärer Krise beschwören sie ängstlich die Geister der Vergangenheit zu ihrem Dienste herauf, entlehnen ihnen Namen, Schlachtparole, Kostüm, um in dieser altehrwürdigen Verkleidung und mit dieser erborgten Sprache die neue Weltgeschichtsszene aufzuführen. [...] Die neue Gesellschaftsformation einmal hergestellt, verschwanden die vorsündflutlichen Kolosse und mit ihnen das wieder auferstandene Römertum [...]. Die bürgerliche Gesellschaft in ihrer nüchternen Wirklichkeit hatte sich ihre wahren Dolmetscher und Sprachführer erzeugt in den Says, Cousins, Royer-Collards“ (MEW 8, 115f). Dem stellt er den bewusst vorgreifenden Charakter der vorgestellten kommunistischen Revolution gegenüber: „Die soziale Revolution des neunzehnten Jahrhunderts kann ihre Poesie nicht aus der Vergangenheit schöpfen, sondern nur aus der Zukunft. Sie kann nicht mit sich selbst beginnen, bevor sie allen Aberglauben an die Vergangenheit abgestreift hat. Die früheren Revolutionen bedurften der weltgeschichtlichen Rückerinnerungen, um sich über ihren eigenen Inhalt zu betäuben. Die Revolution des neunzehnten Jahrhunderts muss die Toten ihre Toten begraben lassen, um bei ihrem eignen Inhalt anzukommen. Dort ging die Phrase über den Inhalt, hier geht der Inhalt über die Phrase hinaus.“ (MEW 8, 117)

Immer noch lässt sich sagen, dass diese politischen Sprachen aus den Lebensverhältnissen heraus produziert sind, aber es deutet sich auch an, wie komplex sich diese in der Sprache darstellen. Die antike Bildung, uralte religiöse Vorstellungen sind ebenso Teil der modernen Welt wie das Streben nach einer Zukunft jenseits kapitalistischer Verhältnisse. Diese Sprachen sind nicht einfach Ausdruck eines entsprechenden Bewusstseins, sie sind selbst identitätsbildend wirksam. Doch das Wirken der Sprache, und damit nach Marx' eigener Auffassung ihre Wirklichkeit, bleibt bei ihm unterbelichtet und muss im Zusammenhang späterer Autoren betrachtet werden. Soweit sie aber auch Ausdruck sind, erhellt dieses Verhältnis nicht aus der Sprache selbst, sondern erst aus dem Ganzen der Gesellschaft und der Stellung, die ihre Sprecher in ihr einnehmen.

1.2.3 Kritik der Philosophensprache

Eine konkrete Ausführung dieses Gedankens ist die Kritik am Denken und der Sprache der Philosophen, die Marx und Engels in der *Heiligen Familie* und der *Deutschen Ideologie* leisten. Diese Kritik hat Spätausläufer des Deutschen Idealismus zum konkreten Gegenstand, kann aber partiell verallgemeinert werden und lässt sich, insofern in dieser Auseinandersetzung die mate-

rialistische Geschichtsauffassung theoretisch entwickelt und der bewusste Zusammenhang mit einer sozialen Bewegung hergestellt wird, als Abkehr von der gesamten abendländischen Philosophietradition verstehen. Hier möge eine kurze Darstellung der Rolle der Sprache in der Kritik an Stirner genügen. Dessen Idealismus wird in verschiedenen Formen kritisiert: in der Figur der Selbstschöpfung, in der Figur der Verewigung historischer Kategorien und in der Figur der Ersetzung der Kritik der Verhältnisse durch die Ideenkritik. An diesen Beispielen lassen sich dann drei Dimensionen der Sprachkritik aufzeigen: ein Explizieren und Auseinanderlegen von Sprachgebrauch und Textlogik und die Konfrontation mit der entsprechenden Sprache des gesunden Menschenverstands (oder gewöhnlichen Lebens), Aufweis der Herkunft der Gedanken und Begriffe aus der Gesellschaftslage der Zeit und schließlich eine Erklärung der ‚verzerrten‘ Sprache der Philosophen aus deren Lebensverhältnissen.

Ein häufiges Mittel der Kritik, von dem Marx schon ausgiebig in der *Kritik der hegelschen Rechtsphilosophie* Gebrauch gemacht hatte, ist die Gegenüberstellung eines kritisierten Satzes oder Abschnitts und seiner ‚korrigierten‘ Fassung, die anhand des genauen Sprachgebrauchs, der Partikel, der Satzanschlüsse etc. anschaulich macht, wie die Inhalte des Textes zustande kommen, welche Auslassungen vorgenommen oder wie Grund und Folge verdreht wurden. Stirner setzt den Geist als sich aus dem Nichts selbst schaffend und bietet als ‚Evidenz‘ dieses Vorganges sprachliche Konstruktionen an, die den Akt des Hervorbringens geistiger Inhalte mit dem hervorbringenden Subjekt identisch erscheinen lassen: Dass „der Geist seine eigene Schöpfung [ist,] wird jetzt so ausgedrückt, dass der Geist, d.h. die erste Schöpfung des Geistes, ‚aus dem Nichts hervorgehen muss‘ – ‚er muss sich erst schaffen‘ – ‚seine erste Schöpfung ist er selber, der Geist‘ [...], So mystisch dies auch klinge, so erleben Wir’s doch als eine alltägliche Erfahrung. Bist Du eher ein Denkender, als Du denkst? Indem Du den *ersten Gedanken* erschaffst, erschaffst Du *Dich, den Denkenden*, denn Du denkst nicht, bevor Du einen Gedanken denkst, d.h.‘ – d.h. – ‚*hast*. Macht Dich nicht erst Dein Singen zum Sänger, Dein Sprechen zum sprechen- den Menschen? Nun, so macht Dich auch das Hervorbringen von Geistigem erst zum Geiste.“ (MEW 3, 132) Fortgelassen werden alle Voraussetzungen, unter denen ein Mensch ‚Geistiges‘ hervorbringt, spricht etc., und die Unmittelbarkeit des einzelnen Aktes wird als Unmittelbarkeit jeder Vermittlung behandelt, wodurch das ‚Nichts‘ hereinkommt, von dem der ‚Geist‘ allein noch herkommen kann, wenn er mit diesem Unmittelbaren identifiziert und ihm alle äußere Vermittlung abgeschnitten wurde.³² Wörtlich genommen, „handelt [es] sich um den Geist, der

³²Man kann die Textanalyse selbstverständlich noch ausführlicher betreiben, als Marx und Engels dies tun. Über das Stirnerzitat ließe sich etwa noch sagen, dass jenes Nichts seinen wirklichen Ort in der exploitierten Identität von Denkendem und Denken hat. Denn einerseits handelt es sich um eine Tautologie, dass einer Denkender ist, indem er denkt. Hier wird nur die Sprachlogik der Partizipbildung nachgezeichnet. In den gegenübergestellten Verbformen ist aber auch eine Differenz ausgedrückt, nämlich die zwischen Sein und Tun, die nun der Tautologie als gehaltvolle Bedeutung untergeschoben wird: dass das Sein aus dem Tun hervorginge, und zwar nicht als Sprachlogik („Denkender“ geht aus „denken“ hervor), sondern als wirkliche Schöpfung. Da die Sprachlogik aber

sich selbst aus *Nichts* erschafft – also um *Nichts*, das sich *aus Nichts* zum *Geist* schafft.“ (MEW 3, 133) Dagegen materialistisch den Akt als allerlei Voraussetzungen unterworfenen Akt eines Individuums, nicht eines sich selbst mystisch hervorbringenden Subjekts, betrachtet: „Weit entfernt, dass ich ‚aus dem Nichts‘ mich z.B. als ‚Sprechenden‘ erschüfe, ist das Nichts, was hier zugrunde liegt, ein sehr mannigfaltiges Etwas, das wirkliche Individuum, seine Sprachorgane, eine bestimmte Stufe der physischen Entwicklung, vorhandene Sprache und Dialekte, hörende Ohren und eine menschliche Umgebung, die etwas zu hören gibt, etc. etc. Es wird also bei der Ausbildung einer Eigenschaft Etwas von Etwas durch Etwas geschaffen, und keineswegs, wie in der hegelschen Logik, von Nichts durch Nichts zu Nichts gekommen.“ (ebd.) Ein Mensch wird zu einem ‚Sprechenden‘ also zunächst durch seine Umgebung, und bevor ein Mensch spricht, muss er viel gebrabbelt haben. Dem Unsinn des ‚Nichts‘ wird entgegengehalten, was offensichtlich alles andere als ‚Nichts‘ ist, nämlich inhaltsvolle Bestimmungen, die die Stirnersche Unmittelbarkeitskonstruktion aufbrechen, indem sie die realen Vermittlungsverhältnisse andeuten.

Während der Fehler eben in der hohlen Identifikation des Subjekts bzw. Individuums mit seiner Handlung lag, so in der Frage des Eigentums in der Identifikation von Individualität mit der besonderen Form, die sie beim Bourgeois annimmt. Ausgangspunkt für Stirner sind Gedanken, die wirklich gesellschaftliche Gruppen zu seiner Zeit hatten: „Wenn also der Bourgeois den Kommunisten erklärt: indem Ihr meine Existenz *als Bourgeois* aufhebt, hebt Ihr meine Existenz *als Individuum* auf, wenn er so sich als Bourgeois mit sich als Individuum identifiziert, so ist daran wenigstens die Offenherzigkeit und Unverschämtheit anzuerkennen. Für den Bourgeois ist dies wirklich der Fall: er glaubt nur insofern Individuum zu sein, als er Bourgeois ist.“ (MEW 3, 210f) Diese besondere gesellschaftliche Gruppe glaubt demnach fälschlicherweise, ihre Individualität überhaupt zu verlieren, falls sie ihr Bourgeoisdasein aufgeben muss. Dieser Gedanke ist eine verdrehte Form des richtigen Gedankens, dass sie mit dem Privateigentum auch diese besondere damit verknüpfte Individualität aufgeben müssten. Es lässt sich aber auch der falsche Gedanke noch weiterdrehen und die Identifikation des Bourgeois mit seiner Individualität durch die Identifikation der Individualität mit dem verallgemeinerten Bourgeoisdasein vertauschen: „Sobald aber die Theoretiker der Bourgeoisie hereinkommen, und dieser Behauptung einen allgemeinen Ausdruck geben, das Eigentum des Bourgeois mit der Individualität auch theoretisch identifizieren und diese Identifizierung logisch rechtfertigen wollen, fängt der Unsinn erst an, feierlich und heilig zu werden.“ (MEW 3, 211) Denn Stirner „begründet [...] die Unabschaffbarkeit des Privateigentums darauf, dass er es in den Begriff des Eigentums verwandelt, den etymologischen Zusammenhang zwischen ‚Eigentum‘ und ‚eigen‘ exploitiert und das Wort ‚ei-

den ganzen Umkreis des behandelten Inhalts ausmacht, ist alle synthetische Bestimmung ausgeschlossen und das sprachlich vorausgesetzte Nichts der inhaltlichen Differenz der Verbformen zum mystifizierten Grund ihrer Identität gemacht.

gen‘ für eine ewige Wahrheit erklärt, weil es doch auch unter dem kommunistischen Regime vorkommen kann, dass ihm Leibschmerzen ‚eigen‘ sind. Dieser ganze theoretische Unsinn, der sein Asyl in der Etymologie sucht, wäre unmöglich, wenn nicht das wirkliche Privateigentum, das die Kommunisten aufheben wollen, in den abstrakten Begriff ‚das Eigentum‘ verwandelt würde.“ (ebd.) Offensichtlich ist Stirners ‚Argumentation‘ hier nicht ernst zu nehmen, sondern beruht auf rhetorischen Mitteln statt auf erwägenswerten Gedanken. Dass dem so ist, machen Marx und Engels augenscheinlich, indem sie die von Stirner stillschweigend vorgenommenen sprachlichen Operationen explizieren. Ihre Analyse geht aber über den immanenten Zusammenhang hinaus und beschreibt genealogisch den Gedanken als einen, der nicht frei in der Luft des Geistes schwebt, sondern den bestimmte Individuen denken und formen, und zwar durch solche Lebensumstände bestimmte Individuen, die diesen Gedanken befördern.

Dies gilt für den Bourgeois, dies gilt aber ebenso für den Philosophen. „Die Veränderung des Bewusstseins, abgetrennt von den Verhältnissen, wie sie von den Philosophen als Beruf, d.h. als *Geschäft* betrieben wird, ist selbst ein Produkt der bestehenden Verhältnisse und gehört mit zu ihnen. Diese ideelle Erhebung über die Welt ist der ideologische Ausdruck der Ohnmacht der Philosophen gegenüber der Welt. Ihre ideologischen Prahlerien werden jeden Tag durch die Praxis Lügen gestraft.“ (MEW 3, 363) Denn die ‚Praxis‘ des Philosophen, sich in Begriffen herumzutreiben und die materiellen Bedingungen dieses Herumtreibens darüber aus dem Blick zu verlieren, ist wirklich eine andere Praxis³³, als den Stoffwechsel mit der Natur in der vorgefundenen gesellschaftlichen Form der Produktion zu bewerkstelligen. In diesem ‚Vergessen‘, das die Erfahrungen der einen Praxis auf die andere projizieren lässt, entwickelt sich die Vorstellung von der Änderung der Verhältnisse entsprechend naiv: „Was das ‚Heraustreten aus dem Bestehenden‘ für einen Sinn hat, wissen wir schon. Es ist die alte Einbildung, dass der Staat von selbst zusammenfällt, sobald alle Mitglieder aus ihm heraustreten, und dass das Geld seine Geltung verliert, wenn sämtliche Arbeiter es anzunehmen verweigern. Schon in der hypothetischen Form dieses Satzes spricht sich die Phantasterei und Ohnmacht des frommen Wunsches aus. Es ist die alte Illusion, dass es nur vom guten Willen der Leute abhängt, die bestehenden Verhältnisse zu ändern, und dass die bestehenden Verhältnisse Ideen sind.“ (MEW 3, 362f) Was der Philosoph als seine Macht erfährt, ist die Bearbeitung von Ideen. Wo er weder die Bedingungen seiner Tätigkeit noch die Reichweite dieser Macht reflektiert, sondern stattdessen dieses theoretische Verhältnis zur Welt allgemein setzt, werden seine Vorstellungen davon, was unter gesellschaftsändernder Macht zu verstehen wäre, magische. Das Verhältnis dieser Philosophen zur Gesellschaft beschreiben Marx und Engels nicht nur als befangen, so wie sie die bloß praktischen Agenten beschreiben, sondern sie beschreiben sie geradezu als gefangen in ihrer geistigen

³³Dies ist ein weiterer Begriff der Praxis als der in der Regel von Marx gebrauchte, da geistige Tätigkeit in seinem Mittelpunkt steht. Bei späteren Autoren wird dieser weitere Praxisbegriff wieder begegnen.

1.2 Eine materialistische Sprachauffassung?

Welt, weil die unausgesprochene Maßgabe dieser Welt das selbstbezügliche Verharren im bloß Theoretischen ist. Schon gestaltetes Medium des Theoretisierens ist die Sprache: „Für die Philosophen ist es eine der schwierigsten Aufgaben, aus der Welt des Gedankens in die wirkliche Welt herabzusteigen. Die unmittelbare Wirklichkeit des Gedankens ist die Sprache. Wie die Philosophen das Denken verselbständigt haben, so mussten sie die Sprache zu einem eignen Reich verselbständigen. Dies ist das Geheimnis der philosophischen Sprache, worin die Gedanken als Worte einen eignen Inhalt haben.“ (MEW 3, 432) Jenes eigene Reich benutzt dieselben Wörter, aber setzt sie in eigentümliche Beziehungen untereinander, die sich von den Beziehungen auf die Vorgänge des praktischen gesellschaftlichen Lebens unterscheiden. „Das Problem, aus der Welt der Gedanken in die wirkliche Welt herabzusteigen, verwandelt sich in das Problem, aus der Sprache ins Leben herabzusteigen.“ (ebd.) D.h. die Schwierigkeit besteht darin, die Loslösung der Sprache aus ihren praktischen Zusammenhängen rückgängig zu machen. Grund dieser Loslösung war selber jenes aus der Gesellschaftsstruktur hervorgehende nur theoretische Verhältnis zur Sprache: „Wir haben gezeigt, dass die Verselbständigung der Gedanken und Ideen eine Folge der Verselbständigung der persönlichen Verhältnisse und Beziehungen der Individuen ist. Wir haben gezeigt, dass die ausschließliche systematische Beschäftigung mit diesen Gedanken von Seiten der Ideologen und Philosophen und damit die Systematisierung dieser Gedanken eine Folge der Teilung der Arbeit ist, und namentlich die deutsche Philosophie eine Folge der deutschen kleinbürgerlichen Verhältnisse.“ (ebd.) Die Verselbständigung der philosophischen Sprache beruht also einestails auf der Trennung ihrer Subjekte von der gewöhnlichen Gebrauchssphäre der Wörter und andernteils auf der Maßgabe ihrer Tätigkeit, Gedanken und daher die Sprache in eine ‚schlüssige‘ Ordnung zu bringen. Auch wenn diese Ordnung ideologische Effekte haben kann, wird ihr durch die philosophische Form der Anschein gegeben, apart zu sein, wodurch ihre eigentliche Abhängigkeit von einem ins praktische Leben eingebetteten Sprachkomplex sowie ihre mögliche Rückwirkung darauf verschleiert wird. „Die Philosophen hätten ihre Sprache nur in die gewöhnliche Sprache, aus der sie abstrahiert ist, aufzulösen, um sie als die verdrehte Sprache der wirklichen Welt zu erkennen und einzusehen, dass weder die Gedanken noch die Sprache für sich ein eignes Reich bilden; dass sie nur Äußerungen des wirklichen Lebens sind.“ (MEW 3, 432f)

Damit sind zwei Abhängigkeitsverhältnisse gesetzt, einerseits das einer Sprache überhaupt von den historisch-gesellschaftlichen Lebensumständen, wovon bereits gesagt worden ist, dass objektive Verkehungen ebenso hineinspielen wie Überlieferung, andererseits das der philosophischen Sprache von der gewöhnlichen. Die Verschränkung beider Gedanken ist die Grundlage für eine historisch-materialistische Sprachkritik der Philosophie: Der historische Sinn einer Philosophie, nicht unbedingt der, den sie sich selbst zuschreibt, sondern als Produkt einer bestimmten Gesellschaft, erhellt nur vor dem Hintergrund dieser Gesellschaft – wenn sie darüber

hinaus Sinn behält, so liegt es nicht an ihrer überzeitlichen Wahrheit, sondern daran, dass eine andere Gesellschaft auf ihre Weise noch etwas mit ihr anzufangen und sie sich zu übersetzen weiß. Und: die sprachlichen Bedeutungen einer Philosophie verhalten sich derivativ gegenüber der Alltagssprache – sie bringt ihre eigenen Redeweisen und Begriffe hervor, aber nur von der Grundlage schon geprägter Bedeutungen aus, die mit dem praktischen Lebensprozess verbunden sind.

Wie bereits entwickelt, trägt dieses Verbundensein bei Marx und Engels Darstellungsscharakter, wie vermittelt dieser auch letztendlich ist. Alltagsvorstellungen wären dann ebenso wie philosophische Weltauslegungen Bestandteil von Gedankenformationen, die, als Inhalte, über diverse Vermittlungsschritte aus den Gesellschaftsformationen und ihrer materiellen Grundlage herrühren. Sprache in diesem Sinne ist Teil des gesellschaftlichen Überbaus, ist als Ideelles oder Träger von Ideellem dem Praktischen, der physischen Arbeit entgegengesetzt. Der materielle Komplex fungiert hier als Erklärungsgrund für den ideellen. In diesem Verhältnis erscheint Sprache, obgleich ‚Moment‘ aller menschlichen Gesellschaft, nicht als konstitutiv für die Grundlage der Gesellschaft, d.i. ihre materielle Reproduktion, sondern nur als tragendes Element des ideologischen Raums einschließlich Politik, Recht, Philosophie etc.

1.2.4 Bedeutung der Sprache für die ökonomische Basis

Nun gibt Marx in anderen Kontexten jedoch auch die Bestimmung, dass Sprache im Gegensatz zu naturgegebenen Produktionsvoraussetzung zu den „erworbenen Produktivkräften“ (MEW 18, 620) zu rechnen sei,³⁴ unter denen er differenziert zwischen „materiellen und geistigen, Sprache, Literatur, technischen Fähigkeiten etc. etc.“ (ebd.) Höpfe richtet sein ganzes Buch über Sprache bei Marx an der Unterscheidung zwischen Basis und Überbau aus, was bei ihm „gesellschaftlicher Gesamtkomplex“ heißt. Die gesellschaftliche Rolle der Sprache wird somit analysiert, indem diese Unterscheidung zur Grundlage einer Gesellschaftstheorie gemacht und Sprache dann abstrakt auf die Unterschiedenen bezogen wird. Seine Resultate sind, wenngleich ausführlicher, denen Erckenbrechts vor ihm vergleichbar, bei dem es heißt, dass Sprache „sowohl in den engsten Umkreis der Basis als auch partiell zum Überbau“ (Höpfe 1982, 58) gehöre. Solchen Formeln, so sehr sie auch Klassifikationsdenken aufzubrechen scheinen, bleiben ihm doch verhaftet. Denn Basis und Überbau werden zu einer Topik stilisiert, die jedem Ding in einer Gesellschaft seinen Platz anweist, auch wenn die Sprache hier zwischen den Stühlen zu sitzen kommt: „Nicht die Sprache ist ein Teil des Überbaus, sondern ein Teil der Sprache ist Überbau (zugleich ist die Sprache konstitutiv für die Wechselbeziehung zwischen Basis und Überbau)“

³⁴In diesem Gegensatz ist auch ausgedrückt, dass Sprache selbstverständlich Produktivkraft nicht in ihrer biologischen Abstraktion als Verbindung menschlicher Organe zu einer ‚Sprachfähigkeit‘ ist, sondern in ihrer konkreten Gestalt als Kollektivverhältnis, in das Individuen durch ihre Aneignung erst eintreten.

1.2 Eine materialistische Sprachauffassung?

(ebd.). Versteht man die Unterscheidung zwischen Basis und Überbau als Grundgerüst einer Gesellschaftstheorie,³⁵ dann gelangt man zu solchen formellen Teilungen ‚der Sprache‘, ohne wirkliche Zusammenhänge zu begreifen. Statt eine Bestimmung gewonnen zu haben, verliert man den Blick für die Frage, was Sprachen in Gesellschaften wirklich leisten, wie sie ein heuristisches Verständnis der Basis-Überbau-Unterscheidung nahelegt.

Erckenbrecht ist folgerichtig mehr daran interessiert, die diversen Bestimmungen von Marx und seine daraus gewonnenen Formeln zu rechtfertigen, als das damit aufgeworfene sprachtheoretische Problem zu erfassen. Um zu zeigen, dass die Sprache allenfalls in den engsten Umkreis der Basis gehöre, muss Erckenbrecht gegen oben zitierte Stelle ‚widerlegen‘, dass „Sprache als geistige Produktivkraft zur Basis gehört [...]: die Produktionsverhältnisse sind zwar durch die Produktivkräfte vermittelt, aber diese werden in der marxischen Begriffsbestimmung der Basis nachdrücklich als materiell bezeichnet; somit gehört die geistige Produktivkraft Sprache nicht zur ökonomischen Basis – auch dann nicht, wenn man bei der Neufassung der historisch-materialistischen Grundthesen die materiellen Produktivkräfte aus logischen Gründen in die Begriffsbestimmung der Basis, wie es notwendig ist, aufnimmt. Nach Marx wird zwar das Wissen bis zu einem gewissen Grade selbst zur ‚unmittelbaren Produktivkraft‘ [zit. nach Marx (1953, 594)], aber einmal ist an dieser Stelle das in ökonomischen Produkten vergegenständlichte Wissen gemeint, und zum anderen sind Wissen und Sprache nicht unmittelbar identisch. Außerdem ist es – wie schon gezeigt – im Sinne eines präzisen Materialismus, trotz aller Dialektik von ‚Geistigem‘ und Materiellem an der sachlichen und sprachlichen Differenz festzuhalten. Dass die Sprache kein Teil der Basis ist, müßte auch ohne weiteres einsehbar sein, da sie kein direkt ökonomischer Faktor ist.“ (Erckenbrecht 1973, 72f) Die Argumentation ist am Wortlaut, nicht an der Sachfrage orientiert. Den Gegensatz zu einer Betrachtung hintanstellend, die Sprache der ideologischen, nicht der Produktionssphäre zuordnet, lässt sich gegen Erckenbrecht einwenden, dass die Maschinen als „vergegenständlichte Wissenskraft“ (Gr, 594) eben nur „unmittelbare Produktivkraft“ (ebd.) sind, umgekehrt also „das allgemeine gesellschaftliche Wissen“ (ebd.) durch seine produktive Umsetzung durchaus zur Produktivkraft, eben einer mittelbaren, wird. Beide sind sich darin gleich, dass sie als „die gesellschaftlichen Produktivkräfte produziert sind“ (ebd.), und der Unterschied liegt allein in der Form, nämlich dass diese einenteils „in der Form des Wissens“ (ebd.) auftreten, andernteils aber „unmittelbare Organe der gesellschaftlichen Praxis“ (ebd.) sind, die es ohne jenes ‚produktive‘ Wissen nicht gäbe, da „die Natur [...] keine Maschinen [baut]“ (ebd.). Dass Wissen und Sprache nicht identisch sind, ist in diesem Zusammenhang bedeutungslos, wenn man unterstellt, dass die hier vorausgesetzte Wissenschaft ohne Sprache als Objektivierungsinstanz undenkbar ist.

Die radikale Frage, die Sprache und gesellschaftliche Produktion betreffend, ist also, welcher

³⁵Konsequenterweise ist von „Basis-Überbau-Theorie“ (Höppe 1982, 60) die Rede.

technische Entwicklungsgrad allein mit praktischer Intelligenz und Nachahmung erreicht werden kann, also ohne die Ausbildung von Sprache. Diese Frage ist hypothetisch und alle Aussagen mangels Empirie, die über einen Vergleich von Menschen und Tieren hinausgeht, nur spekulativ. Dasselbe gilt für die Frage nach dem Ursprung der Sprache und derjenigen, ob sie sich mit dem Aufkommen gemeinsamer Arbeit und Produktion notwendig ausbildet. Die Formulierungen bei Marx und Engels, dass die Menschen sich auf einmal etwas zu sagen hatten oder dass ein Bedürfnis danach entstand, sich etwas mitzuteilen, sind aufgrund ihres teleologischen Charakters wenig hilfreich. Zu fragen wäre stattdessen, was durch die Ausbildung von Sprache in der Entwicklung der gesellschaftlichen Produktion erleichtert oder allererst möglich wird, um zu einer Einschätzung der Rolle der Sprache für die Entwicklung menschlicher Gesellschaften zu gelangen. Dafür ist es aber nötig, Sprache als Mittel gesellschaftlicher Praxis zu analysieren, wozu andere Autoren zu Rate gezogen werden müssen. Dazu kommt die Unterscheidung zwischen allgemeinen Mitteleigenschaften der Sprache und der Erfassung konkreter Sprachen, die das Resultat beständiger Umarbeitung in konkreten gesellschaftlichen Umständen sind, auch der Erfindung neuer Elemente im Zusammenspiel mit der Entwicklung neuer gesellschaftlicher Situationen und Praxen und als Organisationsmittel für letztere. Um aber als Mittel (und Gegenstand geistiger Arbeit) analysiert werden zu können, insofern Sprache nicht nur Mittel von Individuen ist, sondern interaktives Mittel, bedarf es einer kategoriellen Bestimmung der Sprache als kollektiv angeeignete Fähigkeit, mit genau dieser von den Anderen geteilten Sprache passiv und aktiv operieren zu können. Diese Bestimmung finden wir in einem Praxisbegriff, wie er von Wittgenstein entwickelt wurde und in dem Marx' Beschränkung von ‚Praxis‘ auf physische Aktion aufgehoben ist, wie im nächsten Kapitel gezeigt wird.

2 Sprache als Regelfolgepraxis: Wittgensteins Philosophie

Wenn zwei Ansätze der geistigen Welterschließung und Herangehensweisen an philosophische Probleme derart prinzipiell angelegt sind und zugleich so wenig einer gemeinsamen Traditionslinie zuzuordnen, wie die von Marx und von Wittgenstein, dann tritt wie bei allen Paradigmenvergleichen die Schwierigkeit auf, Linien der Kommensurabilität auszumachen, die beide so zueinander ins Verhältnis setzen, dass darüber auf beide ein Licht fällt, aber auf keines ein allzu schiefes. Es liegt am nächsten, einen Vergleich bei Inhalten anzusetzen, die beide behandeln. Doch selbst, wenn es viele thematische Überschneidungen gäbe – was bei Wittgenstein und Marx nicht der Fall ist –, ist damit keineswegs gesagt, dass auch die sie motivierenden Problemstellungen die gleichen sind, so dass ohne Weiteres die Positionen einander gegenübergestellt werden könnten. Darüber hinaus ist es keineswegs unmittelbar überschaubar, welche Erklärungsgründe man sich abschneidet, wenn man Gedanken unter Abstraktion der gesellschaftlichen und geistigen Umgebung ihrer Hervorbringung miteinander vergleicht, auch wenn sich auf diese Weise die Komplexität erheblich reduzieren lässt. Nun ist das Dreiviertel Jahrhundert Abstand vergleichsweise gering und die Kulturmilieus relativ ähnlich (Herkunft aus dem deutschsprachigen Raum, Exil in England). Die historische Konjunktur, beider gesellschaftliche Herkunft und Stellung, die Gegenstände und die Öffentlichkeit ihres Denkens und ihre Motive und Zwecke unterscheiden sich allerdings beträchtlich, mithin auch ihre Weltauffassung, ihre Stellung in und zu den Diskursen der Weltdeutung.

In der Literatur ist der vorherrschende Zugang zu einem Vergleich Wittgensteins mit Marx der, von einer grundlegenden Verschiedenheit der Konzeptionen auszugehen, jedoch ohne deren wesentliche Züge herauszuarbeiten, und sich dann auf Übereinstimmungen zu konzentrieren. Will man ihnen nicht eine Einigkeit in den Grundsätzen zuschreiben, dann hat dieses Vorgehen den Mangel, dass jene Übereinstimmungen, weil sie nicht von den wesentlichen Differenzen her betrachtet werden, gleichsam aus dem Gesamtzusammenhang des jeweiligen Deutungsansatzes abgespalten werden. Die Folge ist, dass die Perspektive eines Paradigmenvergleichs verschwindet oder wiederum doch der Eindruck einer wesentlichen Übereinstimmung dominant wird. Ich werde den umgekehrten Weg einschlagen, d.h. unter parallelen Gedankengängen die Gegensätze der theoretischen Absichten hervortreten lassen und gegensätzliche Auffassungen als solche ins

Verhältnis setzen. Ginge es nur darum, Wittgensteins Errungenschaften der Sprachphilosophie in eine materialistische Gesellschaftstheorie der Sprache zu integrieren, könnte man auf eine Auseinandersetzung mit seinem philosophischen Standpunkt verzichten. Ziel dieser Arbeit ist aber auch die Kritik an einem philosophisch beschränkten Blick auf Sprache. Dafür eignet sich Wittgenstein, weil ihn seine herausragende Stellung in der Geschichte der Sprachphilosophie besonders exemplarisch macht und die Reichweite einer Kritik sich an der Stärke des Kritisierten bemisst.

2.1 Wittgenstein und die Philosophie

Marx' Stellung in und zur ihn umgebenden Welt unterscheidet sich deutlich von der des späten Wittgenstein¹. Während Marx sich als kritischer Intellektueller in die gesellschaftlichen Belange und öffentlichen Fragen seiner Zeit einmischte und aktiv an der Gestaltung einer bedeutenden politischen Bewegung beteiligt war, die zum Zweck hatte, die vorgefundene Gesellschaft emanzipativ aufzuheben, blieb der Gestaltungswille Wittgensteins weitgehend auf den Umgang mit philosophischen Fragen beschränkt. Mehrfach spricht er in Vorwortentwürfen sein Befremden über die Kultur und Wissenschaft seiner Zeit aus, auf eine eher resignative Weise, in der sich die Isolation in seiner Denkweise und ein vergebliches Abarbeiten am Denken seiner Zeitgenossen, mit denen er im akademischen Milieu Cambridges verbunden war, ausdrücken². Die polemische, engagierte Verve der Vorrede zur *Deutschen Ideologie* steht hier in scharfem Gegensatz zur ohnmächtigen Ablehnung des Kritisierten im (Entwurf zum) Vorwort der *Philosophischen Bemerkungen*. Gegen die „junghegelsche [...] Philosophie“ (MEW 3, 13) gerichtet, heißt es bei Marx und Engels: „Der erste Band dieser Publikation hat den Zweck, diese Schafe, die sich für Wölfe halten und dafür gehalten werden, zu entlarven, zu zeigen, wie sie die Vorstellungen der deutschen Bürger nur philosophisch nachblöken, wie die Prahlereien dieser philosophischen Ausleger nur die Erbärmlichkeit der wirklichen deutschen Zustände widerspiegeln. Sie hat den Zweck, den philosophischen Kampf mit den Schatten der Wirklichkeit, der dem träumerischen und duseligen deutschen Volk zusagt, zu blamieren und um den Kredit zu bringen.“ (ebd.) Darin steckt erboste Wucht gegen falsches Denken und gegen intellektuelle Selbstüberhöhung – und der Wille, sie zu entblößen und zu bekämpfen. Wittgenstein schreibt in einem davon ganz verschiedenen „Geist“ (Wittgenstein 1999c, 458). „Dieser Geist ist, glaube ich, ein

¹Gewiss auch von der des frühen Wittgenstein. Dessen Frühwerk ist hier aber von keinem theoretischen Interesse und daher nicht Gegenstand der Untersuchung.

²Jene Anekdoten, die über Wittgensteins aufbrausendes Verhalten in manchen mündlichen Diskussionen berichtet werden, widersprechen diesem Eindruck nicht, wenn dem die Verzweiflung am Unverständnis der Anderen zugrunde liegt und nicht das Engagement, politisch-theoretisches Terrain zu gewinnen. Man denke auch an seine Handgreiflichkeit gegenüber Grundschülern, denen der Unterrichtsstoff nicht ‚zu vermitteln war‘. Siehe Monk (1994, 248, 252).

anderer als der des großen Stromes der europäischen und amerikanischen Zivilisation. Der Geist dieser Zivilisation, dessen Ausdruck die Industrie, Architektur, Musik, der Faschismus und Sozialismus unserer Zeit ist, ist dem Verfasser fremd und unsympathisch. Dies ist kein Werturteil. [...] Unsere Zivilisation ist durch das Wort Fortschritt charakterisiert. Der Fortschritt ist ihre Form, nicht eine ihrer Eigenschaften, dass sie fortschreitet. Sie ist typisch aufbauend. [...] Und auch Klarheit dient doch nur wieder diesem Zweck und ist nicht Selbstzweck. Mir dagegen ist die Klarheit, Durchsichtigkeit, Selbstzweck.“ (Wittgenstein 1999c, 458f) Es besteht zwar ein Mangel an Klarheit, wenn Faschismus und Sozialismus (im Jahre 1930) als Ausdruck eines Geistes des Fortschritts beschrieben werden, ohne über Kapitalismus und seine Notwendigkeit zu reden, beständig die Produktivkräfte zu revolutionieren. Aber auch dies charakterisiert umso genauer einen Grundton von Wittgensteins Denken: das Unbehagen gegenüber dem Erklären. Klären der Tatsachen, ihre treffende Beschreibung, ein differenzierendes in die Breite Gehen, ist das philosophische Programm. Ebenso ihr Hinnehmen. Die Fremdheit wird nur konstatiert, die Antipathie um die Bewertung gekürzt. Unbewertetes Hinnehmen ist die Einstellung gegenüber jener andersgerichteten Kultur, in der er leben muss. Bewertung schlosse schon einen das rein Subjektive überschreitenden Anspruch, über richtig und falsch zu urteilen, ein. Dieser Einstellung korrespondiert ein politischer Skeptizismus, an dem sich die größte Distanz zu Marx' Motiven der intellektuellen Arbeit ablesen lässt: „Der Mensch reagiert so: er sagt ‚Nicht das!‘ – und kämpft es an. Daraus entstehen vielleicht Zustände, die ebenso unerträglich sind; und vielleicht ist dann die Kraft zu weiterer Revolte verausgabt. Man sagt ‚Hätte *der* nicht *das* getan, so wäre das Übel nicht gekommen‘. Aber mit welchem Recht? Wer kennt die Gesetze, nach denen die Gesellschaft sich entwickelt? Ich bin überzeugt, dass auch der Gescheiteste keine Ahnung hat. Kämpfst Du, so kämpfst Du. Hoffst Du, so hoffst Du. Man kann kämpfen, hoffen und auch glauben, ohne *wissenschaftlich* zu glauben.“ (Wittgenstein 1999c, 535)

Man mag hier an die russische Revolution und den Stalinismus denken³. Doch woran Wittgenstein konkret gedacht haben mag, spielt keine große Rolle, wichtig ist der allgemeinere Charakter seines Verhältnisses zu politischem Handeln, der in dieser Bemerkung zum Ausdruck kommt. Auf den ersten Blick scheint es um dessen Rechtfertigung zu gehen. Manchmal revolutionieren Menschen und machen die Sache dadurch noch schlimmer. Doch Kritik daran ist ungerechtfertigt, weil doch niemand voraussehen kann, wozu das politische Handeln letztendlich führt. Heißt das aber nicht umgekehrt, dass politisches Handeln doch ungerechtfertigt ist, da man ja nicht voraussieht, ob man seine Ziele erreicht? Auf diesen unausgesprochenen Einwand antwortet Wittgenstein mit zwei Tautologien: selbst wenn es keine ‚wissenschaftliche‘ Rechtfertigung gibt, so bedeutet das nicht, dass man so nicht handeln *kann*. Oder anders: es gibt letztlich

³Die Notiz wurde 1947 geschrieben. Da Wittgenstein eher gewisse Sympathien mit Elementen des Sozialismus, sicher keine für den Faschismus hatte, wäre es sehr fragwürdig, hierin einen Bezug auf den Sieg über den Faschismus zu sehen, zumal der zweite Weltkrieg nicht als „Revolte“ bezeichnet werden kann.

2 Sprache als Regelfolgepraxis: Wittgensteins Philosophie

keine zwingenden Gründe dafür oder dagegen. Leute handeln so, und das ist hinzunehmen, hier herrscht Kontingenz – mehr lässt sich dazu nicht sagen. Doch wer redet so und was will er? Sicher ist das keiner, der ein konkretes politisches Handeln rechtfertigen wollte, denn der würde vielmehr zeigen, dass in seinem konkreten Fall das Resultat nicht vorauszusehen war, dass also in jedem Moment mit bestem Wissen gehandelt wurde. Auch keiner, der rechtfertigen will, weiter politisch zu handeln, nachdem er erkannt hat, dass es keine Sicherheit über das Ergebnis des Handelns gibt. Denn eine Rechtfertigung wäre hier, dass doch von Zeit zu Zeit etwas erreicht wird, aber nicht, dass es ja doch keiner weiß und weitere Gründe fehlen. Und wenn sich einer seiner Gründe vergewissern will, dann zählt er sie sich auf, gleich, ob sie auch die Gründe anderer sind. So schreibt also keiner, der überhaupt in einem politischen Diskurs steht, sondern einer, der sich Rechenschaft darüber gibt, dass es keine Argumente gegen andere gibt, die darin stehen, und zwar, weil es keine wissenschaftlichen Gründe dagegen gibt. Es ist die Beschreibung der Situation, dass manche Menschen so handeln und dass nichts Zwingendes dagegen gesagt werden kann. Einer, der sich dieser Situation vergewissert mit einer Bemerkung, die ganz abstrakt sowohl politisches Handeln als auch Nicht-Handeln ‚rechtfertigt‘ bzw. für möglich erklärt, der stellt sich, wenn sich die Bemerkung darin erschöpft, überhaupt außerhalb einer Entscheidung, und das heißt doch wiederum, passiv zu bleiben. Dies ist festzuhalten, um die gegensätzlichen Motive zeigen zu können, die in Marx’ bzw. Wittgensteins Umgang mit der Philosophie eingehen und ihn strukturieren. Überhaupt wird sich zeigen, dass Wittgensteins Standpunkt dort an eine Grenze stößt, wo sich sein unreflektiertes Passivitätsverhältnis zum Politischen geltend macht.

Das zeigt sich gerade in einem Vergleich von Marx’ und Wittgensteins Haltung gegenüber der Philosophie: was sie ist und wie man sich zu ihren Problemen stellt. Ihre größte Nähe haben sie in der Einschätzung, dass die Philosophie vom ‚wirklichen Leben‘ getrennt sei und dieses Verhältnis auch die Sprache der Philosophen betreffe. Während für Marx die ‚abgehobene‘ Sprache im Wesentlichen eine Folge der gesellschaftlichen Arbeitsteilung und der wirklichen gesellschaftlichen Trennung der Lebensweisen ist, sieht Wittgenstein die Hauptursache in der Struktur der Sprache selbst, auch wenn er abstrakt von einer Kopplung zwischen Lebensweise und Sprache ausgeht. In der praktischen Schlussfolgerung treten Marx und Wittgenstein dann endgültig auseinander: Marx weist die Gedanken der Junghegelianer mit seiner Wendung ins Empirische und Historische einerseits und ins Praktisch-Politische andererseits ab, er kritisiert also von einem Standpunkt, der den Weg ins ‚wirkliche Leben‘, d.h. aus scholastischen in gesellschaftliche Auseinandersetzungen, schon hinter sich gebracht hat; Wittgenstein dagegen verbleibt als Fremdling im akademischen Milieu und versucht, in einem Balanceakt zwischen Philosophiekritik und Rettung der Philosophie, sich auf die philosophischen Probleme (oder was er darunter versteht) einzulassen und sie durch Rückführung auf ‚geerdete‘ Sprache aufzu-

lösen. Daher findet bei Marx eine viel weiter gehende Auseinandersetzung mit der Geschichte und der Gesellschaftstheorie statt, während Wittgenstein intensiver die Sprache als Medium der Philosophie in den Blick nimmt.

Wittgensteins Kerngedanken über den Charakter philosophischer Probleme und den sinnvollen Umgang mit ihnen lassen sich in folgenden Thesen zusammenfassen: 1. Philosophische Probleme sind zu unterscheiden von den praktischen ‚Lebensproblemen‘ und haben scholastischen Charakter. 2. Ihr Ernst liegt nur darin, dass Philosophen wirklich von ihnen umgetrieben und gequält werden. Daher hat ihre Lösung die Form ihrer Auflösung bzw. Heilung der Philosophen von ihnen. 3. Philosophische Probleme bestehen darin, dass man sich in ihrem sprachlichen Ausdruck verfängt, von bestimmten, eigentlich nutzlosen Sätzen im Bann gehalten wird. 4. Die sprachkritische Methode zur Befreiung von diesen Sprachzwängen besteht in der Reflexion auf die Vermittlung jener Sätze durch die Sprache, in der sie gebildet sind. Sprachkritik ist also Aufklärung über missverstandene und undurchschaute Sprache. 5. Hier geht die Prämisse ein, dass der Sinn solcher philosophischen Sätze nicht unmittelbar gegeben sein kann, sondern schon eine ganze Sprache voraussetzt, deren Sinn in ihrem Alltagsgebrauch fundiert ist und in der jene philosophischen Sätze situiert werden müssen, um zu begreifen, wie sie funktionieren bzw. gerade nicht funktionieren. 6. Um jene Vermittlung zu verstehen, muss man verstehen, wie Sprache überhaupt funktioniert. Dazu reicht es nicht, den Zusammenhang von Sätzen mit anderen Sätzen einer Sprache zu betrachten, sondern man muss aus der sprachlichen Selbstreferenzialität heraustreten und die praktischen Gebrauchszusammenhänge der Sprache ansehen, in denen sie wirklich Sinn haben.

Um den Wirkungsbereich von Wittgensteins Denken einschätzen zu können, also um beurteilen zu können, wie weit sein Denken ausgreift, ist es notwendig, seinen Begriff des philosophischen Problems zu beleuchten und einen Überblick zu gewinnen, welche Art Probleme er tatsächlich behandelt. Was Wittgenstein unter philosophischen Problemen versteht, erfährt man nicht aus einer Darstellung, was in der Geschichte von Philosophen als Problem angesehen wurde, sondern erstens aus seiner Behandlung einzelner Probleme, meistens ohne expliziten Bezug auf andere Autoren, und zweitens aus seinen Erklärungsversuchen für das Entstehen dieser Probleme. Dabei ist auffällig, dass seine Deutung der Philosophie nicht einmal mehr in Betracht zieht, darin ernsthafte Interpretationsversuche für das Weltgeschehen zu sehen (was dann ja immer noch sowohl an der mystifizierenden Darstellungsform als auch sachlich oder politisch kritisiert werden könnte). Philosophie erscheint bei ihm von vornherein irrtümlich, als etwas, dem bestimmte Individuen, Philosophen, auf den Leim gehen, ohne Verbindung zu den ‚normalen‘ Lebensvorgängen. Wittgensteins Verhältnis zu philosophischen Problemen ist in erster Linie ein kritisches. Wenn er schreibt: „In jedem ernsteren philosophischen Problem reicht die Unsicherheit bis an die Wurzeln hinab“ (Wittgenstein 1999c, 16), dann drückt sich darin selbst

2 Sprache als Regelfolgepraxis: Wittgensteins Philosophie

die Erfahrung von jemandem aus, der von dieser Verunsicherung betroffen ist, der sie aber für subjektiv nimmt, weil sie für andere keine Bedeutung hat. Es ist diesem Konzept philosophischer Probleme zentral, dass praktische Folgen von ihnen ausgeschlossen sind, abgesehen von einer individuellen Beunruhigung oder Beruhigung von Philosophen über diese Probleme: „Die eigentliche Entdeckung ist die, die mich fähig macht, das Philosophieren abubrechen, wann ich will.“ (PU 133) Diese Probleme unterscheiden sich von ethischen, naturwissenschaftlichen, politischen usw. darin, dass sie ihrem Wesen nach falsch sind, falsch gestellte Fragen, deren Perfidität darin besteht, dass sie zunächst nicht falsch gestellt erscheinen. Das bestimmt die Aufgabe des Philosophen: es ist nicht, die Fragen zu beantworten, sondern durchsichtig zu machen, wie sie falsch gestellt sind. „Die Klarheit, die wir anstreben, ist allerdings eine *vollkommene*. Aber das heißt nur, dass die philosophischen Probleme *vollkommen* verschwinden sollen.“ (PU 133)

Ebenso wie bei Marx wird der Philosophie, insofern sie noch eine positive Bedeutung haben kann, eine andere, viel bescheidenere Rolle zugewiesen, als es der Anspruch der kritisierten Philosophie ist (mit dem wesentlichen Unterschied, dass Wittgenstein im Gegensatz zu Marx sein Tätigkeitsfeld auf diesen bescheideneren Umkreis beschränkt). Nach der *Deutschen Ideologie* verliert „die selbständige Philosophie [...] mit der Darstellung der Wirklichkeit ihr Existenzmedium“ (MEW 3, 27). Indem also nicht ein höchstes Wissen aus den gegebenen und zurecht-abstrahierten Begriffen gewonnen, sondern die Begriffe gemäß „dem Studium des wirklichen Lebensprozesses und der Aktion der Individuen jeder Epoche“ (ebd.) gebildet werden, gerät das Philosophische im Sinne einer „Zusammenfassung der allgemeinsten Resultate“ (ebd.) in Abhängigkeit von im weitesten Sinne historischer Forschung. Bei Marx hat im weiteren Verlauf seines intellektuellen Lebens der Philosophiebegriff keine bedeutende Rolle mehr gespielt (was nicht im Widerspruch steht zu seiner fortgesetzten Wertschätzung insbesondere Hegels). Bedeutsam ist in diesem Zusammenhang auch seine Entscheidung, in die Veröffentlichung des *Kapital* nichts Vergleichbares zu den in der Einleitung zu den *Grundrissen* niedergeschriebenen methodischen Bemerkungen über „die Ordnung des geschichtlichen Materials“ (MEW 3, 27) aufzunehmen, sondern in medias res der ökonomischen Theorie zu gehen. Auch Wittgensteins positives Philosophiekonzept hebt sich kritisch von einer Konzeption als selbständiges höchstes Wissen ab. Nur gerät bei ihm Philosophie nicht in Abhängigkeit von ‚der Wissenschaft‘, ebenso wenig steht sie mit ihr in Konkurrenz. Philosophie besteht nach Wittgenstein in begrifflichen Untersuchungen und damit quer zu wissenschaftlichen Fragen. Philosophisch-metaphysischen Wissensansprüchen wird also nicht in erster Linie wie in der *Deutschen Ideologie* damit begegnet, dass die Behauptungen in historisch-empirische Behauptungen transformiert und als solche geprüft verworfen werden, sondern damit, dass der Sonderbarkeit und Verirrung philosophischer Begriffsbildung nachgespürt wird. Bei Wittgenstein soll die Philosophie gleichsam in den Poren der wirklichen Sprache leben und vergehen. Seine Methode der Beschreibung des Sprachge-

brauchs ist dabei selbst doppelseitig, ein Vergehen und ein Leben. Sie ist einerseits philosophiekritisch, hat zum Zweck, die Befangenheit in philosophischen Problemen zu lösen und damit diese Probleme zum Verschwinden zu bringen, andererseits ist ihr positiver Gehalt eine Ordnung, Übersicht und Klarheit über die vorhandenen Begriffe.⁴ Wittgensteins regel-, praxis- und lebensformorientierte Bestimmung dessen, was Begriffe sind, und die damit zusammenhängende Methode ihrer Beschreibung unterscheidet sich von Konzeptionen der Begriffsbestimmung, die davor in der Philosophie gängig waren. Alleine aus diesem Grund ist es keineswegs trivial, was in diesem Zusammenhang Übersicht, Ordnung oder Klarheit bedeuten, deren Gegenstand der Korpus einer historisch gegebenen Sprache ist. Das wird also noch genauer zu betrachten sein.

Wie stichhaltig ist Wittgensteins Abgrenzung der begriffsanalytischen⁵ von der wissenschaftlichen Tätigkeit? Zunächst einmal scheint die Differenz triftig, dass Marx, wenn es ihm um „die Betrachtung und Ordnung des Materials, sei es einer vergangenen Epoche oder der Gegenwart“ (MEW 3, 27) geht und er zu diesem Zweck Begriffe definiert und auf bestimmte Weise neu zueinander in Beziehung setzt, auf einer anderen ‚Ebene‘ agiert als Wittgenstein, der die Begriffe, so wie sie in der (Alltags-, aber auch Wissenschafts-)Sprache vorfindlich sind, nachzeichnen will, nicht sie theoriebildend neu zusammensetzen. Nicht einfach der Gegenstand des Wissens ist ein anderer, im einen Fall eine Gesellschaft oder Produktionsweise, im anderen Fall eine Sprache, sondern die Art des Wissens soll sich unterscheiden: im einen Fall das theoriebildende Hervorbringen neuen Wissens über die Welt, im andern Fall nur die Rekapitulation schon vorhandenen Wissens über eine von allen beherrschte Technik. Die Tat der Philosophie soll also – hier wird der Widerspruch sichtbar – nichts an ihrem Gegenstand verändern: „Die Philosophie darf den tatsächlichen Gebrauch der Sprache in keiner Weise antasten, sie kann ihn am Ende also nur beschreiben. Denn sie kann ihn auch nicht begründen. Sie lässt alles, wie es ist.“ (PU 124) Hier ist der Höhepunkt der passiven Aktivität erreicht, deren Wille sich als willenlos bestimmt, die sich so in die Welt stellt, dass sie sich (vermeintlich) ganz aus der Welt herausnimmt, zum reinen Konstatieren wird. Oder um den Widerspruch hier an der Sache zu zeigen: Philosophie ist ja für Wittgenstein nicht sinnlos. Sie soll etwas erreichen: sie soll Menschen davon abbringen, Unsinn zu reden und sie soll verstehen helfen, wie die Begriffe funktionieren. Was bedeutet also das letzte Zitat?

Es ist gerichtet gegen eine Philosophiekonzeption, nach der Philosophie das Fundament des Wissens oder das eigentliche Wissen liefert und, um es darzustellen, ihre eigene Sprache schafft,

⁴Die Positivität ist nicht bloß abgeleitet. Die Rede von der Klarheit als Selbstzweck zeigt deutlich, dass Wittgenstein den Wert seiner Sprachbeschreibungen nicht einzig in der Auflösung philosophischer Probleme gesehen hat.

⁵Selbstverständlich ändert sich mit der anderen Auffassung vom Wesen der Begriffe auch, was Analyse, die Auseinanderlegung von Begriffen bedeutet. Davon zeugt, dass nicht mehr vom Bestimmen, sondern vom Beschreiben die Rede ist.

2 Sprache als Regelfolgepraxis: Wittgensteins Philosophie

als könnte sie darüber belehren, wie ‚richtig‘ zu sprechen wäre. Es steckt der Gedanke darin, dass in der Wissenschaft, damit Fortschritte gemacht und Probleme gelöst werden, neue Theorien mit neuen Sprachregeln gebildet werden, während Philosophie nur das Nachvollziehen des sprachlichen Regelkorpus sein kann: „Die fundamentale Tatsache ist hier: dass wir Regeln, eine Technik, für ein Spiel festlegen, und dass es dann, wenn wir den Regeln folgen, nicht so geht, wie wir angenommen hatten. Dass wir uns also gleichsam in unsern eigenen Regeln verfangen. Dieses Verfangen in unsern Regeln ist, was wir verstehen, d.h. übersehen wollen.“ (PU 125) ‚Spiel‘ ist hier selbstverständlich nicht im beschränkten alltäglichen Sinne gemeint, sondern bezieht sich im Wesentlichen auf Komplexe regelgeleiteter Sprachpraxis. Dies soll nun aber nicht die ‚eigentlichen‘ Probleme lösen helfen: „Die Philosophie stellt eben alles bloß hin, und erklärt und folgert nichts. – Da alles offen daliegt, ist auch nichts zu erklären. Denn, was etwa verborgen ist, interessiert uns nicht. ‚Philosophie‘ könnte man auch das nennen, was *vor* allen neuen Entdeckungen und Erfindungen möglich ist.“ (PU 126) Wie lässt sich erklären, dass Wittgenstein zu dieser statischen Bestimmung der Philosophie gelangt, wenn es ihm doch gleichzeitig darauf ankommt, das Verfangen der Philosophen in den Regeln der Sprache zu bekämpfen, indem er doch offensichtlich sprachliche Mittel (er)findet, die diese Probleme verschwinden lassen sollen? Nun geht es an dieser Stelle um eine Abgrenzung der Philosophie von der Wissenschaft. Die Metaphysikkritik hat es dahin gebracht, dass Philosophie nicht mit der Wissenschaft konkurrieren kann. Gleichzeitig, das war unser Ausgangspunkt, scheint Wittgensteins eigene philosophische Tätigkeit etwas anderes zu sein als Wissenschaftler tun: „Die Arbeit des Philosophen ist ein Zusammentragen von Erinnerungen zu einem bestimmten Zweck.“ (PU 127) ‚Erinnerungen‘ ist hier nicht subjektiv gemeint, es bezieht sich auf das, was allen einhellig bekannt ist, nur nicht allgegenwärtig, so dass eben daran erinnert werden kann. Und wenn nur erinnert wird, kommt nichts Neues in die Vorstellung. Wissenschaftler dagegen geben Erklärungen, ziehen Schlussfolgerungen, führen Beweise etc. Hier hat Wittgenstein sein Konzept der Philosophie vor Augen, insofern sie einen positiven Gehalt hat. Es ist das Konzept einer Philosophie, die weder empirische noch apriorische Wissenschaft sein kann, aber doch ein Verstehen sein will. Schaut man sich Wittgensteins philosophische Praxis an, so finden sich allerdings Erklärungen, Beweise und Schlussfolgerungen. Schon das Zusammentragen von Erinnerungen besteht nicht nur aus den Erinnerungen, sondern auch aus dem Zusammentragen, das ihnen eine bestimmte (und neue) Anordnung gibt. Und offensichtlich tastet er den tatsächlichen Gebrauch der Sprache an: Wittgenstein führt neue Begriffe ein und bietet neue Bilder an. Im Gegensatz zu „Landschaftsskizzen“ (Wittgenstein 1997, 231), die die Landschaft durch das Skizzieren nicht verändern, sind bei Wittgenstein Gegenstand und Medium der Darstellung beides die Sprache. Um seinem philosophischen ‚Manifest‘ Sinn abzugewinnen, muss daher eine Trennung der Sprache im Leben, mit der etwas Wirkliches getan wird, und philosophischen Sprachkonstruktionen unterstellt werden,

deren Sonderrolle im Leerlaufen besteht: „Die Verwirrungen, die uns beschäftigen, entstehen gleichsam, wenn die Sprache leerläuft, nicht wenn sie arbeitet.“ (PU 132) Aber dass hier eine Unterscheidung getroffen werden kann, ändert am Ende doch nichts daran, dass die Versuche, jene Verwirrungen aufzulösen und den Leerläufen durch Enthüllung ihren Reiz zu nehmen, der Sprache eine bestimmte neue Form geben, in der eben nicht alles gelassen wird, wie es ist. Die Vorstellung, dass die Philosophie schon an sich nichtig sei und daher ihre Kritik ebenso, geht an der Wirklichkeit philosophischer Diskurse vorbei, selbst wenn man ihre gesellschaftliche Bedeutung gering ansetzt. Das Wirken von Wittgensteins Denken zumindest in die akademischen Diskurse in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts ist gewiss nicht nichtig. Dass Wittgenstein diesen Widerspruch nicht gesehen hat (davon abgesehen, dass die Wirkung seiner späten Philosophie zu Lebzeiten auf den engsten Kreis beschränkt blieb) liegt zum Teil auch an einer etwas statischen Auffassung der Sprache, nach der die philosophischen Probleme seit ihren Anfängen eigentlich dieselben geblieben sind und in der sich nichts dem Diskursbegriff Vergleichbares findet, mit dessen Hilfe auch ein nichtiges Leerlaufen der Sprache als ein veränderliches Positivum begriffen wird.

Wenn die eine Seite des Widerspruchs ist, dass alles gelassen wird, wie es ist, so ist die andere, dass Wittgenstein doch ‚Heilmittel‘ gefunden hat. So reflektiert er ausgiebig über den Charakter seiner Überzeugungstechnik, also wie es zu interpretieren ist, wenn jemand ein neues Bild, das ihm angeboten wird, annimmt; wie es dazu kommt, dass man die Dinge plötzlich anders ansieht, durch einen Wink oder Hinweis. Hier geht Wittgenstein vermittelt darauf ein, dass in gewisser Hinsicht mit seiner philosophischen Tätigkeit doch etwas getan wird, ohne etwas an der Sache zu ändern. Er behandelt eingehend das Gestaltsehen, hauptsächlich im Zusammenhang psychologischer Begriffsprobleme. Dabei analysiert er den Begriff des ‚Sehens‘ und des ‚Sehens als‘, was unter anderem an Vexierbildern vorgeführt wird, an denen die Wahrnehmung derselben Zeichnung dergestalt differieren kann, dass sich subjektiv die Striche zu einer jeweils anderen Figur organisieren und darin eine jeweils andere Bedeutung erhalten – so sind im Hase-Ente-Bild (Wittgenstein 1997, 520) die Hasenohren dieselben Striche, die den Entenschnabel darstellen etc. Vergleichbar damit ist es Wittgensteins Ziel, durch besondere Anordnung von Sätzen einen anderen Blick auf begriffliche Fragen herbeizuführen, in dem nicht mehr als philosophisches Problem erscheint, was vorher nur als solches betrachtet wurde. Hier wiederholt sich das oben Gesagte. Die Sprache des wirklichen Lebens, also gewissermaßen die Substanz der Sprache ist das Gleichbleibende, das der Philosoph doch nicht ändern kann, weil die Sprache so ihre Zwecke ja erfüllt und die philosophischen ‚Korrekturen‘ dagegen keine vergleichbare Anwendung haben. Allerdings lässt sich diese Substanz aus verschiedenen Perspektiven anblicken, und die schlecht philosophische besteht eben darin, nur philosophische Probleme daraus zu konstruieren. Was Wittgenstein demnach in der Philosophie tut, ist, seine Leser in eine andere

2 Sprache als Regelfolgepraxis: Wittgensteins Philosophie

Perspektive zu versetzen, in der die Merkwürdigkeiten und Antinomien verschwinden. Dieser Gestaltwechsel rührt also nicht an die Substanz, hat aber doch eine wenigstens subjektive Wirkung. Wovon diese Betrachtungsart von Wittgensteins philosophischer Tätigkeit abstrahiert, ist die sprachliche Vermittlung des Gestaltwechsels, als ob Wittgensteins problembefreite Sichtweise zu trennen wäre von bestimmten Sprach-Reflexionen oder Mustern, sich in der Sprache zu orientieren. Eine sonderbare Annahme, dass diese Änderung des Verhältnisses zur Sprache keinen Einfluss auf ihren Gebrauch haben sollte, auch wenn es nicht die Sprache als Ganzes umwälzt, was auch immer *das* heißen könnte.

Die Rede von den Heilmitteln deutet darauf, dass es anscheinend nicht um das Überzeugen von der ‚richtigen‘ Position geht, sei es wissenschaftlich oder politisch, sondern um Therapie: „Der Philosoph behandelt eine Frage; wie eine Krankheit.“ (PU 255) Nicht die Wahrheit der Sache, die bessere Theorie, die überzeugendere politische Argumentation, sondern das erfolgreiche Verschwinden des Problems ist das Maß. Damit ist das Kritikkonzept, das für die Philosophie noch übrig bleibt, wenn sie weder wissenschaftlich noch politisch kritisiert, eng umschränkt⁶. Oder besser: die Kritik, die Wittgenstein sich zugesteht. Im gewöhnlichen Leben scheint für diese Kritik kein Platz zu sein, sie richtet sich nicht auf den Alltagsverstand, sondern auf die Gedankenwelt von Intellektuellen, die eben von philosophischen Problemen herumgetrieben werden. Jedenfalls stellt es sich in der Selbstwahrnehmung Wittgensteins so dar. Einerseits sind in dieser Konzeption wirkliche Schranken von Wittgensteins Gedankenkreis ausgedrückt. Andererseits verschleiert sein explizites Philosophie- und Kritikkonzept, dass er wirkliche theoretische Positionen einnimmt, z.B. über den Charakter von Sprache, und es keineswegs damit getan ist, dies als Erinnerungen zu deklarieren, über die sich ja doch alle einig sind. Welche Bilder man einführt, was man in den Beschreibungen hervorhebt und was man ignoriert, welche Tatsachen man nun erklären kann – all dies lässt sich zu Positionen bestimmen, mit denen man sich auseinandersetzen kann, zu denen sich Gegenpositionen bilden lassen usw. Dass diese Positionen ihren Kontext haben und isoliert behandelt ihren Witz verlieren können, ist selbstverständlich mit einzubeziehen. In dieser Perspektive werde ich Wittgenstein behandeln, um die von ihm erlangten Einsichten über das Funktionieren der Sprache in eine handhabbare Form zu bringen.

Dass Wittgensteins Untersuchungen eine spezifische Anwendung zum Zweck haben, spricht sowenig gegen ihren wissenschaftlichen Charakter wie es das bei der Medizin tut. Auch dass der Gegenstand im Wesentlichen Regeln sind, die nicht in Experimenten oder Feldversuchen beschrieben werden, spricht nicht dagegen. Letztlich nicht einmal das Ausprobieren von kon-

⁶Allerdings sind allerlei wissenschaftliche Positionen in das Kritisierbare mit einbegriffen, insofern sich philosophische Probleme daran knüpfen. Wittgensteins Auffassung ist hier nicht allzu weit entfernt von Althussers Konzept der ‚spontanen Philosophie der Wissenschaftler‘; siehe Althusser (1985). So sind Behaviorismus, Pragmatismus, Finitismus oder Psychoanalyse, zumindest Interpretationen ihrer Bedeutung, alle immerhin in Nebenbemerkungen Kritikgegenstände für Wittgenstein.

trafaktischen Sätzen⁷ zur Untersuchung der Grammatik, denn untersucht wird dabei nicht, was nicht existiert, sondern gewissermaßen die Fluchtlinien realer Regeln der Sprache, wie die Randzonen eines Kalküls. Dass Wittgenstein meint, auf die Befragung anderer über den Sprachgebrauch (also empirische Untersuchungen) verzichten zu können, ist eine Beschränkung auf seine eigenen Sprachkenntnisse, sein Wissen, in welchen Situationen welche Sätze angemessen sind. Das heißt nicht, dass die Beobachtung von faktisch anderem Sprachgebrauch nicht als Argument zur Revision von Beschreibungen zählen würde. Wissen über das Funktionieren der Sprache und ihren wirkliche Gebrauch spielen in der Konzeption eine nicht eliminierbare Rolle. Daher ist es fragwürdig, auf einer sicher gegen wissenschaftliche Ansprüche abgrenzbaren Auffassung von Wittgensteins Tun zu beharren. Es scheint die besondere Konstellation einer akademischen Organisationsweise und gesellschaftlichen Abtrennung der Traditionen der Gedankenproduktion zu sein, die dieser Trennung, wie sie Wittgenstein konzipiert, den Hintergrund liefert. Durchaus kann sich eine Wissenschaft von der Sprache mit den wirklichen Regeln beschäftigen, die die Begriffe konstituieren und deren Befolgung der wirkliche Begriffsgebrauch ist. Und eine Anwendung davon könnte sein, die (nach Wittgenstein) anwendungslosen Transformationen dieser Regeln in der philosophischen Assimilation dieser Begriffe zu beschreiben. Von daher ist es nicht einzusehen, wie die Sonderrolle, die Wittgenstein diesen Operationen als letztes Refugium einer eigenständigen Philosophie zuweist, zu rechtfertigen wäre. Was sich im harschen Gegensatz von Philosophie und Wissenschaft in Wittgensteins Bestimmung ausdrückt, ist nicht einer in der Art des Wissens, sondern einer der bezweckten Stellung dieses Wissens im Leben, dem besonderen Interesse daran.

Die Allgemeinheit der Philosophie, die darin bestehen soll, dass alle den aufgeführten Beschreibungen zustimmen würden, ist eine Wunschvorstellung. Diese Behandlungsweise philosophischer Probleme ist eine besondere, ihr entspricht, wie Wittgenstein weiß, eine besondere Kultur. Wirkliche Allgemeinheit wäre nur zu gewinnen über eine gesellschaftliche Verallgemeinerung dieser Kultur. Doch eine solche Arbeit steht außerhalb von Wittgensteins Zweckbestimmung, die die Passivität, die jene Kultur charakterisiert, bloß individuell ausdrückt. Letztlich ist es eine biographische Frage, wie es zu Wittgensteins Passivität und den Widersprüchen seiner eine andere Kultur repräsentierenden und zugleich alles belassenden Philosophiekonzeption, in der sie sich manifestiert, gekommen ist. Wittgenstein hat an der Trennung von körperlicher und geistiger Arbeit partizipiert. Seine Versuche, der rein intellektuellen Tätigkeit zu entfliehen und einem gewöhnlichen Beruf nachzugehen, sind gescheitert. Gleichzeitig hat er das Künstliche, Abgesonderte der akademischen Philosophie empfunden. Vielleicht lässt sich darin ein Grund für seine Philosophiekonzeption finden, dass er in dieser Klemme, wo auch der idealisieren-

⁷Sogenannte Gedankenexperimente – Wittgenstein lehnt diesen Ausdruck mit der Begründung ab, dass es sich gerade nicht um Experimente, ob in oder mit Gedanken, handelt.

2 Sprache als Regelfolgepraxis: Wittgensteins Philosophie

de Weg einer wehevoll-gravitätischen Philosophie versperrt war und die Tätigkeit doch vom (außerakademischen) Leben entfernt blieb, keine Handlungsfähigkeit erlangen konnte und so dazu bestimmt war, auf der allgemeinen Zustimmungsfähigkeit seiner Beschreibungen nur zu beharren.

Statt die Grenzen des Begründens und der Kritik von Sprachgebrauch auszuloten und eine Kritik der Philosophie im Sinne der Bestimmung der Grenzen ihrer gesellschaftlichen Wirkungsweise und Wirkmacht zu leisten, hat Wittgenstein die Unbegründbarkeit von Sprache und die Ohnmacht der Philosophie absolut gesetzt. Die in der bloß beschreibenden Philosophie vermeintlich gewonnene Allgemeinheit ist tatsächlich nur die selbst auferlegte Festschreibung der Trennung von der Gesellschaft, es ist die Abstraktion von jedem gesellschaftlich relevanten „Kampf gegen die Verhexung unsres Verstandes durch die Mittel unserer Sprache“ (PU 109).

Aus Marx' Perspektive, der sich der Breite des historischen und gesellschaftlichen Wissens zugewandt hat, um die Grundlagen und Grenzen der Reproduktion seiner Gesellschaft und die Bedingungen politischen Handelns darin auszuloten, erscheint Wittgensteins Philosophiekonzeption als Selbstbeschränkung auf einen sehr engen Zweck, der Wissensinhalt nicht als Gegensatz zur Wissenschaft, sondern als ein durch den gesellschaftlich abseitigen Zweck perspektivisch verzerrter Torso des Wissens über Sprache. Vor der Rekonstruktion der darin enthaltenen Elemente für eine Theorie der Sprache soll zunächst Wittgensteins philosophischer Denkraum näher bestimmt werden, innerhalb dessen sein Zugang zur Sprache entwickelt ist.

2.2 Positionierung Wittgensteins

Bei einer Übersicht über die von Wittgenstein behandelten Themen fällt auf, dass der soziale und praktische Charakter der Sprache in seinen Reflexionen eine wichtige Rolle spielt, er sich mit der Gesellschaft, mit politischer oder überhaupt praktischer Philosophie aber eigentlich gar nicht befasst. Er beschäftigt sich mit dem Problem des Bewusstseins und dem Charakter von Empfindungen. Er beschäftigt sich damit, was es heißt, etwas zu wissen oder zu zweifeln, und wie sich das zu vermeintlich philosophischem Wissen verhält. Er fragt nach dem Status der formalen Logik und kritisiert seine frühere, im Tractatus formulierte Position, in der Logik wäre das Wesen der Sprache ausgedrückt. Er setzt sich eingehend mit der Bedeutung unzeitlicher Sätze und insbesondere mit der Bedeutung mathematischer Sätze und Beweise auseinander. Viele Fäden seines Denkens laufen in der Analyse des Regelfolgens als soziale Praxis zusammen.

Das Soziale taucht immer nur in Fluchtpunkten seiner Gedanken auf, spielt darin aber, obwohl an wenigen Stellen expliziert, eine zentrale Rolle. Einen Begriff von Gesellschaft und daher von wirklicher Geschichte (die sich von der „Naturgeschichte des Menschen“ (PU 415) unterscheidet) hat er allerdings nicht. Schon aus diesem Grund kann seine Auffassung kein Materialismus

im Sinne einer materialistischen Geschichtsauffassung sein. Überhaupt ist es schwierig, an Wittgenstein mit gängigen philosophischen Positionen heranzutreten, da er philosophische Positionierung ablehnt und kritisiert. Philosophische Positionierungen kennzeichnet gewöhnlich, dass explizite Annahmen über den Grundcharakter der Wirklichkeit gemacht werden. Wittgenstein kritisiert, wie wir noch genauer sehen werden, immer die philosophische Explikation solcher Auffassungen, indem er die Unsinnigkeit ihres sprachlichen Ausdrucks zeigt. Gleichwohl lassen sich seine Argumentationsmuster, seine Betrachtung der Wirklichkeit bzw. der Ausschnitte, mit denen er sich beschäftigt, und seine epistemischen Annahmen und Einstellungen charakterisieren und daher mit anderen vergleichen und seinerseits kritisieren. Der hervorstechendste Zug von Wittgensteins kritischer Herangehensweise an philosophische Positionen ist es also, ihre Sätze und Grammatik unter die Lupe zu nehmen. Dabei bezieht er sie auf die Herkunft ihrer Elemente aus den Gebrauchszusammenhängen des ‚gewöhnlichen Lebens‘. Ich werde im Folgenden Wittgensteins kritische Auseinandersetzung mit verschiedenen philosophischen Positionen darstellen und auf dieser Basis Wittgensteins und Marx’ Auffassungen zueinander in Beziehung setzen.

Wittgensteins Bezug auf die gewöhnliche Sprache bedeutet nicht, dass das, was ‚der Mensch auf der Straße‘ sagt, der Maßstab dafür sein soll, was Philosophen zu entgegnen ist. Der übliche Sprachgebrauch ist nicht dasselbe wie seine Beschreibung. Vielmehr gibt es im Alltag wenig Verwendung für solche Beschreibungen, weshalb denn auch die Mittel dafür erst zu schaffen waren. Der Gegenstand der Beschreibung ist allerdings, wie Sprache ‚gewöhnlich‘ verwendet wird, nicht wie Philosophen sie verwenden. Der von Wittgenstein nie ausdrücklich formulierte Gedanke dabei ist, dass die von Philosophen verwendeten Wörter nicht aus der Luft gegriffen sein können, wenn sie eine Bedeutung (oder auch nur deren Anschein) haben sollen, die es erlaubt, anderen damit etwas mitzuteilen. Gelernt werden diese Wörter im Zusammenhang der Alltagspraxis, in dieser Umgebung erhalten und haben sie ihren Sinn, demgegenüber sich die philosophische Verwendung derivativ verhält.

Hier scheint Wittgenstein Marx sehr nahe zu stehen, bei dem es heißt: „Die Philosophen hätten ihre Sprache nur in die gewöhnliche Sprache, aus der sie abstrahiert ist, aufzulösen, um sie als die verdrehte Sprache der wirklichen Welt zu erkennen und einzusehen, dass weder die Gedanken noch die Sprache für sich ein eignes Reich bilden“ (MEW 3, 432f). Einigkeit besteht in der Auffassung, dass philosophische Sprache derivativ ist und dass sie „zur Phrase [wird], sobald sie verselbständigt wird.“ (MEW 3, 433) Für beide liegt die Verselbständigung in der Entfernung von der „wirklichen Welt“ (MEW 3, 432), von den angestammten Gebrauchskontexten und Inhalten der Worte. Für Marx beruht aber „das Geheimnis der philosophischen Sprache, worin die Gedanken als Worte einen eignen Inhalt haben“ (ebd.) auf den arbeitsteiligen Lebensverhältnissen, so dass die Gedanken der Philosophen zugleich als „*Äußerungen* des wirklichen Lebens“

2 Sprache als Regelfolgepraxis: Wittgensteins Philosophie

(MEW 3, 433) gefasst werden. Marx geht es also darum, die Lebensverhältnisse als Erklärungsgrundlage in Beziehung zu setzen zu dem philosophischen Gedankenprodukt. In der *Deutschen Ideologie* ist es vor allem die idealistische Manier, Gedanken als die treibenden Kräfte des Weltgeschehens zu konstruieren, was als auf den Kopf Stellen der wirklichen Verhältnisse kritisiert wird und mit der praktischen Stellung der Gedankenproduzenten zur Welt erklärt wird: „Diese ideelle Erhebung über die Welt ist der ideologische Ausdruck der Ohnmacht der Philosophen gegenüber der Welt. Ihre ideologischen Prahlereien werden jeden Tag durch die Praxis Lügen gestraft.“ (MEW 3, 363) Wittgensteins Erklärung reicht dagegen nicht in die Lebensverhältnisse hinab⁸, auch wenn er einen Gegensatz zwischen der Sprache des gewöhnlichen Lebens und der der Philosophen konstatiert.

Für ihn ist es im Wesentlichen der täuschende Charakter der Sprache, der manche Intellektuelle dazu verleitet, in philosophische Probleme zu tapen. Dabei interessiert er sich nicht dafür, welche Menschen unter welchen gesellschaftlichen Umständen und Lebensbedingungen dazu verleitet werden.

Stattdessen versucht er, philosophische Sätze als Unsinn zu entlarven oder zu zeigen, wie sie, indem die Wörter aus ihren normalen Gebrauchsbedingungen und -kontexten herausgelöst sind, nicht ausdrücken, was sie vermeintlich ausdrücken (ÜG 37), bzw. einer sinnvollen Anwendung ermangeln, die sie über den Status der Phrase erheben würde. So argumentiert er gegen den Skeptizismus damit, dass der Begriff des Zweifels nur Sinn hat auf der Grundlage von „nichtzweifelndem Benehmen“ (ÜG 354), „das Spiel des Zweifels selbst setzt schon die Gewissheit voraus“ (ÜG 115). Begriffe unterliegen quasi-objektiven Regeln, insofern ihre Substanz eine Sprachgemeinschaft ist, nicht ein individuelles Festlegen einer Bedeutung. Wenn einer behauptet, an allem zu zweifeln, so heißt das eben nicht, dass sein Verhalten durch diesen Ausdruck korrekt beschrieben wäre. „Das Zweifeln hat gewisse charakteristische Äußerungen, aber sie sind für ihn nur unter gewissen Umständen charakteristisch. Wenn Einer sagte, er zweifle an der Existenz seiner Hände, sie immer wieder von allen Seiten betrachtete, sich zu überzeugen suchte, dass keine Spiegelung oder dergl. vorläge, so wären wir nicht sicher, ob wir das ein Zweifeln nennen sollten. Wir könnten seine Handlungsweise als eine der zweifelnden ähnliche beschreiben, aber sein Spiel wäre nicht das unsre.“ (ÜG 255) Weil Zweifel Gewissheit an anderer Stelle voraussetzt, ist ‚radikaler Zweifel‘ keine Beschreibung eines denkbaren Verhaltens. Ebenso wäre in der Äußerung, man bezweifle alles, die Bedeutung von ‚bezweifeln‘ nicht klar, jedenfalls wäre es nicht die übliche. So sucht Wittgenstein für philosophische Sätze Gebrauchssituationen auszumalen, um abzustecken, welche Bedeutungen diese vorerst noch unterbestimmten Äuße-

⁸Wittgenstein weiß wohl, dass in anderen Lebensverhältnissen die philosophischen Probleme nicht beständen oder zumindest andere wären. Doch dieses Wissen ist bei ihm vollkommen abstrakt. Man erfährt über die Zusammenhänge nichts.

rungen haben könnten.⁹ „Man könnte fragen, ob [der Zweifler] überall dort, wo wir, z.B., mit Sicherheit eine Meldung machen [...], sagt ‚Ich bin sicher‘. Tut er dies, so wird man zuerst geneigt sein, seine Angabe zu überprüfen. Zeigt sich aber, dass er ganz zuverlässig ist, so wird man erklären, seine Redeweise sei nur eine Verschrobenheit, die die Sache nicht berührt. Man könnte z.B. annehmen, dass er skeptische Philosophen gelesen habe, überzeugt worden sei, man könne nichts wissen, und darum diese Redeweise angenommen habe. Wenn wir erst einmal an sie gewöhnt sind, so tut sie der Praxis keinen Eintrag.“ (ÜG 524) Wie Wittgenstein sich die Konfrontation des Skeptikers mit der gesellschaftlichen Wirklichkeit ausmalt, so sucht Marx sie in der wirklichen Geschichte, gleichermaßen mit Rekurs auf Sprache und praktische Auswirkung: „Die Skeptiker reduzierten das theoretische Verhältnis der Menschen zu den Dingen auf den *Schein* und ließen in der Praxis Alles beim Alten, indem sie sich ebensosehr nach diesem Schein richteten wie Andre nach der Wirklichkeit; sie gaben der Sache nur einen andern Namen.“ (MEW 3, 125) Wo Wittgenstein ohne Interesse an historischer Konkretion realistisch mutmaßt, da interessiert sich Marx für die historische Wirklichkeit. Die Differenz tritt noch stärker im anschließenden Satz hervor: „Epikur dagegen war der eigentliche radikale Aufklärer des Altertums, der die antike Religion offen angriff und von dem auch bei den Römern der Atheismus, soweit er bei ihnen existierte, ausging.“ (ebd.) Eine Betrachtung des Wirkens von Ideen in die Gesellschaft ist Wittgenstein fremd. Diese Art Untersuchung ist aus seinem Philosophiebegriff ausgeschlossen.

So interessiert er sich auch nicht für die wirklichen Fortschritte, die Philosophen zwischen ihren von Wittgenstein behandelten philosophischen Sätzen in der Erkenntnis wirklicher Zusammenhänge gemacht haben. Philosophische Thesen sind bei ihm auf den einfachsten Ausdruck reduziert, was allerdings erlaubt, das Problem, soweit es damit noch erfasst ist, besser zu überblicken. Das macht seine Bearbeitung dieser Themen darum nicht weniger komplex. Nur konfrontiert er sich nicht mit den wirklichen Argumentationszusammenhängen in der Philosophiegeschichte und ebenso wenig mit ihren gesellschaftlichen Kontexten.

2.2.1 Wittgensteins Philosophie der Mathematik als Teil einer Idealismuskritik

So findet seine Auseinandersetzung mit Idealismus auf einer ganz eigentümlichen Schiene statt. Wittgenstein selbst versteht unter ‚Idealisten‘ eigentlich Skeptiker (Wittgenstein 1999b, 282), und mit dem Idealismus, den Marx mit dem Deutschen Idealismus vor Augen hatte, hat er sich inhaltlich nicht befasst.¹⁰ Versteht man unter Idealismus allerdings die Auffassung, die Wirk-

⁹Eine wichtige Beobachtung Wittgensteins ist, dass der Sinn eines neu gebildeten Satzes nicht durch den bekannten Sinn seiner Elemente bestimmt ist, auch wenn in vielen Fällen eine bestimmte Verwendung des neuen Satzes naheliegt.

¹⁰Es ist jedoch offensichtlich, dass die meisten Positionen Wittgensteins den philosophischen Ideen des Deutschen Idealismus diametral entgegengesetzt sind, sei es die Idee einer philosophischen Fundierungswissenschaft, die

2 Sprache als Regelfolgepraxis: Wittgensteins Philosophie

lichkeit sei eigentlich oder ihrem Wesen nach ideell strukturiert, dann ist Wittgensteins Kritik an der zu einem früheren Zeitpunkt von ihm selbst im *Tractatus* vertretenen Auffassung als Idealismuskritik zu deuten. In diesen Gedankenkreis gehört auch seine Kritik der Idee, Mathematik hätte überhistorische Wahrheit, also seine Kritik einer idealistischen Missdeutung unzeitlicher Sätze. Dabei scheint es sich zunächst um ein sehr spezielles Problem zu handeln. Die daran erarbeitete Kritik lässt sich aber durchaus mit der Idealismuskritik verbinden, wie Marx sie in der Einleitung in die *Grundrisse* anschnidet, und als weiter ausgreifende, praxisphilosophische Darstellung dieser Position auffassen.

Was ist die idealistische Deutung der Mathematik? Sie versteht mathematische Sätze als Aussagen über „mathematische Gegenstände [...] und ihre seltsamen Eigenschaften“ (Wittgenstein 1999a, 262), über einen a priori und überzeitlich feststehenden ideellen ‚Raum‘ mathematischer Wahrheit. Hier werden die mathematischen Tätigkeiten in Abhängigkeit von der unabhängigen Existenz dieses Raums bzw. seiner Objekte gedacht¹¹. Wittgenstein versucht nun vor allem anhand einer Untersuchung über mathematische Reihen zu zeigen, wie Mathematik in einer Praxis des Regelfolgens konstituiert wird, die ganz und gar nicht überzeitlich ist, und welche Umstände dieser Praxis zur Annahme einer ideellen Welt verleiten. Die idealistische Auffassung identifiziert er unter anderem in Aussagen über den zwingenden Charakter der Mathematik und deutet nun den Gehalt dieser Aussagen: „Wir sagen: ‚Wenn ihr beim Multiplizieren wirklich der Regel folgt, MUSS das Gleiche herauskommen.‘ Nun, wenn dies nur die etwas hysterische Ausdrucksweise der Universitätssprache ist, so braucht sie uns nicht sehr zu interessieren. Es ist aber der Ausdruck einer Einstellung zu der Technik des Rechnens, die sich überall in unserem Leben zeigt. Die Emphase des Muss entspricht nur der Unerbittlichkeit dieser Einstellung sowohl zur Technik des Rechnens, als auch zu unzähligen verwandten Techniken.“ (Wittgenstein 1999a, 430) Das Zwingende, das von einer ideellen Wahrheit der Mathematik herzurühren und allen, die über sie Aussagen treffen, als Maßstab zu dienen scheint, hat also einen normativen Unterbau. Und der besteht einerseits in den mathematischen Regeln selbst, also den Regeln, nach denen beispielsweise Zahlen oder Folgen gebildet werden, und andererseits im (historisch-kulturell bestimmten) Begriff der Mathematik, nach dem nur ein bestimmter Umgang mit mathematischen Regeln als Mathematik akzeptiert wird, womit selbstverständlich nicht im Vorhinein für alle neuen Fälle ausgemacht ist, was noch zur Mathematik gezählt werden soll und was nicht. Es findet sich, als anthropologische Naturtatsache, dass die meisten Menschen in der Lage sind, mathematische Regeln zu erlernen, und dass Gesellschaften diese Art von Regelspielen kultivieren, und zwar meistens im Kontext lebenspraktischer Berechnungen. Bei der Reproduktion

zentrale Stellung des Selbstbewusstseins oder die Fixierung auf Kategorien und sogar deren Deduktion – nichts läge Wittgenstein ferner.

¹¹Selbstverständlich fällt auch Kants Auffassung unter den Idealismus. Apriorität und Objektivität der Mathematik bei Kant unterliegen letztlich ebenso Wittgensteins Kritik.

dieser Kulturtechnik tritt es auf, dass einigen Menschen mathematische Regeln gar nicht beigebracht werden können, und auch, dass solchen Regeln immer wieder mal auf verschiedene Weise ‚gefolgt‘ wird. Es ist Teil des Umgangs mit mathematischen Regeln, diese Umstände gleichsam aus der mathematischen Wahrheit auszugliedern. Es ist mathematische Norm, dass Rechnen kein Experiment ist, dass bei zwei Versuchen nicht Verschiedenes herauskommen ‚darf‘. Und wenn es doch passiert, so ‚muss‘ ein Fehler gemacht worden sein. Dass diese Norm gebildet werden kann, setzt voraus, dass in den meisten Fällen tatsächlich Fehler gefunden werden (in anderen Fällen jedoch gibt man die Fehlersuche früher oder später auf).

Die Art, wie mathematische Regeln gelernt werden und darunter auch der Umgang, der mit mathematischen Regeln gelernt wird, ebenso wie die Erfahrung, dass sich Fehler finden lassen, und die Deutung, dass bei Nichtfinden der Fehler *noch* nicht gefunden wurde, aber existieren *muss*, und auch, dass die Umstände des Betreibens der Mathematik nicht als bestimmend für ihren Inhalt angenommen werden, so dass ihre Sätze als zeitlose, nicht als historische Sätze gebraucht werden – all dies legt die Deutung der Mathematik als zeitlose, ideale Objektwelt nahe. Im Fall der mathematischen Reihe drückt sich diese Vorstellung in der „mythologischen Beschreibung des Gebrauchs einer Regel“ (PU 221), und zwar in den Worten aus: „Die Übergänge sind *eigentlich* schon gemacht; auch ehe ich sie schriftlich, mündlich, oder in Gedanken mache.“ (PU 188) Die Festigkeit, die einer solchen Aussage zugrunde liegt, ist in Wahrheit eine andere: „Wenn wir [...] diese Übergänge in einem ganz anderen Sinne bestimmen, indem wir nämlich unsern Schüler einer Abrichtung unterziehen [...] – wenn also die Übergänge, die Einer auf den Befehl ‚+2‘ zu machen hat, durch Abrichtung so bestimmt sind, dass wir mit Sicherheit voraussagen können, wie er gehen wird, auch wenn er *diesen* Übergang bis jetzt noch nie gemacht hat, – dann kann es uns natürlich scheinen, als Bild dieses Sachverhalts den zu gebrauchen: die Übergänge seien bereits alle gemacht, er schreibe sie nur noch hin.“ (Wittgenstein 1999a, 46)

Diese Herangehensweise an die Deutung mathematischer Sätze, sie nicht isoliert zu betrachten, sondern ihr Gebrauchsumfeld zu beschreiben und sie als Teil einer endlichen historischen gesellschaftlichen Praxis zu betrachten, gliedert sich ein in Wittgensteins sprachphilosophische Methode. Dabei identifiziert er in Aussagen über das ‚Zwingende‘ der Mathematik ‚grammatische Sätze‘, die auszeichnet, dass sie als apriorische Aussagen über einen Gegenstand erscheinen, während ihr rationaler Gehalt eigentlich der einer Begriffsbestimmung ist, die changieren kann zwischen normsetzend und praxisbeschreibend; die also in einer irreführenden Weise entweder sagt, man *solle* die Sache auf diese Weise betrachten, oder, die Sache *pflge* auf diese Weise behandelt zu werden. Grammatische Sätze über das Zwingende der Mathematik treffen also durchaus etwas Richtiges, was sie eben als evident wahr erscheinen lässt. Dieses Richtige ist aber nicht, was sie unmittelbar ausdrücken. Unmittelbar suggerieren sie die idealistische Auffassung der Mathematik, als handle es sich um etwas unendlich Starres und Klares, das

irgendwie objektiv hinter dem Mathematik Betreiben liege, während die Wahrheit ein Normenzusammenhang der mathematischen Praxis ist, der die Mathematik konstituiert, statt auf sie zu referieren oder sie zu beschreiben. Daher legt Wittgenstein soviel Energie in die Bemühung, zumindest ontogenetisch zu zeigen, wie das Erlernen mathematischer Regeln beschrieben werden kann, ohne den Begriff mathematischer Regeln vorauszusetzen. Das Erlernen mathematischer Regeln geht dem Erlernen des Begriffs ‚mathematische Regel‘ notwendig voraus. Die Basis für den Inhalt dieses Begriffs ist die kollektive Aneignung dieser bestimmten Fähigkeit.

2.2.2 Grammatische Sätze und die sprachphilosophische Kritik philosophischen Wissens

Der Kern von Wittgensteins Idealismuskritik liegt in seiner Kritik grammatischer Sätze, Kritik dabei im zweifachen Sinne verstanden als Aufhebung mystifizierender Deutungen und als Bestimmung der Grenzen des sinnvollen Gebrauchs. Der Begriff des grammatischen Satzes beerbt die philosophische Kategorie apriorischer Aussagen, aber nicht mehr eingebettet in ein Feld verschiedener ‚Wissensarten‘, sondern eingebettet in eine Analyse der Sprache als Regelkomplex. Statt grammatische Sätze als Ausdruck einer besonderen Art von Wissen zu interpretieren, stellt Wittgenstein genau diese Verwendung des Wissensbegriffs in Frage und untersucht die Funktion und den Mitteilungswert grammatischer Sätze in der Sprachpraxis. Die Grundlage seiner Deutung ist überhaupt, dass Sprache regelgeleitet ist, also unter anderem dass die Bestimmtheit von Aussagen auf der Bestimmtheit einer sozialen Praxis des Regelfolgens beim Gebrauch von Wörtern und Sätzen beruht. In diesem Normenzusammenhang können Sätze die Rolle von Mustern einnehmen, so dass sie also nicht die Funktion haben, den Normen gemäß mitzuteilen, sondern selbst eine Norm auszudrücken oder festzulegen. Aus dieser besonderen Rolle entspringen nach Wittgenstein die besonderen Eigenschaften grammatischer Sätze, insbesondere dass sie, wenn als gewöhnliche Aussage verstanden, notwendig erscheinen, da sie dann als normentsprechender Ausdruck eines Inhalts genommen werden, während sie gleichzeitig mit diesem Inhalt die Norm setzen. Sie sind der Urmeter, von dem man im gewöhnlichen Sinne zu behaupten vorgibt, dass seine Länge einen Meter betrage, und dabei über die besondere Rolle, die er in der Längenmessung einnimmt, hinweggeht. Dass er eine besondere Rolle hat, wird daran sichtbar, dass seine Kürzung ganz andere (praktische) Folgen hat als die gewöhnlicher Stäbe.¹²

Mit Grammatik sind bei Wittgenstein nicht nur die Sprachregeln gemeint, die die Linguistik

¹²Heute ist der Meter freilich nicht mehr über einen einzelnen Gegenstand als Längenmuster definiert, sondern über den Weg, den das Licht in einer bestimmten Zeit zurücklegt, also über Naturkonstanten. Und selbst bei Definition über einen Urmeter hätte dessen Kürzung in Wirklichkeit natürlich nicht die Folge, dass nun plötzlich die Länge von allem anderen mit größeren Zahlen angegeben werden müsste, sondern aufgrund der Objektivation des Längenmaßes in einer vielfältigen Praxis der Längenmessung würde man einen neuen Urmeter erzeugen, der dem alten möglichst genau entspricht.

darunter versteht, sondern vor allem, um es in deren Vokabular auszudrücken, die Semantik und Pragmatik konstituierende Regeln. Die mystifizierende Sicht auf einen grammatischen Satz ist dadurch gekennzeichnet, dass man ihn als Ausdruck eines (Erfahrungs-)Wissens nimmt, dessen Inhalt man sich ‚anders nicht vorstellen kann‘, der ‚so sein muss‘, der also mit einer unbedingten Notwendigkeit versehen wird (PU 251). Wittgenstein hält dagegen, dass tatsächlich in dieser Weise mit dem Satz nichts mitgeteilt wird, denn wenn das Gegenteil oder Anderes nicht möglich ist, dann ist eben nichts Bestimmtes darüber ausgesagt. Daher sein Beharren, diese Sätze nicht als wahr oder als Wissen zu kennzeichnen, da sie ja nicht auch falsch sein könnten, sondern als unsinnig.¹³ Tatsächlich können diese Sätze aber sinnvoll gebraucht werden, und zwar auf sehr verschiedene Weise, jedoch so, dass das Thema nicht ein als notwendig Gewusstes ist, sondern eine Norm, also etwas offensichtlich nicht Notwendiges. So etwa, wenn eine Sprache erst gelehrt wird, wo also jene Normen noch nicht bekannt sind. Oder wo gesagt wird, die Sache solle auf diese Weise betrachtet werden, das heißt bestimmte in dem Satz hergestellte Verbindungen sollen nicht in Frage gestellt werden. Dass es auch eines der wichtigsten rhetorischen Mittel ist, scheinbar Evidentes in einem grammatischen Satz auszusprechen, ohne die normativen Grundlagen offenzulegen, ist bei Wittgenstein kein Thema, da es ihm ja um die philosophischen Probleme geht, nicht um die ganze Breite der wirklichen Sprache. Das ist zu vergegenwärtigen angesichts von Wittgensteins Zug zum gewöhnlichen Gebrauch der Sprache – es wäre ein Irrtum, dies so zu verstehen, als ginge es ihm um die Leitfrage, welche Rolle Sprache im wirklichen Leben spielt. Es ist nur die Charakterisierung allgemeinsten Züge dessen, die er zur Behandlung seiner philosophischen Probleme benötigt.

Ein Beispiel für Wittgensteins philosophische Anwendung seiner Reflexionen über grammatische Sätze ist das Problem des Inneren der Seele und der Empfindungen: „Nur ich kann wissen, ob ich wirklich Schmerzen habe; der Andere kann es nur vermuten. – Das ist in einer Weise falsch, in einer andern unsinnig. Wenn wir das Wort ‚wissen‘ gebrauchen, wie es normalerweise gebraucht wird (und wie sollen wir es denn gebrauchen!), dann wissen es Andre sehr häufig, wenn ich Schmerzen habe.“ (PU 246) In dieser Hinsicht ist der Satz also falsch. Es ist die Hinsicht, wie vom Wissen über Schmerzen tatsächlich geredet wird. In der anderen Hinsicht wäre der Satz gebraucht als grammatischer Satz über Schmerzen, also als wäre es eine notwendige Eigenschaft von ‚Schmerz-Entitäten‘, dass ein anderer nicht denselben sicheren Zugang zu meinen Schmerzen hätte, wie ich selbst. Doch dies auf der Objektebene zu verhandeln führt nur immer tiefer in den Irrgarten. Dagegen Wittgenstein: „Das ist richtig: es hat Sinn, von Andern zu sagen, sie seien im Zweifel darüber, ob ich Schmerzen habe; aber nicht, es von mir selbst zu sagen.“ (ebd.) Wittgensteins Umformulierung des grammatischen Satzes spricht im Gegensatz

¹³Diese Analyse ist in Anbetracht der philosophischen Tradition nichts Geringes: Jeder apriorische Allgemeinheitsanspruch, insbesondere Kategorienlehren fallen unter diese Kritik.

zu diesem explizit auf der Ebene von den Regeln („richtig“), die den Begriff Schmerz bestimmen, nämlich dass es davon abhängt, wer über die Schmerzen spricht, ob auch von Irrtum die Rede sein kann (was nicht heißt, dass die Schmerzen anderer immer zweifelhaft seien, nur dass sie manchmal zweifelhaft sind).

2.2.3 Das Wesen ist in der Grammatik ausgesprochen

Ohne das Problem des Inneren eingehend zu behandeln, sei zumindest erwähnt, dass Wittgensteins Kritik eigentlich auf eine Auffassung der Psyche oder des Bewusstseins zielt, die dieselben als einen abgeschlossenen, eben privaten Raum konstruiert, der nach der Logik des öffentlichen Raums funktioniere, nur mit privilegiertem Zugang für seinen Besitzer.¹⁴ Und mit den Bezeichnungen für die inneren Vorgänge beziehe sich ihr ‚Besitzer‘ auf sie wie auf die äußeren Gegenstände. Wittgenstein kritisiert dieses Bild durch Analyse der Verschiedenheit zwischen den Grammatiken für das Reden über Dinge und das Reden von Empfindungen und zeigt so, dass eine Parallelisierung nicht der wirklichen Sprache entspricht: „Wenn man die Grammatik des Ausdrucks der Empfindung nach dem Muster von ‚Gegenstand und Bezeichnung‘ konstruiert, dann fällt der Gegenstand als irrelevant aus der Betrachtung heraus.“ (PU 293) Denn z.B., ob einer die Verwendung des Wortes ‚Schmerz‘ richtig gelernt hat, könnte ja doch nicht über das Erblicken jenes Gegenstands bemessen werden, den man von außen nicht sehen könnte, und dessen Identifikation der Lernende ja erst lernen sollte. „Aber du wirst doch zugeben, dass ein Unterschied ist, zwischen Schmerzbenehmen mit Schmerzen und Schmerzbenehmen ohne Schmerzen.“ – Zugeben? Welcher Unterschied könnte größer sein! – „Und doch gelangst du immer wieder zum Ergebnis, die Empfindung selbst sei ein Nichts.“ – Nicht doch. Sie ist kein Etwas, aber auch nicht ein Nichts! Das Ergebnis war nur, dass ein Nichts die gleichen Dienste täte wie ein Etwas, worüber sich nichts aussagen lässt. Wir verwarfen nur die Grammatik, die sich uns hier aufdrängen will. Das Paradox verschwindet nur dann, wenn wir radikal mit der Idee brechen, die Sprache funktioniere immer auf *eine* Weise, diene immer dem gleichen Zweck: Gedanken zu übertragen – seien diese nun Gedanken über Häuser, Schmerzen, Gut und Böse, oder was immer.“ (PU 304) Es ist ein durchgängiger Zug von Wittgensteins Analysen, die Verschiedenheit der sprachlichen Tätigkeit unter der homogenisierenden Oberfläche eines gleichen Ausdrucks hervorzuheben, die jene verdecke und dadurch Anlass zu falschen oder irreführenden Auffassungen der ausgedrückten Inhalte gebe. Die vielfältigen Sprachkomplexe unterscheidet er mittels des Begriffs ‚Sprachspiel‘, auf den noch ausführlicher einzugehen sein wird. Die ein Sprachspiel bestimmenden Regeln, sowohl in ihrer bloßen Befolgung als auch in explizierter

¹⁴Auch hier wieder wird beim Lesen von Wittgensteins Bemerkungen die Relevanz erst evident, wenn man sie in den Kontext der hegemonialen Diskurse der abendländischen Philosophie über Seele, Geist und Bewusstsein und ihren Zusammenhang mit Wissen einerseits und die antisubjektivistisch-szientistische Gegenbewegung andererseits stellt, was Wittgenstein selbst nicht tut.

Form, fasst er im Begriff der Grammatik zusammen. Vielfach fußt seine Kritik falscher Bilder darauf, dass sie von der wirklichen Voraussetzung der in Anschlag gebrachten Begriffe abstrahieren, nämlich dass die Objektivität des Sinns dieser Begriffe in der öffentlichen Interaktion einer Sprachgemeinschaft etabliert wird, ihr Gehalt also nicht in einer individualistischen (bzw. subjektivistischen) Betrachtung rekonstruiert werden kann.

Im Wesentlichen bestehen die Aufzeichnungen des späten Wittgenstein in Versuchen, die Grammatik diverser Begriffe und Sprachspiele zu beschreiben. Voraussetzung ist dabei, dass diese Sprachspiele und ihre Regeln in einem sich wiederholenden Verkehr zwischen Menschen einer Sprachgemeinschaft konstituiert werden, dass die Grammatik also nicht beliebig individuell geändert werden kann und dass sie gelernt werden kann – darin liegt, soweit es Wittgenstein betrifft, der soziale Charakter der Sprache. Die Grammatik, da sie die sprachliche Vermittlung zwischen Individuen in einer sozialen Praxis regelt, kann nicht auf ein ‚Wesen‘ des mit ihr Erfassten zurückgeführt werden. Die in der Praxis wichtigen Unterscheidungen sind im Gegenteil von allerlei praktischen Bedürfnissen, Vorlieben, Einstellungen usw. abhängig, die nicht aus der Sache ‚an sich‘ erwachsen. Daher analysiert Wittgenstein in der Grammatik weder realistisch, wie die Dinge ihrem Wesen nach sind, noch analysiert er transzendental, was ihre subjektiven Erkenntnisbedingungen sind. „Welche Art von Gegenstand etwas ist, sagt die Grammatik.“ (PU 373) Das bedeutet nicht, dass eine Grammatikanalyse Erkenntnisse (und dazu von außerordentlicher Tiefe) über die Dinge hervorbringen würde, sondern, dass sie erfasst, was in ihrem Sprachspiel Gegenstand sein kann und wie er darin behandelt wird. Auch hier zeigen sich die verschiedenen Weichenstellungen, die Wittgenstein und Marx von der Philosophiekritik aus nehmen. Während Wittgenstein das Wesen aus den Dingen in eine kontingente Konstruktion der Sprache zurücknimmt und dadurch den Begriff entwertet, verwendet Marx den Begriff affirmativ in der empirisch-historischen Analyse einer Gesellschaftsformation.

Wie weit diese Dimension Wittgensteins Auffassungen widerspricht oder nur ein anderes Interesse darstellt, ist noch zu sehen. An dieser Stelle ist zunächst Wittgensteins Annahme wichtig, dass eine Grammatik, das historisch-kulturell bestimmte sprachliche Maß der Dinge, in keiner eindeutigen Abhängigkeitsbeziehung von diesen steht. Da die Sprachspiele und ihre Grammatik eingebettet sind in eine „Lebensform“, entspricht die Kontingenz ihrer Gegenstandskonstitution den mannigfaltigen Möglichkeiten kulturellen Umgangs der Menschen mit der Dingwelt und untereinander. Mit der Beschreibung der Grammatik werden also keine Erkenntnisbedingungen erforscht, nicht einmal als ‚historisches Apriori‘, indem die verfügbaren sprachlichen *Erkenntnismittel* zu einem gegebenen Zeitpunkt analysiert würden. Denn Wittgenstein geht es dabei nicht um einen übergreifenden Maßstab der Erkenntnis, das heißt einer Wissensfunktion, die besser oder schlechter erfüllt sein kann, sondern um die Inkommensurabilität verschiedener menschlicher Praxisformen, die auch aller Wissenschaft noch zu Grunde liegt. Die Inkommensur-

surabilität wird aber nicht als epistemologischer Relativismus mystifiziert, sondern als sich gegenseitig ausschließende Praxisformen rationalisiert, für deren Begründung es keinen externen Maßstab gibt, sondern die als Lebensformen selber Maßstäbe zur Beurteilung der Welt setzen.

2.2.4 Die Lebensform am Grunde

„Ist es falsch, dass ich mich in meinem Handeln nach dem Satze der Physik richte? [...] Angenommen, wir träfen Leute, die das nicht als triftigen Grund betrachteten. Nun, wie stellen wir uns das vor? Sie befragen statt des Physikers etwa ein Orakel. (Und wir halten sie darum für primitiv.) Ist es falsch, dass sie ein Orakel befragen und sich nach ihm richten? – Wenn wir dies ‚falsch‘ nennen, gehen wir nicht schon von unserm Sprachspiel aus und *bekämpfen* das ihre? Und haben wir recht oder unrecht darin, dass wir’s bekämpfen? Man wird freilich unser Vorgehen mit allerlei Schlagwörtern (slogans) aufstützen. Wo sich wirklich zwei Prinzipien treffen, die sich nicht miteinander aussöhnen können, da erklärt jeder den Andern für einen Narren und Ketzer. Ich sagte, ich würde den Andern ‚bekämpfen‘, – aber würde ich ihm denn nicht *Gründe* geben? Doch; aber wie weit reichen die? Am Ende der Gründe steht die *Überredung*.“ (ÜG 608-12) In dieser Bemerkung kreuzen sich allerlei grundlegende Überzeugungen und Auffassungen Wittgensteins, die, wenn auch in diesem Zitat nicht explizit, an der Stellung des Begriffs der Lebensform in seinem Denken hängen.

Der Begriff hat eine doppelte Funktion: Einerseits beschreibt er einen Rahmen, in den die Sprachvorgänge eingeordnet werden können, er erlaubt eine Situierung der Sprache in der Welt. Sprache wird als Teil einer Lebensform bestimmt. Sie ist nicht im Wesentlichen veräußerlichter Denkinhalt oder ein isolierbares Zeichensystem, sondern praktischer Bestandteil einer Weise, wie bestimmte Menschen ihr Leben miteinander zubringen: „Das Wort ‚*Sprachspiel*‘ soll hier hervorheben, dass das Sprechen der Sprache ein Teil ist einer Tätigkeit, oder einer Lebensform.“ (PU 23). Eine Sprache lässt sich nicht unabhängig von der Lebensform verstehen, in die sie eingebettet ist. Andererseits geht es nicht nur darum, dass Sprache in Lebensvorgänge überhaupt integriert ist, sondern dass menschliches Sozialleben ganz unterschiedliche Formen annehmen kann, die eine Art kontingentes Verhältnis zwischen den Menschen untereinander und zur Natur ausmachen. Diese Verschiedenheit überträgt sich auf die Sprachen: Es gibt keine intrinsische Notwendigkeit, wie die Begriffe angelegt und angeordnet sind bzw. welche es überhaupt in einer Sprache gibt. Schließlich kritisch betrachtet gibt der Lebensformbegriff eine Grenze von Wittgensteins Urteilsbereich an, eine Grenze dafür, zu welchen Fragen Wittgenstein sich in Beziehung zu setzen bereit ist. Dass die Lebensformen „das Hinzunehmende, Gegebene“ (Wittgenstein 1997, 572) seien, ist keine Beschreibung, sondern seinerseits ein grammatischer Satz, Wittgensteins Norm des Urteilens über die Vorgänge in der Welt, seine Einstellung dazu. Ich werde argumentieren, dass, was Wittgenstein als evidenten Schlussglied einer neutralen und

daher allgemeinen Betrachtungsweise inszeniert, erkaufte ist mit der Abstraktion von bzw. dem Unbestimmtbleiben in Bezug auf zentrale Fragen menschlicher Praxis.

Zunächst zum kritischen statt kritikablen Gehalt des Zitats. Wittgenstein verschiebt hier die Frage nach Wahrheit auf die Frage nach der Richtigkeit von Lebensformen, bzw. stellt er die Frage nach richtigem Handeln, ob nun politisch oder ethisch verstanden, gerade nicht, sondern zeigt nur, dass die Wahrheitsfrage am Ende an Normen zurückgebunden ist, für deren Begründung es kein ultimatives oder absolutes Fundament gibt. Das Zitat enthält eine implizite Zurückweisung der Frage nach der richtigen Praxis, weil die Richtigkeit doch wieder nur in der besonderen Lebensform und nicht auf einer absoluten Grundlage begründet wäre. Ein Absolutes liegt so wenig dem Wissen zu Grunde wie ewige mathematische Objekte der Mathematik. Dies beruht auf folgenden Annahmen: 1. Eine Überzeugung hat nicht isoliert Sinn. Sie ist Teil eines Systems von Überzeugungen und daran gebundenen Handlungen. 2. Das schließt auch Gründe und Argumente ein: Argumente und Gründe setzen eine bestimmte Praxis voraus, in denen sie als Argumente und Gründe fungieren. 3. Einen solchen Rahmen bilden Lebensformen. 4. Daher sind nicht Argumente und Gründe Universalien, also gleichsam ideelle allgemeine Maßstäbe, an denen alles Messen sich notwendig orientieren müsste, sondern haben ihren relativen Wert in Bezug auf eine Lebensform, in der sie als solche Sinn und Geltung haben. 5. Daraus folgt, dass allen Gründen wiederum Lebensformen zugrunde liegen und nicht umgekehrt. Es kann verschiedene Rationalitäten geben, aber die Vorstellung einer Metarationalität widerspricht der Verschiedenheit der Lebensformen: „Aber was Menschen vernünftig oder unvernünftig nennen, ändert sich. Zu gewissen Zeiten scheint Menschen etwas vernünftig, was zu anderen Zeiten unvernünftig schien. U.u. Aber gibt es hier nicht ein objektives Merkmal? *Sehr* gescheite und gebildete Leute glauben an die Schöpfungsgeschichte der Bibel, und andere halten sie für erwiesenermaßen falsch, und diese Gründe sind jenen bekannt.“ (ÜG 336)

Führt diese Auffassung zu Erkenntnisrelativismus? Moderne Wissenschaft als Teil einer der möglichen Lebensformen zu beschreiben, bedeutet nicht, dass ihre Sätze alleine durch die Existenz anderer Überzeugungssysteme falsch oder wertlos würden: „Wir lernen eben nicht nur, dass die und die Versuche so und so ausgegangen sind, sondern auch den Schlusssatz. Und daran ist natürlich nichts Falsches. Denn dieser Satz ist ein Instrument für bestimmten Gebrauch.“ (ÜG 297) Was vermittle der Denktechnik, die diese Wissenschaft ist, technologisch erreicht werden kann und ohne sie nicht, also über ihren praktischen Wert, aber auch die Grenzen ihres Nutzens, gibt es für Wittgenstein keinen Zweifel. Er teilt die Überzeugungen dieser Weltauffassung, soweit es sich um Überzeugungen hinsichtlich der Beschaffenheit der Welt handelt, nicht freilich, soweit ein Kultus des Fortschritts und eine Bewertung der modernen Welt damit einhergehen. Was er kritisiert, ist erstens, dass die Frage nach der Wahrheit wissenschaftlicher Aussagen nicht mit der Frage danach verwechselt werden darf, ob es gut oder richtig ist, sie

2 Sprache als Regelfolgepraxis: Wittgensteins Philosophie

zu betreiben; und zweitens, dass die Sicherheit über ihre Aussagen nicht mit irgendeiner absolut verstandenen Wahrheit verwechselt werden darf, sondern dem Vertrauen in wissenschaftliche Praxis eine nicht in Frage gestellte Teilhabe an und Einstellung zu ihr entspricht: „Es ist nicht so, dass der Mensch in gewissen Punkten mit vollkommener Sicherheit die Wahrheit weiß. Sondern die vollkommene Sicherheit bezieht sich nur auf seine Einstellung.“ (ÜG 404)

Der Begriff der Wahrheit hat nämlich einen spezifischen Gebrauch im Zusammenhang mit Überzeugungen und Wissen. Die Frage ist hier wie bei der Mathematik nicht, was an sich diesem grammatischen ‚Ding‘ entspricht, also jenes vermeintlich Absolute, das alle Aussagen entweder wahr oder falsch mache, sondern welchen Mitteilungswert damit gebildete Sätze haben, welche Funktion sie erfüllen. Diese Gebrauchsregeln machen die Bestimmtheit des Begriffs aus. Dass man, wenn sich eine Überzeugung ändert, nicht davon redet, dass sich die Wahrheit geändert, sondern man vorher fälschlicherweise von der Wahrheit geredet habe, kann allerdings irrtümlicherweise so ausgedeutet werden, als wäre die Wahrheit etwas unter Umständen Unerreichbares, jedenfalls Unveränderliches hinter den Überzeugungen Liegendes. Praktisch und nüchtern betrachtet ist der Begriff ein Mittel, sprachlich mit dem Auftreten sich widersprechender Überzeugungen oder unklaren Kenntnisstands umzugehen. Zum Beispiel lässt sich damit ausdrücken, dass man unerschütterlich an einer Überzeugung festhalten will (was selbstverständlich nicht zwingend eintreten muss) etc.

Wittgenstein behauptet nicht, das Orakel verkünde die Wahrheit, so wie es der Physiker tut (denn Wittgenstein teilt ja die Überzeugungen des Physikers und würde sich in bestimmten Fragen nach dessen Urteilen richten). Es sind hier also zwei Probleme zu unterscheiden: wie man das Verhältnis verschiedener bzw. sich widersprechender Wissens- oder Überzeugungssysteme beschreibt und wie man das einander Ausschließen zweier Lebensformen beurteilt. Das Problem des epistemischen Relativismus stellt sich bei Wittgenstein nicht, wie man zunächst vermuten könnte: Nicht die Schranken einer Gesellschaft bilden die Schranken des in ihrer Praxis konstituierten Wissenssystems, so dass verschiedene Gesellschaften jeweils ihre eigene Wahrheit hätten. Dies wäre entweder eine Umdefinition des Wahrheitsbegriffs oder nur ein kruder Ausdruck dafür, dass alle ihre eigenen Überzeugungen haben, d.h. durchaus auch einander widersprechende. Sondern die Schranken des Wissenssystems bestehen darin, dass den nicht daran Partizipierenden die Inhalte, Gründe und Argumente nicht vermittelt werden können, ohne dass sie sich ein Stück der Lebensweise aneignen.

Was bedeutet also das Widersprechen in der Konfrontation der inhaltlichen Überzeugungen? Dass Menschen mit gegensätzlichen Überzeugungen auf der Welt existieren können, ohne sich zu tangieren, ist trivial (das gilt freilich nicht für jede Überzeugung). Es besagt nicht viel mehr, als dass sie in Situationen, in denen ihr Handeln an diese Überzeugungen gekoppelt ist, auf verschiedene Weise handeln werden. Die Konfrontation, die Wittgenstein beschreibt, ist offenbar

eine kulturelle Auseinandersetzung. Sie unter der Perspektive der Wahrheit zu führen, verdeckt die übergreifende kulturelle Dimension. Bestimmte Objektivitätsstandards zu verteidigen, heißt eine bestimmte Kultur der Wissensproduktion und der Stellung dieses Wissens im gesellschaftlichen Leben zu verteidigen. Das bedeutet nicht, dass Überzeugungssysteme nicht verglichen werden können. Bestimmte Überzeugungen aus dem Netz einer ganzen Praxis herauszuziehen und zu kritisieren, ist zwar ein völlig abstraktes Verhalten, das den Zusammenhalt verschiedener Überzeugungen und einer sie einbettenden Lebensweise ignoriert. Gleichwohl lassen sich Urteile fällen, ohne schon praktische Schlüsse zu ziehen: „Woran wir glauben, hängt von dem ab, was wir lernen. Wir alle glauben, es sei unmöglich, auf den Mond zu kommen;¹⁵ aber es könnte Leute geben, die glauben, es sei möglich und geschehe manchmal. Wir sagen: diese wissen Vieles nicht, was wir wissen. Und sie mögen ihrer Sache noch so sicher sein – sie sind im Irrtum, und wir wissen es. Wenn wir unser System des Wissens mit ihrem vergleichen, so zeigt sich ihres als das weit ärmere.“ (ÜG 286)

Wittgenstein bemüht sich, einen möglichst objektiven, neutralen Standpunkt zu gewinnen, von dem aus die Stellung von Wissen bzw. Überzeugungen in der Welt beschrieben werden kann, ohne schon deren Inhalte zu beurteilen. „Wenn wir die ethnologische Betrachtungsweise verwenden, heißt das, dass wir die Philosophie für Ethnologie erklären? Nein, es heißt nur, dass wir unsern Standpunkt weit draußen einnehmen, um die Dinge *objektiver* sehen zu können.“ (Wittgenstein 1999c, 502) Inwieweit löst er diesen Anspruch ein? Die Vergleichsebene, die Wittgenstein wählt, ist die des Wissens als Bestandteil sozialer Praxis. Individuen partizipieren an einer sozialen Praxis, das individuelle Denken und Verhalten ist vermittelt durch gesellschaftliche Formen des Umgangs mit der Umwelt, des Erfahrungsmachens und des Kommunizierens. Über diesen Weg lässt sich tatsächlich von den Inhalten der eigenen Wissenspraxis abstrahieren und ihr andere Praxen zunächst gleichwertig gegenüberstellen: „Zu verschiedenen Zeiten sind unsere Ideale der Exaktheit verschieden; und keines ist das höchste.“ (Wittgenstein 1999c, 502) Doch nur unter Voraussetzung schon *bestimmter* Begriffe der Überzeugung und der Praxis handelt es sich um einen neutralen Standpunkt, nämlich im Gegensatz zu der Position, das Wissen der modernen Wissenschaft als die ‚höhere‘ Praxis zu werten. Eine Schwierigkeit, die Verhältnisse ohne Bewertung auszudrücken, besteht darin, dass der Begriff des Wissens schon imprägniert ist von bestimmten gesellschaftlichen Wissensverhältnissen, aber nun auf gleicher Ebene auch andere Überzeugungssysteme erfasst werden sollen. Wittgenstein verschreibt sich mit seiner Rückführung des Wissensinhalts als Ideellem auf praktische Verhältnisse einem bestimmten immanentistischen, nicht-idealistischen Objektivitätsstandard. Dabei wird Wissen nicht als etwas gefasst, das hinter dem praktischen Treiben der sozialen Individuen noch mehr oder weniger einem Ideal entspricht. Überzeugungen werden nach ihrem praktischen Gehalt genommen, nicht von den

¹⁵Diese Bemerkung wurde um 1950 aufgeschrieben.

2 Sprache als Regelfolgepraxis: Wittgensteins Philosophie

Überzeugungen aus, die Wittgenstein mit seiner Gesellschaft teilt, beurteilt und kritisiert. So betrachtet geht Wissen in einem bestimmten Verhalten zur Welt und der Fähigkeit, in der entsprechenden sozialen Umgebung bestimmte Sätze hervorzubringen und bestimmte Schlüsse zu ziehen, auf. Wittgensteins Argument der Lebensformrelativität folgend greift diese Neutralität aber nicht über ganz andere Überzeugungen über: Von sozialer Praxis zu reden, ist wiederum ein bestimmtes Sprachspiel. Die Neutralität wird vielmehr eingeführt innerhalb des Rahmens einer gegebenen Sprache als eine Verschiebung des Redens über Wissensgehalte zum Reden über Praxis. Das bedeutet, sich einer Bewertung von Wissensstandards zu entziehen, weil sie bestimmten Lebensformen entsprechen, für deren Bewertung es keinen absoluten Maßstab geben kann.

In dieser anvisierten Neutralität oder ‚Objektivität‘ wird ein wichtiger Zug von Wittgensteins theoretischem Verhalten sichtbar. Die erreichte Allgemeinheit ist tatsächlich der Versuch der Abstraktion von jedem Positionieren und das heißt auch jedem praktischen Verhalten. Das zurücklehrende Beschreiben muss niemanden zum ‚Ketzer‘ erklären – heißt umgekehrt, in der bequemen Lage zu sein, über die an das gegebene Szenario angeschlossenen praktischen Fragen nicht reflektieren zu müssen. Die Neutralität ist hier ein Verzicht des Theoretikers, zu Fragen, die sich dem Praktiker praktisch stellen, theoretisch Stellung zu beziehen.¹⁶ Hier ließe sich anmerken, dass auch die moderne Wissenschaftstradition, jener Hort der Objektivität, zum Mittel des Imperialismus taugt. Doch wo wirklich andere „bekämpft“ oder stattdessen Reflexionsmittel weitergereicht werden, das käme auf die genauen Umstände an. Fragen dieser Art, die auf die wirkliche (historische) Bestimmung des Aufeinandertreffens von Lebensformen zielen, sind jedoch nicht Wittgensteins Sache.

Die Neutralität erscheint bei Wittgenstein als impliziter Schluss aus der Relativität und Endlichkeit der Gründe. Weil Gründe nicht notwendig sind in dem Sinne, dass sie in jeder menschlichen Praxis Geltung hätten, sind sie auch nicht allgemein und daher aus dem Diskurs der Philosophie auszuschließen. Hier tritt der Widerspruch zwischen dem Anspruch, Allgemeinheit in der Philosophie zu wollen, und der Besonderheit dieses Willens hervor. Die Allgemeinheit soll durch Abstraktion vom Erklären und von den Gründen erreicht werden, durch ein Beschreiben, dem alle zustimmen würden. Indem Wittgenstein, statt sich bestimmte Gründe zu eigen zu machen, ein solches Vorgehen für partikularistisch erklärt, oder zumindest implizit als solches ablehnt, verbleibt er in dieser Hinsicht einfach im Unbestimmten. Es ist die Ablehnung, sich mit den besonderen Verhältnissen auseinanderzusetzen, eben weil sie besondere sind. Dadurch fällt auf den Charakter von Gründen ein schiefes Licht. Dass Gründe an ein Ende kommen, wenn man sie aufzählt, bedeutet nicht, wie Wittgenstein behauptet, letztlich dann einfach ohne Gründe zu handeln. Soweit Gründe für das Handeln eine Rolle spielen, ist die Bedeutung vielmehr, dass man keine besseren Gründe dagegen kennt oder anerkennt.

¹⁶Und das setzt natürlich eine Gesellschaft voraus, die dem Theoretiker sein reines Theoretikerdasein ermöglicht.

Wittgenstein behandelt die Lebensform als Substanz, die sich zwar im Laufe der Zeit ändern kann, aber die im Wesentlichen homogen ist. Was dabei ausgeblendet wird, sind widersprechende Weisen zu leben innerhalb einer Gesellschaft oder überhaupt die Frage nach der immanenten Kritik von Lebensweisen einerseits und die Frage danach, wie man leben möchte, also der Gestaltung der Lebensweise, andererseits. In einer Gesellschaft, in der diese Fragen gesellschaftliche Fragen geworden sind und radikale Kritik eine Strömung, hat die Abstraktion davon nicht die Bedeutung der Allgemeinheit, sondern die passive Bedeutung des Geschehenlassens, was immer geschieht. Richtig ist allenfalls, dass eine dominante Lebensweise das Verhalten und Denken vieler bestimmt. Aber das ist weder einfach gegeben noch hinzunehmen. Der philosophische Impuls, den Standpunkt der Allgemeinheit zu vertreten und von der eigenen Besonderheit abzusehen, vermischt sich bei Wittgenstein mit einer unreflektierten politischen Passivität und resultiert in einer Philosophie, die ihr Letztes, die Lebensformen, als Unmittelbares setzt, statt es durch die Tätigkeit und Kritik der Individuen und Gründe, deren Substanz es sein soll, vermittelt zu denken.

Wie verhält sich Marx zu diesen Fragen? Es wurde schon dargestellt, dass er von der Philosophiekritik aus einen Wittgenstein entgegengesetzten Weg einschlägt. Er hat bestimmte Vorstellung einer vernünftig eingerichteten, egalitären und herrschaftsfreien Gesellschaft, in der die entwickelten Produktivkräfte eingesetzt werden, um die zur Reproduktion notwendige gesellschaftliche Arbeit zu minimieren, damit allen ein möglichst großer Teil ihrer Lebenszeit zur freien Entfaltung verfügbar wird. Das ist zunächst eine partikuläre politische Position, die anzunehmen für alle, wenn auch für niemanden notwendige, Gründe bestehen. Marx' wissenschaftliche Arbeit ist in doppelter Hinsicht an diesem politischen Ziel orientiert: Um die Misere der kapitalistischen Gesellschaft an ihren Ursachen packen zu können, ist eine Analyse ihrer Zwänge und Grenzen nötig. Die politischen Ziele bestimmen also die Fragestellung. Im Interesse dieser Ziele ist aber zugleich wissenschaftliche Ernsthaftigkeit erfordert – es hängt mehr daran als an scholastischen Debatten.

Auch Wittgenstein richtet sich in gewisser Hinsicht auf (zumindest einen Teil der) Ursachen dessen, was er bekämpft: Er analysiert das Funktionieren der Sprache, um die Funktionsweise der in philosophischen Problemen steckenden Irrtümer aufzudecken. Auf die sozialen Ursachen geht er nicht ein.¹⁷ Und die Erkenntnisse, die er über die Sprache gewinnt, erfasst er nun nicht als Teil einer wissenschaftlichen Forschung, sondern spaltet seine Analysen und Beschreibungen kategorisch von der Wissenschaft ab und kleidet sie in die Fetzen dessen, was nach der Kritik vom Gepränge der Philosophie noch übrig geblieben ist.

Jenseits seiner Einsichten in den Praxischarakter der Sprache konstruiert Wittgenstein der Philosophie eine sonderbare Zwischenwelt der Pseudo-Konkretheit. Die Beschreibung der Gram-

¹⁷Hierzu vor allem Bourdieu (2001).

2 Sprache als Regelfolgepraxis: Wittgensteins Philosophie

matik erhebt nicht den Anspruch einer philosophischen Logik, die notwendige Kategorien entwickelt. Es soll die Beschreibung einer bestimmten kontingenten Sprache sein. Damit es eine wirkliche, gehaltvolle Beschreibung ist, sollen alle grammatischen Sätze, die falsche Notwendigkeit suggerieren, getilgt werden. Die darin manifestierte Kritik an der philosophischen Tradition teilt Wittgenstein mit Marx. Doch seine Konzeption lässt sich zugleich auf die bewusste historische Analyse nicht ein. Die wirkliche Welt und Gesellschaft, in der diese Grammatik funktioniert, wird außen vor gelassen, wird nur abstrakt als Hintergrund und Einbettung jeder Sprache benannt. Daher muss Wittgenstein die Grammatik auch als derart homogenen Gegenstand konstruieren, an dem die Spaltungen der wirklichen Sprachgemeinschaft und die Kämpfe um diesen Gegenstand und daher auch seine innere Zerrissenheit nicht mehr sichtbar sind.

Was andererseits Wittgensteins Analyse des Funktionierens der Sprache angeht, so betrifft das selbstverständlich nicht nur die Sprache, deren Grammatik er beschreibt, sondern den in ihr gegebenen Begriff der Sprache, unter den natürlich auch andere Sprachen fallen. Dabei geht es also, trotz aller Relativierung der Einheit von Begriffen (Familienähnlichkeit), um Sprache im Allgemeinen, eine Art „verständige Abstraktion“ (Marx 1953, 7), während „wesentliche Verschiedenheit“ (ebd.) zwischen Sprachen für Wittgenstein kein Gegenstand ist. Es geht ihm also nur darum, was natürliche Sprachen gemeinsam haben. Sein Beharren auf der Kontingenz sprachlicher Verhältnisse steht im Gegensatz zur abstrakten Allgemeinheit der Kategorien, mit denen er das Funktionieren der Sprache erfasst. Denn dabei bedient er sich keiner historischen Kategorien¹⁸ und ebenso wenig werden diese Kategorien in historische Formen unterschieden.

Das gilt insbesondere für den Begriff der Lebensform. Wittgenstein hat hier überhaupt keine Perspektive, die Lebensformen in einen geschichtlichen Rahmen setzen würde. Nicht einmal als Aufeinanderfolge verschiedener Gesellschaften spielt Geschichte eine Rolle, geschweige denn als *die* irreversible und alle menschlichen Gesellschaften einschließende Menschheitsgeschichte. Erst die darin entwickelten wirklichen Zusammenhänge zwischen Sprachen und Lebensformen könnten das Versprechen einlösen, das in der Behauptung ihres inneren Bandes einerseits und dem zunächst noch leeren Begriff der *Lebensform* andererseits gesetzt sind. Wittgenstein mahnt immer wieder das ganze einer Gesellschaft als Sinnkontext an (z.B. PU 584). Doch sofern Formen nicht bestimmt und damit unterscheidbar werden, fehlt auch die Grundlage zur bestimmten Beschreibung von Sprachen. Die Bestimmtheit, die Wittgenstein implizit in seinen Beschreibungen zu Hilfe nimmt, ist das ebenfalls implizite Wissen seiner Leser über die Gesellschaft, in die die von ihm beschriebene Grammatik eingebettet ist.

Anders Marx: Diesem kommt es auf das Begreifen, und das heißt auch Explizieren, der be-

¹⁸Das soll nicht heißen, Wittgenstein würde keine historisch besonderen Sprachphänomene behandeln. Das Lesen setzt immerhin die Entwicklung von Schrift voraus. Desgleichen gilt für seine an Wissenschaft und Mathematik orientierten Bemerkungen. Das gilt aber nicht für die Kategorien, die diese sprachlichen Verhältnisse beschreiben, wie Grammatik, Regelfolgen, Sprachspiel, soziale Praxis, Kriterium usw.

sonderen Bestimmungen einer Gesellschaft an. „Es scheint das Richtige zu sein mit dem Realen und Konkreten, der wirklichen Voraussetzung zu beginnen, also z.B. in der Ökonomie mit der Bevölkerung, die die Grundlage und das Subjekt des ganzen gesellschaftlichen Produktionsakts ist. Indes zeigt sich dies bei näherer Betrachtung als falsch. Die Bevölkerung ist eine Abstraktion, wenn ich z.B. die Klassen, aus denen sie besteht, weglasse. Diese Klassen sind wieder ein leeres Wort, wenn ich die Elemente nicht kenne, auf denen sie beruht.“ (Marx 1953, 21) Eben dies ist aber Wittgensteins Verwendung des Begriffs ‚Lebensform‘. Alles, was er sagt, ist: Es bestehen da Zusammenhänge. Aber er bleibt die Auskunft über ihre Inhalte schuldig. Statt die Vorläufigkeit seiner Untersuchungen in dieser Hinsicht zu reflektieren, setzt er den Lebensformbegriff als unbestimmten äußersten Grund für die Sprache.

2.3 Die Bedeutung der Praxis

Die bisherigen Ausführungen drehten sich darum, in welchem philosophischen Selbstverständnis Wittgensteins Bemerkungen verfasst sind und an welcher Stelle diese Konzeption, die von einer ähnlichen Philosophiekritik ausgehend einen anderen Weg als Marx einschlägt, brüchig wird. Gegen ein aus dem scholastischen Leben¹⁹ hervorgegangenes Denken ankämpfend bleibt sein Denken doch der *scholé* verhaftet, die Bourdieu in den *Meditationen* theoretisiert hat (Bourdieu 2001). Bourdieu sieht allerdings in seiner Wittgensteinrezeption nur dessen eine Seite, dass er gegen das scholastische Denken die Sprache des Alltagslebens mobilisiert,²⁰ nicht aber die andere, dass er sie in seinem positiven Verständnis von Philosophie als Gewinnung von Übersicht über die Grammatik der Sprache in den scholastischen Raum hinüberzieht. Diese sonderbare Konstellation, dass Wittgenstein aus Marx' Perspektive mit seiner Kritik gleichsam auf halbem Wege stehen bleibt, um sich dort einzurichten, also kritische Reflexionsmittel schafft, damit aber nicht konsequent verfährt, weil er nur das Reflektieren, nicht das Schaffen daran zugesteht und verfolgt, durchzieht das ganze systematische Verhältnis beider.

In der bisherigen Darstellung kam es besonders darauf an, bei Wittgenstein den widersprüchlichen Charakter seines Unternehmens herauszuarbeiten und von dort aus seine Selbstinterpretation von den positiven Reflexionsmitteln zu trennen, um letztere in den weiteren Rahmen einer materialistischen Gesellschaftstheorie der Sprache hineinholen zu können, ohne ihre Herkunft

¹⁹Mit scholastischem Denken ist bei Bourdieu nicht eine Epoche der Philosophiegeschichte bezeichnet, sondern das Denken von Philosophen, die die besonderen sozialen Bedingungen ihres Tuns unreflektiert in ihre theoretischen Verallgemeinerungen hineinfließen lassen. Es ist die soziologische Verarbeitung von Marx' Hinweis auf die Trennung von körperlicher und geistiger Arbeit. Durch deren gesellschaftliche Verteilung auf verschiedene Individuen, kann es den nur geistig Arbeitenden unterkommen, dass sie ihr eigenes Dasein mit seinem besonderen Erfahrungsgehalt verallgemeinern, statt auf die durch die körperlich Arbeitenden bedingten Voraussetzungen ihres Daseins zu reflektieren.

²⁰Beispielsweise Bourdieu (2001, 44 u. 67)

2 Sprache als Regelfolgepraxis: Wittgensteins Philosophie

und ursprünglichen Zwecke zu verkennen. Wittgenstein verhält sich widersprüchlich gegenüber dem Umstand, dass seine Untersuchungen ganz passiv an ihren Gegenstand, die Grammatik, herantreten, ohne äußere Zutat, und demnach alles neutral nach seinem bloßen, endlichen Sein auffassen sollen, dass aber diese Betrachtungsweise häufig gerade nicht kompatibel ist mit den gängigen Schlussfolgerungen und Deutungen des Betrachteten. Alles ‚Ideelle‘ und ‚Transzendente‘ als irreführende Bilder und Produkte sozialer Praxis zu beschreiben, lässt bei denen, die sich diese Sichtweise aneignen, auch praktisch nicht alles beim Alten, es sei denn es ginge um das oberflächlichste und praxisfernste Meinen. Zwar käme es Wittgenstein nicht wie Marx darauf an, zum Beispiel religiöse Vorstellungen als illusorischen Ausdruck wirklicher Bedürfnisse zu kritisieren, sondern den Gebrauch der darin auftretenden Bilder im Beschreibungsrahmen sozialer und sprachlicher Tätigkeit richtig zu erfassen, aber das bedeutet eben, diesen Bildern nicht mehr schlichtweg zu folgen, sondern sich der praktischen Grenzen ihres Gebrauchs bewusst zu werden. Das bedeutet, zwar anders als bei Marx, dennoch ein anderes Verhältnis zu ihnen zu gewinnen.

Von einigen Interpreten, die einen Vergleich zwischen Wittgenstein und Marx unternommen haben, wurde darauf hingewiesen, dass im Schlüsselbegriff der Praxis ein zentraler Kreuzungspunkt beider besteht.²¹ So viel Wahres an dieser Beobachtung ist, so leicht ist es zu übersehen, dass sich gleichzeitig ihre Grunddifferenz auch in den jeweiligen Bestimmungen des Begriffs ausdrückt. An diesem Begriff wiederholt sich das herausgestellte ambivalente systematische Verhältnis beider Denker. Eine Analyse ihrer mit diesem Begriff verschränkten Gedankenkomplexe ist umso wichtiger, als auch in Teilen der daran anknüpfenden Traditionen dieser Begriff zu einer Zentralkategorie erhoben wurde, ohne dass daraus allzu viel Übereinstimmung in den Positionen einhergehen würde.

Begriffe, die jemand als Begriffe, d.h. reflektiert gebraucht, bewusst zum Mittel seines Denkens macht, sind bezüglich des ganzen Umfangs dieses Denkens häufig nicht in einer Definition einzufangen. Wie dieses Denken sich in verschiedene Gegenstände versenkt, so wird die Bedeutung dieses Denkmittels von dieser Verschiedenheit affiziert, ohne dadurch in mehrere Selbständige zu zerfallen. Wenn daher die zwei Begriffe der Praxis miteinander verglichen werden

²¹ Bei David Rubinstein, der in *Marx and Wittgenstein. Social Praxis and Social Explanation* beide kräftig zurechtbiegen muss, damit sie seinen Parallelisierungen gerecht werden, heißt es: „Marx and Wittgenstein argue that actions, like ideas, can only be understood in terms of the system of social practices in which they are implicated.“ (Rubinstein 1981, 139) In diesem Fall ist die These nicht unmittelbar falsch, macht aber doch von Homologien gebrauch. Das „understood“ müsste in Bezug auf Wittgenstein die (vergleichsweise triviale) Bedeutung haben, dass bestimmte Tätigkeiten oder Verhaltensweisen ihre Bedeutung als soziale Handlungen nur unter Voraussetzung und im Kontext einer entsprechenden allgemeinen Praxis haben. Von einem System der Praxis ist bei Wittgenstein keine Rede. In Bezug auf Marx dagegen wäre richtig, dass Tätigkeiten sich in das System gesellschaftlicher Praxis fügen, ob sich die Handelnden von der gesellschaftlichen Bedeutung eine richtige Vorstellung machen oder nicht. Eine Parallelisierung der Praxisbegriffe gibt auch Gavin Kitching in *Marx and Wittgenstein: „practice – the category which is central to the philosophies of both Marx and Wittgenstein“* (Kitching 2002, 6).

sollen, so kann dabei sinnvollerweise nicht von den von ihnen gemachten Anwendungen abstrahiert werden. So zeigen sich teils Überschneidungen, teils Gegensätze und teils Fortsätze an dem einen, die der andere nicht hat.

Bei Marx verläuft die Hauptunterscheidung, die seinem Praxisbegriff zugrunde liegt, zwischen Ideellem, Bewusstsein, Denken einerseits und der Praxis: dem physischen, anpackenden Handeln andererseits. Dieses Handeln ist hier nicht als isoliertes, nur individuelles gedacht, sondern als Teil gesellschaftlicher Verkehrsformen zwischen den Menschen, wobei den Kern dieses Verhältnisses der arbeitsvermittelte reproduktive Stoffwechsel der Gesellschaft mit der Natur darstellt. So ist die Kritik an Feuerbachs Materialismus in den *Thesen über Feuerbach* und der *Deutschen Ideologie*, dass er den Primat der physischen Welt vor der ideellen nur als passives Verhältnis der Menschen zur Welt auffasst, statt zu reflektieren, dass die Lebensumwelt nicht einfach gegebene Natur ist, sondern durch die Menschen ihren Zwecken gemäß unter Einsatz ihres eigenen physischen Daseins umgebildet wird. Dabei ist der Praxisbegriff nicht reduziert auf das physische Bearbeiten der Natur, sondern umfasst den ganzen Umgang der Menschen miteinander ebenso, so dass unter Spannung mit der Grundunterscheidung Sprache, nach Marx ideelle Tätigkeit, als praktisches Bewusstsein bestimmt werden konnte. Dabei hat der Praxisbegriff die Seite, äußere, den Sinnen zugängliche Tätigkeit zu sein. In der Regel unterscheidet Marx aber wesentlich das Denken vom Praktischen und sieht sie in verschiedenen Konstellationen aufeinander bezogen: Die Inhalte des Denkens hängen ab von der Praxis und materiellen Wirklichkeit der Gesellschaft. Sie ist darum einerseits inhaltlicher Erklärungsgrund für die Ideenbildung. Andererseits lässt sich die gesellschaftliche Praxis umformen, also Ideen in Wirklichkeit umsetzen, allerdings unter Abhängigkeit von materiellen und praktischen Bedingungen: „In der Praxis muss der Mensch die Wahrheit, i.e. Wirklichkeit und Macht, Diesseitigkeit seines Denkens beweisen.“ (MEW 3, 5) Die Praxis ist also theoretisch wie praktisch das Maß des Denkens (sowie Grundlage seiner theoretischen Zurechtweisung, soweit es die Wirklichkeit mystifiziert), aber das Denken selbst wird nicht als Praxis bestimmt bzw. Praxis nicht so gefasst, dass Denken Teil davon wäre.

Die Umbildung der gesellschaftlichen Praxis geschieht teils ‚naturwüchsig‘. Jedoch ihre bewusste Umgestaltung, ein Prozess der Verwirklichung ‚diesseitiger‘ Ideen, fasst Marx, um der gleichzeitigen Bedingtheit durch die materiellen Umstände Rechnung zu tragen, als „revolutionäre Praxis“ (MEW 3, 6), als „das Zusammenfallen des Änderns der Umstände und der menschlichen Tätigkeit“ (ebd.), was in der Tat etwas anderes ist, als ein bloßes Aussprechen der Ideen oder ihr isoliertes Praktizieren durch einige wenige. Hierbei ist Praxis als ein Wiederholtes, als Tätigkeitsform vorausgesetzt, die man rational ändert, indem man ‚es anders macht‘, aber nicht anders schlechthin, sondern im Anstreben und Finden einer Form, die die behaltenswerten Resultate der alten ohne die kritisierten hervorbringt.

2 Sprache als Regelfolgepraxis: Wittgensteins Philosophie

Diese reflexive Seite der Praxis bzw. reflexive Praxis fällt aus Wittgensteins Denken heraus. Praxis erscheint bei ihm nie als Gegenstand bewussten Gestaltens. Stattdessen ist Praxis nur als wiederholtes Tun (nicht nur eines Einzelnen, sondern in einer Gemeinschaft) gefasst. Die Hauptunterscheidung ist also nicht die zwischen Praktischem und Ideellem, sondern zwischen einmaligem, zufälligem Tun und der Wiederholung einer Tätigkeit im Leben einer Gemeinschaft. Diese anders ausgerichtete Begriffsbestimmung ist zum Teil dem anderen Erkenntnisgegenstand geschuldet. Insofern Wittgenstein zwar so wie Marx das philosophische Denken kritisiert, teilt er dessen Urteil über das von der Praxis getrennte Denken, allerdings mit dem Unterschied, dass es Wittgenstein nicht um mehr geht, als dass Sätze in der Bewegung des täglichen Lebens überhaupt eine Funktion erfüllen (also überhaupt einen praktischen Unterschied machen), während Marx im Maßstab der Gesamttätigkeit und Arbeitsteilung einer Gesellschaft spricht. Aber während Marx an der materiellen Tätigkeit einer Gesellschaft und ihrer Organisation interessiert ist, geht es Wittgenstein vor allem darum, das Funktionieren der Sprache zu verstehen. Zu diesem Zweck fasst er Sprache, Sätze, nicht ihrem ideellen Inhalt nach, sondern von der Praxis des Sprechens her, also selbst als wiederholte soziale Tätigkeit, als Praxis: „Um das Phänomen der Sprache zu beschreiben, muss man eine Praxis beschreiben, nicht einen einmaligen Vorgang, *welcher Art er immer sei.*“ (Wittgenstein 1999a, 335) Es geht zwar um Aufklärung über die Sprache, aber ebenso wenig wie in diesem Praxisbegriff ein zweckmäßiges Gestalten menschlicher Praxis gedacht wird, und daher auch nicht die Bedeutung sprachlicher Allgemeinheit für solche Prozesse, so wenig kommt bei Wittgenstein die Frage nach bewussten Prozessen der Sprachformung auf. Ebenso vernachlässigt der Blick auf den objektiven Regelzusammenhang das Verhältnis der Sprache zur lebendigen Erfahrung, die sich darin auszudrücken sucht, teils an den Grenzen scheiternd, teils sich neue Wege oder alte Wege neu Bahnend. Diese Leerstelle ist umso bedeutender, als Wittgenstein die Begriffsinhalte gerade nicht durch die in ihnen bezeichnete Sache determiniert sieht, sondern die Vielfalt an wirklichem und möglichem Einbezug der Dinge ins Sprachverhalten eine hohe Stellung in seinem Denken genießt.

Doch zunächst: Worin liegt der Fortschritt von Wittgensteins Sprachauffassung. Die Feuerbachthese, dass „alle Mysterien, welche die Theorie zum Mystizismus[us] veranlassen, [...] ihre rationelle Lösung in der menschlichen Praxis und in dem Begreifen dieser Praxis [finden]“ (MEW 3, 7), erhält in Wittgensteins Behandlung der Sprache eine eigentümliche Wendung. Er erklärt nicht die Inhalte der Sprache *aus* der gesellschaftlichen Praxis, sondern gewissermaßen *für* eine Praxis, das heißt er verschiebt den Diskurs über den Charakter der Sprache von einer Inhaltslogik zu einer Tätigkeitslogik. Man kann dies als materialistische Seite von Wittgensteins Denken bezeichnen. Allerdings muss genau bestimmt werden, in welchem Sinne hier von Materialismus die Rede sein kann, um keine vorschnelle Einreihung in philosophische Traditionen vorzunehmen, von denen er zugleich wieder sehr entfernt ist. Was Wittgensteins Operation so

schwer zu fassen macht, ist, dass er andere Erklärungen der Sprache kritisiert, aber keine eigene bessere Erklärung dagegensetzt, sondern in seiner Beschreibungspraxis auf eine in der Inhaltslogik nicht thematisierte Seite der Sprachvorgänge übergeht. Eher, dass er materialistisch erklärte, worum es sich bei (Inhalten) der Sprache handelt, ändert er die Perspektive auf die Sprache, indem er sie von der Seite ‚sinnlich-praktischer Tätigkeit‘ auffasst, um auf das Vokabular der Thesen über Feuerbach zurückzugreifen. Eine inhaltslogische ‚Erklärung‘ der Sprache geht von Begriffen aus, die zunächst Teil der täglichen kommunikativen Orientierung über die Sprache sind, die zunächst eine Metafunktion im Verständigen über Sprache haben, soweit es zur Lösung üblicher Verständigungsprobleme taugt. Es handelt sich dabei um Begriffe wie ‚Bedeutung‘, ‚Sinn‘, ‚Inhalt‘, ‚Gedanke‘, die nun von dieser Funktion abgelöst und vereinheitlicht werden können zu besonderen Wesenheiten, die nur für den Geist sind und in seinem Innern verarbeitet werden. In der Konsequenz wird das Verhältnis von Gehalt und bezeichneter Sache als Entsprechung gedacht, die über das individuelle Bewusstsein vermittelt ist. Die Sprachlaute, Wörter, sind dann nur die äußeren Transportmittel, die die Bedeutungen vom einen Geist zum anderen tragen. So kann es erscheinen, wenn die Bedingungen dafür, dass diese Geister in den Bedeutungen übereinstimmen, nicht mitreflektiert werden, man also das Resultat der Mechanismen zur Ermöglichung sprachlicher Verständigung als Grundkonstitution ins Subjekt hineinverlagert und daher der Erklärungsbedürftigkeit entzieht. Zwar gibt es auch anthropologische, d.h. natürliche Voraussetzungen der Sprache, aber die Übereinstimmung in den Inhalten wird erst im Laufe eines Lernprozesses konstituiert, indem eine Übereinstimmung des Sprachverhaltens (und mithin der Lebensweise) hergestellt wird (Wittgenstein spricht hinsichtlich der basalsten Aneignung schlicht von Abrichtung). Für die Objektivität der Sprache, also dass es nicht im subjektiven Belieben steht, welche Bedeutung die Wörter und Sätze haben, von denen man Gebrauch macht, ist es nach Wittgensteins Argument völlig gleichgültig, was im Innern des Geistes – für andere im Verborgenen – vorgehen mag.²² Teil und Voraussetzung sprachlicher Verständigung ist die Überprüfung, ob man in den Bedeutungen übereinstimmt. Was die anderen betrifft, ist dieses Urteil nur zu fällen anhand des Zusammenhangs zwischen ihrem Sprachgebrauch, ihrem übrigen Verhalten und der Gebrauchssituation. Dies alles ist für alle Beobachter sichtbar, sie müssen es nur zu beurteilen wissen, d.h. die Sprache selbst gelernt haben. Marx’ Bestimmung der Sprache als „das praktische, auch für andere Menschen existierende, also auch für mich selbst erst existierende wirkliche Bewusstsein“ (MEW 3, 30), das erst aus „der Notdurft des Verkehrs mit andern Menschen“ (ebd.) entsteht, spricht die äußere Vermittlung als wesent-

²²Diese Formulierung ist wiederum problematisch zu nehmen, insofern auch das Bild des Inneren Gegenstand von Wittgensteins Kritik ist, auch wenn er es nicht als unbrauchbar verwirft: Es ist ja funktionierendes Mittel der alltäglichen Verständigung. Das Problem sind die falschen Schlussfolgerungen, die man aus der Analogisierung zwischen der ‚Grammatik‘ des Inneren und der des Äußeren dieser Gegenüberstellung wegen zu ziehen angeregt wird.

2 Sprache als Regelfolgepraxis: Wittgensteins Philosophie

lich aus, demonstriert aber zugleich zwei Unterschiede zu Wittgenstein: dass es Marx um die historische Erklärung geht und dass er Sprache nach der Inhaltslogik bestimmt, von der Wittgenstein abrückt. Denn als Bestimmungsgrund der Sprache wird das Bewusstsein angegeben, auch wenn Sprache umgekehrt Grund des Selbstbewusstseins ist und Bewusstseins erst in der Sprache wirksam wird. Ideeller Inhalt bleibt doch für beides vorausgesetzt, ihre praktische Form wird nicht reflektiert.

Dagegen den Spracherwerb als Initiation in eine von anderen geteilte Praxis und die Aneignung der Techniken des Wort-, Satz- und Textgebrauchs zu fassen, erklärt materialistisch die spätere Fähigkeit der Individuen zur zweckgemäßen Teilnahme am Sprachverkehr, ohne auf die Vorstellung selbst unerklärter ideeller Elemente oder Einheiten zurückgreifen zu müssen. Jedenfalls ließen sich Wittgensteins Argumente so in diesen Erklärungsdiskurs übersetzen. Seine Kritik an diesem Diskurs wiederum ist, dass damit unnötige und unpraktische Ersetzungen von Vokabular durch anderes Vokabular angeregt wird, während Begriffe wie ‚Vorstellung‘ oder ‚Bedeutung‘, geschliffen in millionenfachem Gebrauch, ihren guten Dienst tun und tatsächlich nicht verlustfrei durch vermeintlich wissenschaftlicheres (z.B. behavioristisches) Vokabular ersetzt werden können. Seine eigene Arbeit geht stattdessen darauf, ihren tatsächlichen Gebrauch zu betrachten und darüber idealistische Deutungen und Modellierungen dieser Begriffe zu unterminieren. So lautet der berühmte, allzu häufig fälschlich als eine Theorie der Bedeutung interpretierte Aphorismus über Wortbedeutung: „Man kann für eine *große* Klasse von Fällen der Benützung des Wortes ‚Bedeutung‘ – wenn auch nicht für *alle* Fälle seiner Benützung – dieses Wort so erklären: Die Bedeutung eines Wortes ist sein Gebrauch in der Sprache.“ (PU 43) Das soll keine theoriebildende Definition sein, sondern eine grammatische Reflexion über das Wort ‚Bedeutung‘: Will man jemandem seine Bedeutung erklären, so ist eine brauchbare Antwort, dass dieses Wort verschiedene Verwendungen hat, aber in vielen Fällen der Satz über den Gebrauch die Bedeutung des Worts ‚Bedeutung‘ verständlich macht. Und er macht sie verständlich, weil das Wort ‚Bedeutung‘ häufig in der Funktion gebraucht wird, soviel über ein unbekanntes Wort zu erfahren, dass man es künftig versteht oder selbst gebrauchen kann. Der Zusammenhang ist der, dass erst dann vom Kennen der Bedeutung eines Worts die Rede sein kann, wenn man es dem Üblichen entsprechend gebrauchen oder seinen Gebrauch beurteilen kann, und umgekehrt, wenn dies jemand kann, so wird das auch so ausgedrückt, dass er die Bedeutung kennt. Dabei handelt es sich um grammatische Bestimmungen, nicht um Erklärungsverhältnisse, dass also das Erfassen einer Wortbedeutung als Erklärung dafür taugte, dieses Wort gebrauchen zu können, während tatsächlich beides nur mehr oder weniger dasselbe sagt. Der Unterschied liegt allenfalls darin, dass man vom Begriff der Bedeutung aus leichter den Übergang zu inneren Vorgängen machen und darüber leicht die äußeren Kriterien aus den gegebenen Bestimmungen herauslassen kann. Dieser Schritt entspricht einer philosophischen Tradition der Auffassung des

menschlichen Geistes oder Bewusstseins, ist aber kein notwendiger, ja vielmehr sogar ein mystifizierender Schritt. Wittgensteins Strategie dagegen ist die konsequente Reflexion auf das Offen Sichtbare, das, was weder unmittelbares Wissen noch Schluss über Verborgenes ist, sondern in der sinnlichen Welt allen zugänglich ist. Entsprechend verschiebt sich sein Vokabular. Er verbannt keine Wörter, deren Bedeutung durch die Trennung von ‚innen‘ und ‚außen‘ strukturiert und wesentlich auf der Seite des ‚innen‘ situiert ist, aus dem Gebrauch, aber er redet weniger von Bedeutung als von Gebrauch der Wörter, Technik ihrer Anwendung, Regelfolgen etc.

Das ist nicht materialistisch in dem naturalistischen Sinne, dass es um die ‚Erklärung‘ der Sprache aus einer Theorie des menschlichen Gehirns ginge, was eine gänzlich andere (und zu falschen Vorstellungen anregende) Problemstellung darstellt. Für die Frage, was Sprache oder Sprechen genannt wird, ist es irrelevant, wie es sich mit den Organen des menschlichen Körpers verhält. Ob jemand richtig oder falsch spricht, entscheidet sich nicht daran, was in seinem Gehirn vorgeht oder ob er überhaupt eins hat. Das will sagen: Beobachtungen am Gehirn sind nicht Teil der Beurteilung der Sprache anderer, das Gehirn mag kausal am Sprechen beteiligt sein, kriteriell ist es das nicht (bzw. nur in eng umgrenzten Bereichen der Sprache: nämlich in Diskursen über ein Sprachzentrum im Gehirn und dergleichen). Worauf es ankommt, ist, was Menschen in welchen Situationen sagen und wie sie handeln vor dem Hintergrund der Praxis der Gesellschaft, in der sie leben. Darin spielen Urteile über Aufbau und Vorgänge des Gehirns keine Rolle. Wittgensteins Kritik trifft hier also nicht nur einen klassischen Materialismus, der für alles Seiende eine eigene Materie unterstellt, so auch für die Seele. Er ist auch skeptisch gegenüber der Annahme, dass Denken aus Beobachtungen am Gehirn zu erklären wäre: „Die Idee vom Denken als einem Vorgang im Kopf, in dem gänzlich abgeschlossenen Raum, gibt ihm etwas Okkultes. [...] Keine Annahme scheint mir natürlicher, als dass dem Assoziieren, oder Denken, kein Prozess im Gehirn zugeordnet ist; so zwar, dass es also unmöglich wäre, aus Gehirnprozessen Denkprozesse abzulesen. Ich meine das so: Wenn ich rede, oder schreibe, so geht, nehme ich an, ein meinem gesprochenen oder geschriebenen Gedanken zugeordnetes System von Impulsen von meinem Gehirn aus. Aber warum sollte das System sich weiter in zentraler Richtung fortsetzen? Warum sollte nicht, sozusagen, diese Ordnung aus dem Chaos entspringen? Der Fall wäre ähnlich dem – dass sich gewisse Pflanzenarten durch Samen vermehren, so dass ein Same immer dieselbe Pflanzenart erzeugt, von der er erzeugt wurde, – dass aber nichts in dem Samen der Pflanze, die aus ihm wird, entspricht; so dass es unmöglich ist, aus den Eigenschaften, oder der Struktur des Samens auf die der Pflanze, die aus ihm wird, zu schließen, – dass man dies nur aus seiner Geschichte tun kann. So könnte also aus etwas Amorphem ein Organismus, sozusagen ursachelos, werden; und es ist kein Grund, warum sich dies nicht mit unserem Gedanken, also mit unserem Reden oder Schreiben etc. wirklich so verhalten sollte. Es ist also wohl möglich, dass gewisse psychologische Phänomene physiologisch

2 Sprache als Regelfolgepraxis: Wittgensteins Philosophie

nicht untersucht werden können, weil ihnen physiologisch nichts entspricht. [...] Das Vorurteil zugunsten des psycho-physischen Parallelismus ist eine Frucht primitiver Auffassungen unserer Begriffe. Denn wenn man Kausalität zwischen psychologischen Erscheinungen zulässt, die nicht physiologisch vermittelt ist, so meint man damit ein Zugestehen, es existiere eine Seele *neben* dem Körper, ein geisterhaftes Seelenwesen.“ (Z 606, 608, 609, 611) Ohne auf spätere Debatten über die ‚Erklärbarkeit‘ des ‚Bewusstseins‘ aus ‚Hirnvorgängen‘ einzugehen, die sich dadurch auszeichnen, einem simplifizierten, gesellschaftstheoretisch unbrauchbaren Bewusstseinsbegriff anzuhängen, ist an Wittgensteins Position bemerkenswert, dass er seine Kritik mit einer Kritik eines mangelhaften Grammatikverständnisses verbindet. Diese Kritik hat drei Seiten, die in seinen Bemerkungen ineinanderfließen: Erstens ließen sich die Kriterien für bestimmte psychologische Erscheinungen (und diese Bestimmtheit stellt hier auch wieder allerlei Familienähnliches zusammen) mit den unterschiedlichsten physiologischen Erscheinungen, die damit zusammenhängen, erfüllen; zweitens ist es ein Fehlschluss, das Nichtvorhandensein einer physiologischen Entsprechung nur als unkörperliche Seele deuten zu können und daher auf dem Parallelismus zu beharren – dies ist dann ein Beharren auf einer Grammatik des Physischen, die eine regelmäßigen Erscheinungen zugrunde liegende chaotische Organisation der physischen Vorgänge nicht zulässt; drittens muss die Bestimmtheit der psychischen Erscheinung nicht aus den physischen Gesetzen und der Bestimmtheit des Nervenapparats geschlossen werden können, sondern könnte sich auch nur aus seiner besonderen Entfaltungsgeschichte im Zusammenspiel mit den Tätigkeiten und Ereignissen in der Welt erklären lassen. Dies läuft darauf hinaus, dass sich beispielsweise aus der physischen Untersuchung der Struktur eines gegebenen Gehirns keine Schlüsse über die Umwelt, in der es geprägt wurde, ziehen lassen. Für die Sprache bedeutet das, dass die Bestimmtheit der Sätze, die jemand äußert, seines Wissens, nicht als Repräsentation, Widerspiegelung der Sache zu denken wäre, sondern nur als Fähigkeit, in einer bestimmten Umgebung zurechtzukommen, d.h. die Besonderheit der Umwelt (und ebenso der ganzen Sprachgemeinschaft), in der diese Sprache und dieses Wissen erworben wurden, mit zu deren Bestimmtheit (dessen, was sie sind und leisten) hinzuzudenken sind. Was einen Materialismus betrifft, der von Gehirnvorgängen statt von Denkvorgängen bzw. einfach Denken spricht, so ist für Wittgenstein mit solchen Ersetzungen wenig geholfen, da es die Funktion und Logik des Begriffs ‚Denken‘ kein bisschen klarer macht. Gegen diese Ebene von Begriffsreflexion wirkt das recht beliebige Hin- und Herspringen zwischen psychischem und physischen Vokabular bei Marx fast naiv, auch wenn diese Austauschung der Grammatiken bei ihm nicht zu problematischen Schlüssen über die Sache führt.

Materialistisch ist Wittgensteins Sprachauffassung und Fragestellung auch nicht im schon behandelten Sinne einer materialistischen Geschichtsauffassung, derzufolge die jeweiligen Denk- und daher Sprachinhalte aus den gesellschaftlichen Umständen und die wiederum aus den ma-

teriellen Bedingungen und der im weiteren Sinne materiellen Praxis erklärt werden müssen. Zwar gehen die gesellschaftlichen Umstände, soweit sie gewusst werden, auch für Wittgenstein als Hintergrund in die Bedeutung von Äußerungen ein, will sagen dieselben Sätze, in anderer Umgebung geäußert, haben andere Bedeutungen. Das sagt aber nichts aus darüber, wieso diese und nicht jene Begriffe oder Diskurse zu einer bestimmten Zeit vorherrschen. Und eben diese Verknüpfung wäre das Interesse einer historisch materialistischen Erklärung.

Wittgensteins Materialismus besteht allenfalls darin, Sprache als Teil der menschlich-sinnlichen Welt aufzufassen statt sie ihr als Ausdruck des Ideellen gegenüberzustellen. Sie als Praxis zu bestimmen geht auf den Grund dessen, was sprachliche Inhalte als Teil der physischen Welt sind, zurück, also auf ihre Konstitutionsbedingungen, die zugleich ihre wirklichen Grenzen bzw. Wirkungsbedingungen darstellen, was eine Idealismuskritik in dem Sinne einschließt, als damit ein Denken kritisiert wird, das mit den Gedanken schon die Dinge zu ändern wähnt, statt zu reflektieren, unter welchen Bedingungen und in welcher Weise das Ändern der Begriffe mit dem Ändern der Dinge verknüpft ist. Die materialistische Frage ist dagegen: Wie ist das Tun des Sprechens als Aktion in der physischen Welt zu bestimmen? Was sind die spezifischen Wirkungen des Sprechens, was sind die Voraussetzungen dafür, dass es so wirken kann, wie werden diese Voraussetzungen hergestellt und womit sind sie vermittelt?

Daher hat zum Einen die Frage nach der Regelbasis der Sprache eine so wichtige Stellung: Wittgenstein verwendet viel Bemühen darauf zu zeigen, dass sie ihr Bestehen nur in der kollektiven Aneignung und gegenseitigen Korrektur bei mangelnder Übereinstimmung haben, nicht in einer dahinter liegenden ideellen Norm. Die Vorstellung einer solchen setzt umgekehrt jene gesellschaftlich produzierte mehr oder weniger gute Übereinstimmung im Regelfolgen voraus. Somit kann die Aneignung der Sprache als Aneignung der Fähigkeit des regelgeleiteten Interagierens mit Lauten und Schriftzeichen verstanden werden. Hierbei ist eine keineswegs triviale Grundfrage für jeden besonderen Begriff und jedes besondere Sprachspiel, wie sie gelehrt werden können (und welche sie als schon gelernte voraussetzen), also wie man die Fähigkeit vermitteln kann, an dieser spezifischen Praxis teilzunehmen. Die äußersten Sprachformen täuschen über die Verschiedenheit der Sprachspiele hinweg, in denen die Wörter erst ihre Bedeutung erlangen: „Denk an die Werkzeuge in einem Werkzeugkasten: es ist da ein Hammer, eine Zange, eine Säge, ein Schraubenzieher, ein Maßstab, ein Leimtopf, Leim, Nägel und Schrauben. – So verschieden die Funktionen dieser Gegenstände, so verschieden sind die Funktionen der Wörter. Und es gibt Ähnlichkeiten hier und dort.) Freilich, was uns verwirrt ist die Gleichförmigkeit ihrer Erscheinung, wenn die Wörter uns gesprochen, oder in der Schrift und im Druck entgegentreten. Denn ihre *Verwendung* steht nicht so deutlich vor uns.“ (PU 11) Geht die Reflexion aber auf die Frage, über welche Stufen und mit welchen Mitteln einem spracherwerbenden Menschen, der sich nicht schon eine andere Sprache und daher ähnliche Begriffe angeeignet hat, bestimmte

2 Sprache als Regelfolgepraxis: Wittgensteins Philosophie

Begriffe vermittelt werden können, so tritt deren Verschiedenartigkeit und Einbindung in praktische Situationen hervor, auch wenn der unmittelbare Lernprozess noch zu unterscheiden ist von der Erprobung und Erfahrungen in der wirklichen Anwendung. Denn es handelt sich ja nicht um starre Regelkorpora, sondern Sprachspiele mit diversen Freiheiten, die für den souveränen Gebrauch auszuloten sind. Die Tat des Sprechens vergleicht Wittgenstein daher einem Zug in einem Spiel. Nur in manchen Fällen verlangt ein Zug im Sprachspiel einen ganz bestimmten Folgezug, ohne aus diesem Spiel herauszutreten. Die Organisation der Sprache in Form von Sprachspielen, deren kollektive Aneignung und Praxis, sind die Voraussetzungen dafür, dass ein Zug die spezifischen Wirkungen hervorruft, die das Sprachhandeln als Agieren in der sozialen Welt analysieren lassen. Konkretere Fragen lässt Wittgenstein allerdings außen vor, also zum Beispiel, wie sich Sprachspiele vermischen und ineinander übergehen, oder wie ihre Transformation oder Einführung neuer Sprachspiele zu begreifen ist. Die Frage nach der Analyse einer konkreten historischen Formation von Sprachspielen, nach der Möglichkeit einer empirischen Anwendung geht er nicht an.

Zum Anderen unterhält Wittgenstein einen Begriff des Praktischen, der sich an der Unterscheidung zwischen Arbeit und Muße, von Integration in einen Tätigkeits- und Wirkungszusammenhang und Wirkungslosigkeit, orientiert. Dabei ist es nicht allein der Versuch, ein Bild für das in Wittgensteins Ansicht spezifisch Nichtige der Philosophie zu finden, wonach diese einer untätigen Tätigkeit vergleichbar wäre, sei es als ‚Feiern der Sprache‘, wenn sie nicht arbeitet, sei es als Betätigung eines funktionslosen Hebels einer Maschine, deren Bedienelementen nicht von außen anzusehen ist, was sie bewirken oder ob sie überhaupt etwas: ob sie einen praktischen Unterschied machen. Dies weist auf einen materialistischen Bedeutungsbe- griff: „Eigentlich möchte ich sagen, dass es auch [in der Frage nach Gott] nicht auf die *Worte* ankommt, die man ausspricht, oder auf das, was man dabei denkt, sondern auf den Unterschied, den sie an verschiedenen Stellen des Lebens machen. [...] Die *Praxis* gibt den Worten ihren Sinn.“ (Wittgenstein 1999c, 105) Bloße Worte sind nicht praktisch, der praktische Wert von Worten entscheidet sich an der Praxis, in die ihr Gebrauch substanziell eingreift. Diese Bestimmung ist dem marxischen Praxisbegriff ungleich näher, ohne doch einen Begriff der bewussten Einwirkung auf gesellschaftliche Praxis zu integrieren.

Neben dem Herauskürzen des subjektiven Moments in der Entwicklung der Begriffe und der Praxis steht auch noch das Herauskürzen der objektiven Bedingungen. Da Wittgenstein Begriffe zwar als geschichtlich auffasst, in seinen Bestimmungen der Sprache aber unhistorisch mit ihnen verfährt, betreibt er im Wesentlichen ein Verbinden transhistorischer Kategorien, ohne die Stellen zu kennzeichnen, an denen historische Kategorien eingreifen bzw. die transhistorischen Kategorien historisch Verschiedenes umgreifen. Praxis, Regeln, Sprachspiele, Worte finden sich in jeder Sprache, und so lässt sich ohne Unterschied über jede Sprache reden. Doch die gesell-

schaftliche Praxis, in die eine Sprache eingebettet ist, ist nicht historisch beliebig, die Notwendigkeitsbeziehung der beschränkten Naturbeherrschung und Mittel der gesellschaftlichen Organisation zieht historische Schranken auch für die Sprachgestalt ein. Bezogen auf eine im Kern antagonistische Gesellschaft verdeckt die Verallgemeinerung, die in Wittgensteins Kategoriengebrauch steckt (wenn er zum Beispiel von *der* Grammatik spricht), die Herrschaftsförmigkeit, die auch in die Sprache Einzug hält. Dass auch Gegensätze in der Praxis liegen, wird nicht weiter in die Sache verfolgt, sondern in der Grammatik abgelegt, dass dann eben die Bedeutung auch eine verschiedene sei.

Neben dem materialistischen Aspekt von Wittgensteins Sprachauffassung lässt sich von dieser Seite her auch ein Denken ausmachen, das man praxisphilosophischen Idealismus nennen kann und das im Wesentlichen in der eben analysierten Bestimmung und Rolle des Praxisbegriffs besteht: Praxis bekommt die Stellung einer Fundamentalkategorie des Menschendaseins, es wird von der Bestimmtheit durch die Notwendigkeit und historische Schranke der Naturbeherrschung abstrahiert, von der subjektiven Seite menschlicher Bedürfnisse, Zwecke und Erfahrungen als Ausgang der (Um)Gestaltung der Praxis wird ebenso abstrahiert, als einziges immanentes Zwangsmoment bleibt die Initiation in diese Praxis,²³ schließlich bleibt die historische Verschiedenheit der Praxis etwas dem Begriff völlig Äußerliches, weil er nicht verknüpft wird mit historisch bestimmten Kategorien.

2.4 Fragmente einer Theorie der Sprache

Überzeugt, man könne einen strikten Gegensatz zwischen Beschreibung und Theorie festhalten, hat Wittgenstein seine Reflexionen über die Sprache nicht als Theoriebildung begriffen hat („Wir dürfen keinerlei Theorie aufstellen.“ (PU 109)). Gleichwohl ging es ihm darum, das Funktionieren der Sprache durchsichtiger zu machen. Zu diesem Zweck hat er Begriffe eingeführt und entwickelt, die das Phänomen der Sprache auf eine neue Weise aufschließen halfen, und verschiedene Seiten an der Sprache hervorgehoben und zueinander in Beziehung gesetzt, einige jedoch kaum berührt. In diesem Kapitel soll der Versuch unternommen werden, das, was Wittgenstein ausgeführt und erarbeitet hat, als ein fragmentarisches Bild vor dem breiteren Horizont einer Gesellschaftstheorie der Sprache zu betrachten.

Die *Philosophischen Untersuchungen* leitet Wittgenstein mit der Kritik eines sehr ausschnittartigen Bildes der Sprache ein. Für die Kritik seines eigenen Bildes lässt sich sein eigenes Vor-

²³Dabei wäre erstens zu sehen, inwieweit diese Gewalt von der historischen Notwendigkeit der Beherrschung der eigenen Natur oder der innergesellschaftlichen Gewalt eines Herrschaftsverhältnisses abhängt, und zweitens wäre zu fragen, ob, wenn man sich wie Wittgenstein auf freies Vorstellen anderer Gesellschaften einlässt, ‚Abrichtung‘ nicht zur falschen Beschreibung des basalen Spracherwerbs werden kann in einer Gesellschaft, die sich technisch von den unmittelbaren Naturzwängen wesentlich emanzipiert hat.

2 Sprache als Regelfolgepraxis: Wittgensteins Philosophie

gehen als Vorbild heranziehen. Er geht von einer Passage aus Augustinus' *Bekenntnissen* aus, stellvertretend, so kann man schließen, für eine verbreitete Vorstellung: „In diesen Worten erhalten wir, so scheint es mir, ein bestimmtes Bild von dem Wesen der menschlichen Sprache. Nämlich dieses: Die Wörter der Sprache benennen Gegenstände – Sätze sind Verbindungen von solchen Benennungen.“ (PU 1) Doch die Schwierigkeiten fangen schon bei den Zahlwörtern an, und Wittgenstein ist hier recht schnell bei einer Betrachtungsweise der Sprache, die den Gebrauch der Wörter in der Praxis beschreibt, statt an jener Definition der Bedeutung festzuhalten: „Nun sagt er die Reihe der Grundzahlwörter – ich nehme an, er weiß sie auswendig – bis zum Worte ‚fünf‘ und bei jedem Zahlwort nimmt er einen Apfel aus der Lade [...] Was ist aber die Bedeutung des Wortes ‚fünf‘? – Von einer solchen war hier gar nicht die Rede; nur davon, wie das Wort ‚fünf‘ gebraucht wird.“ (ebd.) Nun verwirft Wittgenstein aber nicht jene Auffassung, deren Grenzen er so schnell hat vorführen können, sondern erklärt sie für richtig – in bestimmten Grenzen: „Augustinus beschreibt, könnten wir sagen, ein System der Verständigung; nur ist nicht alles, was wir Sprache nennen, dieses System. Und das muss man in so manchen Fällen sagen, wo sich die Frage erhebt: ‚Ist diese Darstellung brauchbar, oder unbrauchbar?‘ Die Antwort ist dann: ‚Ja, brauchbar; aber nur für dieses eng umschriebene Gebiet, nicht für das Ganze, das du darzustellen vorgabst.“ (PU 3) Diese Unterscheidung schlechter, übergeneralisierender, und guter, mit Bewusstsein über die richtigen Grenzen gegebener Beschreibungen ist wiederum die Voraussetzung für den nächsten methodischen Schritt: Man „ahnt [...] vielleicht, inwiefern der allgemeine Begriff der Bedeutung der Worte das Funktionieren der Sprache mit einem Dunst umgibt, der das klare Sehen unmöglich macht. – Es zerstreut den Nebel, wenn wir die Erscheinungen der Sprache an primitiven Arten ihrer Verwendung studieren, in denen man den Zweck und das Funktionieren der Wörter klar übersehen kann. Solche primitiven Formen der Sprache verwendet das Kind, wenn es sprechen lernt.“ (PU 5) Jener Nebel ist keiner, der im gewöhnlichen Sprachverkehr aufsteigt, sondern der aus mangelhaften Mitteln beim Versuch der Beschreibung der Sprache entsteht. Die Lösung dieser besonderen Aufgabe durch die Entwicklung jener Mittel ist sowenig Voraussetzung für den Gebrauch der gewöhnlichen Sprache wie (nach Hegels Analogie) die Kenntnis der Anatomie zum Verdauen. Der Zweck ist also, das Funktionieren der Sprache durchsichtig zu machen, und das Mittel dazu die Beschreibung einfacher Szenarien, die nicht die ganze Komplexität der wirklichen Sprache repräsentieren und damit als überschaubarere Pole der Beschreibung fungieren sollen. Über diesen Zwischenschritt verläuft der methodische Fortgang und die Entwicklung desjenigen Grundbegriffs, der die Worte und Sätze der Sprache mit der Lebenspraxis zusammenschließt: „Ich will diese Spiele [mittels welcher Kinder ihre Muttersprache erlernen] ‚Sprachspiele‘ nennen, und von einer primitiven Sprache manchmal als einem Sprachspiel reden.“ (PU 7) Daraufhin generalisiert Wittgenstein den Begriff ‚Sprachspiel‘, um ihn im Weiteren auch auf die Komplexe der Erwachsenen-Sprache zu beziehen. Dabei

handelt es sich freilich nicht, oder nur ausnahmsweise, um Spiele im eigentlichen Sinne, auch wenn der Ernst in der Sprache, ihr Gepräge durch die Gewalt in der Menschheitsgeschichte und die Not in der Auseinandersetzung mit der Natur, von Wittgenstein nie eingeholt wird. Die Bedeutung der Spiel-Metapher ist, dass die Verschiedenartigkeit der Spiele, worin sie bestehen und in welche Bestandteile sie analysiert werden können, insbesondere ihr Zusammenhang mit Regeln, sich als fruchtbar erweist, Sprache als geregelten Handlungszusammenhang durchsichtig zu machen. Hierbei lässt sich allerdings genau dieselbe Frage aufwerfen, die Wittgenstein sich angesichts Augustinus' Sprachbeschreibung gestellt hat: Was sind die Grenzen dieser Metapher bzw. dieses Begriffs? Was an den Phänomenen der Sprache trifft sie und macht sie greifbar, was gerät in den Hintergrund oder wird ausgeblendet?

Einen Teil der Stärke der Metapher stellt für Wittgenstein die Breite der damit erfassten Formen dar. Gegen die Vorstellung, *den* Kern eines komplexen Begriffs der Alltagssprache per Definition fassen zu können, macht er den Einwand, dass Definitionen als nachträgliche Grenzziehung zu begreifen sind, die ihrerseits eine Vielzahl unterscheidbarer Phänomene zusammenfassen, gleichzeitig aber auch Phänomene ausschließen, die gewöhnlich durchaus mit dem definierten Wort bezeichnet werden. Insbesondere werden in der Definition aber ebenso wenig wie im unmittelbaren Begriff selbst die mannigfaltigen Unterschiede seines Anwendungsfeldes sichtbar. Mithilfe der Metapher der Familienähnlichkeit zeichnet Wittgenstein ein anderes Bild vom Sinn-Zusammenhalt bzw. der semantischen Einheit der Wörter, die nicht in einem oder mehreren sich durchhaltenden Merkmalen besteht. Der der Sache äußerliche Zusammenhalt ist natürlich, dass derselbe Wortlaut (bzw. was in der Sprache dafür gilt) gebraucht wird. Das trifft allerdings auch auf Homonyme zu, um die es Wittgenstein nicht geht, da sie als verschiedene Wörter klassifiziert werden, deren Wortlaut zufällig übereinstimmt. Für sie ist spezifisch, dass ihre Anwendungsfelder weit auseinanderliegen, also nicht als voneinander abgeleitet empfunden werden oder keine Phänomene existieren, die irgendwie als Zwischenglieder fungieren können, also Merkmale mit der einen Seite und andere Merkmale mit der anderen Seite ausreichend teilen, um als Übergang betrachtet zu werden. Ein Begriff wie ‚Spiel‘ dagegen bilde ein Netz solcher Übergänge, worin die verschiedenen Spiele mehr oder weniger große Ähnlichkeiten aufweisen, „ein kompliziertes Netz von Ähnlichkeiten“ (PU 66), die sich zu einer Familie zusammenfassen lassen, deren Extreme sich nicht ähneln müssen, um dennoch durch ähnliche Zwischenglieder miteinander verbunden sein zu können. Im Gegensatz zur Auffassung der insbesondere hegelschen Tradition, die den Begriff wesentlich als Bestimmung und Bestimmung wesentlich als Negation fasst, findet sich hier eine Konzeption, nach der Gegensätze zwar auch wesentlich bedeutungskonstituierend sind („Wir sagen, wir gebrauchen den Befehl im Gegensatz zu andern Sätzen, weil unsere Sprache die Möglichkeit dieser andern Sätze enthält.“ (PU 20)), aber die positive Mannigfaltigkeit der Begriffsinhalte ebenso wesentlich die Aggregation

2 Sprache als Regelfolgepraxis: Wittgensteins Philosophie

von Ähnlichem ist. Um ein Wort zu lernen, muss man an Beispielen ebenso lernen, was damit bezeichnet wird, also wann und wie es zu gebrauchen ist, wie, was damit nicht bezeichnet wird, also welcher Gebrauch falsch ist. Wie ein Begriff im Gebrauch der Sprache vorliegt, hat er eine gewisse Bestimmtheit, die aber zugleich nicht in einer Definition durch Bestimmungen besteht. „Man kann sagen, der Begriff ‚Spiel‘ ist ein Begriff mit verschwommenen Rändern.“ (PU 71)

Wesentlich ist hieran, dass explizite Bestimmungen zwar eine Rolle spielen im Erfassen von Worten (und Wittgenstein räumt diesem Moment einen zu geringen Stellenwert ein, auch wenn er es im Begriff der Grammatik reflektiert), dass die Bestimmung von Worten aber darin nicht aufgeht. „Denken“, ein weit verzweigter Begriff. Ein Begriff, der viele Lebensäußerungen in sich verbindet. Die *Denkphänomene* liegen weit auseinander. Wir sind auf die Aufgabe gar nicht *gefasst*, den Gebrauch des Wortes ‚denken‘, z.B., zu beschreiben. (Und warum sollten wir's sein? Wozu ist so eine Beschreibung nütze?) Und die naive Vorstellung, die man sich von ihm macht, entspricht gar nicht der Wirklichkeit. Wir erwarten uns eine glatte, regelmäßige Kontur, und kriegen eine zerfetzte zu sehen. Hier könnte man wirklich sagen, wir hätten uns ein falsches Bild gemacht. [...] Woher nehmen wir den Begriff ‚denken‘, den wir hier betrachten wollen? Aus der Alltagssprache. Was unsrer Aufmerksamkeit zuerst ihre Richtung gibt, ist das Wort ‚denken‘. Aber der Gebrauch dieses Wortes ist verworren. [...] Man lernt das Wort ‚denken‘, d.i. seinen Gebrauch, unter gewissen Umständen, die man aber nicht beschreiben lernt. Aber ich *kann* einen Menschen den Gebrauch des Wortes *lehren*! Denn dazu ist ein Beschreiben jener Umstände nicht nötig. Ich lehre ihn eben das Wort unter bestimmten Umständen.“ (Z 110f, 113-16) Die Regeln, nach denen Worte der Alltagssprache mit Situationen verknüpft sind, sind vielfältig und unscharf. Ihr positiver Gehalt lässt sich nicht genau als Negation anderer Gehalte rekonstruieren, sondern auch die Regeln der Negation unterliegen denselben Bedingungen. Vor diesem Hintergrund ist das explizite Bestimmen von Begriffen durch andere zu betrachten. Das bedeutet nicht, dass die explizite Verknüpfung zwischen Begriffen keine Rolle spielen würde, schon im Spracherwerb selbst: Wittgenstein weist immer wieder auf den sinnvollen Gebrauch grammatischer Sätze zum Erklären von Wortbedeutungen hin. Außerdem werden zu verschiedensten Zwecken spontan oder wiederkehrend in Diskursen, vor allem aber in Theorien Begriffe näher bestimmt, um im Folgenden (und das heißt in einem eingegrenzten Kontext) exakteren Gebrauch davon zu machen. Nach Wittgenstein taugt jedoch erstens dieser scharfgestellte, begrenzte Begriff nicht als ‚Erklärung‘ oder Ersatz des Alltagsbegriffs, der zweckgemäß seine Breite gerade deshalb angenommen hat, weil er sich unter all seinen verschiedenen Gebrauchsumständen als funktional erwiesen hat. Die Alltagssprache ist in dieser Hinsicht nicht verbesserungsbedürftig (in einer kritisch-politischen Perspektive ist dies natürlich kein hinreichendes Kriterium, die Sache kritiklos auf sich beruhen zu lassen). Zweitens geht dieser bestimmtere Begriff, der in seinem bestimmten Kontext in dieser Bedeutungseinschränkung und -scharfung

nützlich sein wird, nicht in der Synthese der gegebenen Bestimmungen auf, sondern es handelt sich um eine Modifizierung, man könnte auch sagen perspektivische Ausrichtung, des aus der Alltagssprache genommenen Begriffs. Zwar hat Wittgenstein recht, dass explizite Begriffsbestimmungen wesentliche implizite Voraussetzungen haben, seine Reflexion geht jedoch nicht sehr weit hinsichtlich der Frage nach der Rolle expliziter Bestimmungen im Sprachverkehr allgemein und in spezifischen Sprachkontexten (also Theorien usw.) im Besonderen. Beides kann nebeneinander und sogar einander widersprechend in der Alltagssprache bestehen, also zum Beispiel die explizite Bestimmung des Denkens als notwendig an Sprache gebunden einerseits und die Prädikation des Denkens auf eine Tätigkeit, die nichts mit Sprache zu tun hat (etwa dem Lösen allerlei praktischer Probleme). Als Beschreibung des Worts ‚Denken‘ ist die Bestimmung allerdings falsch; als Kern einer Theorie des Denkens schließt sie allerlei Phänomene aus, die mit guten Gründen als Denken bezeichnet werden können. Und dennoch kann sie eine nützliche Brücke zwischen verschiedenen Begriffen, Knotenpunkten der Sprache, darstellen, eben einen bedeutenden Ausschnitt der ‚Denkphänomene‘ betreffend.

Der Begriff ‚Sprachspiel‘ ist also von Wittgenstein nicht definitorisch eingeführt, sondern als Übertragung der passenden Elemente der Grammatik von ‚Spiel‘ (dasselbe und ein anderes Spiel spielen, Spielzug, Spielregeln...) auf halbwegs isolierbare, in sich zusammenhängende Bestandteile der Sprachpraxis und unter Vorführung von Anwendungsbeispielen des neuen Begriffs. Wie die Spiele bilden auch die Sprachspiele eine Familie. Wittgenstein setzt nicht auf die Angabe allgemeiner Merkmale, sondern auf die Bewusstmachung der Vielfalt der Sprachpraxis. Dennoch bestimmt sich aus grammatischen Bemerkungen, aus konkreten Anwendungen und aus anknüpfenden Fragestellungen, welche Grundzüge Sprachspiele aufweisen bzw. wie sie sich analysieren lassen. Ein Grundzug ist das Regelhafte, die Wiederholung von Vorgängen und Handlungen, die Praxis, vor deren Hintergrund sich erst das Regellose bestimmen lässt: „Wie könnte man die menschliche Handlungsweise beschreiben? Doch nur, insofern man die Handlungen der verschiedenen Menschen, wie sie durcheinanderwimmeln, schilderte. Nicht, was *Einer jetzt* tut, sondern das ganze Gewimmel der menschlichen Handlungen, der Hintergrund, worauf wir jede Handlung sehen, bestimmt unser Urteil, unsere Begriffe und Reaktionen. Wenn das Leben ein Teppich wäre, so ist dies Muster (der Verstellung z.B.) nicht immer vollständig, und vielfach variiert. Aber wir, in unserer Begriffswelt, sehen immer wieder das Gleiche mit Variationen wiederkehren. So fassen’s unsere Begriffe auf. Die Begriffe sind ja nicht für *einmaligen* Gebrauch.“ (Z 567f) Das Wiederkehrende ist also Konstitutionsbedingung für sprachliche Bedeutung. Die Kehrseite dieser Bestimmung ist bei Wittgenstein, dass er die geistige Arbeit in Anwendung der Begriffswerkzeuge nicht recht in den Blick bekommt, auch wenn er den Unterschied zwischen denkendem und quasi mechanischem Reden macht. Sprachspiele betrachtet er auf ihre Invarianten, gewissermaßen ihre allgemeinen Spielregeln hin, nicht auf die

2 Sprache als Regelfolgepraxis: Wittgensteins Philosophie

Schwierigkeiten, Improvisationen, Strategien im Einzelfall. „Ein Sprachspiel [ist] etwas [...], was in wiederholten Spielhandlungen in der Zeit besteht“ (ÜG 519), es ist ein Regelkomplex, der Sätze und nichtsprachliche Handlungen organisiert.

Die Stärke dieses Begriffs liegt darin, Sprache als Handlungen eingebettet in Handlungskontexte analysieren zu können, also die Sprache von einem Punkt aus, an dem sie noch als Tun und Bewirken durchsichtig ist, aufzurollen, statt von einem Blickpunkt, der sie der Welt als ihr Anderes gegenüberstellt und ihre Beziehung als Abbildung konstruieren muss. Die kleinsten Spracheinheiten sind nicht Sätze, sondern Sprachspiele, als deren Spielzüge sie fungieren. Wittgensteins Lehre, dass das Fundament der Sprache eine relativ weitgehende Übereinstimmung in den Regeln ihres Gebrauchs ist, erlaubt es, seine dem Anschein entgegenstehende Auffassung der Bedeutungsbildung plausibel zu machen. Demnach ergibt sich die Bedeutung eines Satzes nicht aus der Synthese der Bedeutungen seiner Wörter. Umgekehrt erlaubt der eingespielte, bekannte Gebrauch eines Satzes die Ersetzung oder Variation einzelner Teile (Wörter), soweit sich der Gebrauch analogisieren lässt. Da sich am Ende alle einzelnen Teile substituieren lassen, erscheint der Satz als zusammengesetzt aus den Wörtern, während sich die Bedeutung der Sätze aus ihrem Gebrauch speist und die der Wörter sich daher in Abhängigkeit von den Sätzen ergibt, in denen sie vorkommen können. Ähnlich verhält es sich mit dem Verhältnis von Sätzen zu Sprachspielen.²⁴ Wittgenstein kreidet es ‚der Philosophie‘ nicht nur an, Sätze aufzustellen und für wichtig zu nehmen, zu denen sie keine normale Anwendung angeben kann, sondern auch, Sätze mit normaler Anwendung aus allen Gebrauchskontexten herauszulösen und eine Bedeutung des Satzes an sich zu unterstellen. Stattdessen sind es die Sprachspiele des Alltagslebens, aus denen Sätze (auch in ungewohnten, neuen Situationen) ihre Anwendung ziehen, als Spielzug. Z.B. die Gewissheit von Sätzen als Sprachspiel betrachtet (gegen ihr Wörtlichnehmen durch Abstraktion aus diesem Sprachspiel): „Ich kann mich [darin nicht irren]‘ weist meiner Behauptung ihren Platz im Spiel an. Aber es bezieht sich wesentlich auf *mich*, nicht auf das Spiel im allgemeinen. Wenn ich mich in meiner Behauptung irre, so nimmt das dem Sprachspiel nicht seinen Nutzen. ‚Ich kann mich darin nicht irren‘ ist ein gewöhnlicher Satz, der dazu dient, den Gewissheitswert einer Aussage anzugeben. Und nur in seinem alltäglichen Gebrauch ist er berechtigt.“ (ÜG 637f.) Sätze, die irgendwo in der Sprache einen Gebrauch haben, können darum nicht regellos und beliebig zusammengefügt werden, ohne sinnlos zu werden. Ihre Verständlichkeit ist durch ihren Zusammenhang innerhalb eines Sprachspiels bedingt (und selbstverständlich gibt es auch für den Gebrauch von Sprachspielen wiederum situative Bedingungen).

²⁴An diesem Punkt äußert sich eine fundamentale Differenz zu Quines Sprachtheorie (Quine 1993). Während letzterer die Worte zwar der Satzeinheit unterordnet, so dass die Sprachentwicklung nicht die von Wortäußerungen zu Sätzen, sondern von Einwortsätzen zu komplexen Sätzen ist, abstrahiert er von der Einbettung der Sätze in größere geregelte interaktive Bedeutungs-Handlungs-Komplexe, die Sprachspiele, die überhaupt erst einen Kontroll- und Zweckrahmen für Aussagensätze und ihre Brauchbarkeit konstituieren.

Allerdings ergeben sich aus dem Begriff des Sprachspiels allerlei Probleme, wenn es an die Erfassung wirklicher Sprache geht. Was ist als ein Sprachspiel zu zählen, was als ein anderes? Wenn sich Sprachspiele identifizieren lassen, wie greifen sie ineinander, wie gehen sie ineinander über? Wie bauen sie aufeinander auf? Und besonders: Ist es noch sinnvoll, komplexe Textproduktion oder gar Diskurse als Sprachspiele zu fassen? Es scheint, dass der Sprachspielbegriff zu unspezifisch wird, wenn man ihn in diesem Maße ausdehnen würde. Dass Wittgenstein sich nie mit Spracheinheiten größeren Ausmaßes beschäftigt hat, nicht analysiert, wie Texte funktionieren, bestätigt das, zeigt aber auch die Grenzen des Sprachspielkonzepts auf, während Wittgenstein zumindest in Kauf nimmt, den Eindruck zu erwecken, damit den ganzen Umfang der Sprache erfassen zu können. Dies ist immerhin auch durch die etwas hilflose Bemerkung befördert, dass er auch das Ganze der Sprache als das Sprachspiel bezeichnet wissen möchte. Dieser Totalisierung werden seine Analysen bei weitem nicht gerecht.

Es hilft zudem nichts, einfache Sprachspiele zu Polen einer Beschreibung statt zu Bausteinen einer Theorie zu erklären. Wenn die Behauptung ist: So, wie in diesen überschaubaren Zusammenhängen, verhalte es sich auch in der wirklichen Sprache, nur komplexer, dann ist darum doch die Komplexität noch nicht durchschaut oder beschrieben. Recht betrachtet scheint aber das Aufschließen der Sprachphänomene über den Sprachspielbegriff eher einseitig als nur in begrenztem Umfang ausgeführt zu sein. Wer die „Sprache so beschreibt, denkt, so möchte ich glauben, zunächst an“ (PU 1) knappe Sätze, einfache Interaktionen und isolierte Begriffe, „erst in zweiter Linie“ (ebd.) an breitere intrinsische Zusammenhänge zwischen Sätzen oder Satzkonglomerate, und an Bücher, Debatten und Diskurse „als etwas, was sich finden wird.“ (ebd.) Wenn Wittgenstein stark darin ist zu zeigen, wie sich die Bedeutung quasi-objektiv in einer Sprechergemeinschaft verfestigt und sich der Willkür der Einzelnen entzieht, so verfehlt er doch, die Vermittlung auch der praktischsten, alltäglichsten und unmittelbarsten Sprachspiele mit größeren Diskursbewegungen zu erfassen, geschweige denn mit den materiellen und strukturellen Veränderungen der Gesellschaft. Die in Wittgensteins Behandlung der Sprache implizite Vorstellung einer Sprechergemeinschaft ist ideologisch, insofern sie die Distribution der Sprache auf die Sprecher und ihre ungleichförmige Partizipation an ihrer Gestaltung nicht thematisiert, überhaupt von ihrem Zusammenhang mit Machtausübung und Herrschaft abstrahiert auf Kosten der Möglichkeit, konkrete Sprache in ihren wirklichen (d.h. vor allem auf sie wirkenden) gesellschaftlichen Beziehungen zu ergreifen.

Hierzu wäre es nötig, den Werkzeugcharakter von Wörtern nicht nur zu benennen, sondern auch zu analysieren, was konkrete Sprachspiele wirklich leisten, also auch *was* die Sprache ‚arbeitet‘, wenn sie nicht ‚feiert‘. Hier mag doch die Analogie mit dem Spiel zu ernst genommen worden sein, wenn so wenig nach den Zwecken gefragt wird, die mit dem Gebrauch der Sprache verknüpft werden. Das gilt, selbst wenn das Erlernen der Regeln Bedingung dafür ist,

2 Sprache als Regelfolgepraxis: Wittgensteins Philosophie

unter Befolgung dieser Regeln Zwecken nachzugehen. Dennoch ist nicht zu unterschätzen, was durch Aufzeigen dieser Perspektive immerhin gewonnen ist. Auch wenn die größeren Zusammenhänge der wirklichen Sprache, der ganze Diskursverkehr einer Gesellschaft, ausgeblendet ist, so werden immerhin die Niederungen fasslich, auf denen sie aufbauen. Zwischen Regeln der Satzformation, die die Linguistik untersucht, und dem Sinn dieses Satzes in seinem wirklichen Gebrauch klafft eine gewaltige Verständnislücke, die bei Wittgenstein so bedeutend kleiner ist, weil er erkannt hat, dass der Regelcharakter der Sprache von ihren Anwendungsregeln herrührt, also aus dem Zusammenhang von Sätzen mit situativ verankerten Sprachspielen, in denen solche Sätze Funktionen erfüllen, nicht einfach Rede, sondern Handlungen sind. Nur was konkret damit erreicht werden kann und ohne die Sprache oder dieses Sprachspiel nicht erreicht werden könnte, wäre weiter zu untersuchen. Denn dass Sprachgebrauch Wirkungen hat, die weit über das physische Wirken der Schallschwingungen hinausgehen, macht sie zu einem bedeutenden Untersuchungsgegenstand. Daher sind diese Wirkungen, die Erweiterung der Fähigkeiten und Handlungsmöglichkeiten der Menschen durch die Sprache, näher zu bestimmen. Wittgenstein sieht hier im Wesentlichen die Mannigfaltigkeit der Sprachspiele und kommt dadurch nicht zu weitergehenden oder systematischen Ergebnissen, sondern verbleibt in der Zerstreuung.

Dieser Zerstreuung entspricht das Bild, das man bei Wittgenstein vom Zusammenhang der Sprachspiele erhält. Sie erscheinen als ein breites und flaches Feld von verschiedenartigen Praktiken. Das Verhältnis von Kindersprachspielen und denen der Erwachsenen wird nur als eines der kleineren und größeren Komplexität angegeben. Es spielt keine große Rolle, auch wenn es sich gut mit Wittgensteins Auffassung des Sprachlernens vereinbaren ließe, dass einige Sprachspiele auf anderen erst aufbauen, so wie Begriffe aufeinander aufbauen. Begriffe wie Philosophie, Fetischismus oder Dialektik können gar nicht gelehrt und richtig gebraucht werden ohne einen hohen Grad an Sprachbeherrschung. Wie Sprachspiele aufeinander aufbauen und wie sie im Gebrauch ineinander übergehen, oder überhaupt die dynamische Seite der Sprache bleibt weitgehend im Dunkeln. Einzig wird die Wiederholungs-Dynamik des Spielens nach Regeln erfasst. Es ist bekannt, dass Spiele in bestimmtem Rahmen ganz verschiedene Spielverläufe erlauben, aber für das Sprachspiel ergibt sich dies nur aus der Analogie – wie dies bei konkreten Sprachspielen aussieht, untersucht Wittgenstein nicht, sondern bleibt in den einfachsten Fällen stecken.

3 Sprache als Mittel: die Kulturhistorische Schule

Bei Wittgenstein erscheint Sprache als in die soziale Praxis integrierte Tätigkeit. Innersprachliche Strukturen (mögliche Wortverbindungen, Satzformen, Grammatik ...) stellt er nicht als eigenständigen, separaten Bedeutungsraum der Welt gegenüber, um beide vergleichend aufeinander zu beziehen. Er bettet Sprache begrifflich in das umfassendere Feld sozialer Tätigkeiten ein. Das ist nach der Seite hin richtig, dass Sprache dadurch nicht identifiziert wird mit einem Zeichensystem, das in Abstraktion von seiner Bewegung, seinem Gebrauch, eben der praktisch eingebetteten Sprachtätigkeit, festgehalten werden soll. Diese Bewegung ergibt sich nicht, gleichsam automatisch, aus dem Zeichensystem, sondern macht erst die Wirklichkeit der Sprache, ihr Wirken in der Gesellschaft aus. Sie ist nicht isoliert von der sozialen Praxis, mit der sie verschränkt ist, zu begreifen. Sie ist nicht eine Praxis neben der nichtsprachlichen Praxis. Beides ist in der gesellschaftlichen Wirklichkeit miteinander vermittelt. Zwar gelangt Wittgenstein bis zu dieser Synthese von Sprache und sozialer Praxis, die sich vor allem in seinem Begriff des Sprachspiels ausdrückt, allerdings nur als unmittelbarer Einheit. Denn seine Analyse des Verhältnisses bleibt höchst oberflächlich: Die Lebensform ist das Ganze, die Sprache ein Teil davon – wie sie näher zu bestimmen sind und sich konkreter zueinander verhalten, bleibt offen. Über die kulturalistische Verzerrung des materiellen Reproduktionsprozesses im Begriff der Lebensform ist schon im vorangegangenen Kapitel etwas gesagt worden. Die menschheitsgeschichtliche gesellschaftliche Dimension der Entwicklung der menschlichen Sprache bleibt notwendig verborgen, wenn sie abstrakt nur als Teil des menschlichen Lebens bestimmt wird und nicht nach ihrem Anteil an der gesellschaftlichen Naturbeherrschung durch Werkzeug und Arbeit und an der gesellschaftlichen Lebensorganisation gefragt wird.

Wittgenstein schlägt zwar pragmatistisch vor, man solle Sprache, Sätze, als Werkzeuge betrachten; d.h. statt die Sprache (ihren Inhalt) mit der Wirklichkeit zu vergleichen (sie also als Wahrheitsfunktion bzw. Repräsentation aufzufassen), was nur einen Teil des Funktionierens der Sprache richtig beschreibe, sei es produktiver zu betrachten, was mit ihr getan und erreicht wird, welche praktischen Konsequenzen ihr Gebrauch hat. Doch damit ist bei Wittgenstein allein die Verkehrsformseite der Sprache gemeint, sie taucht darin nur auf als Organisationsmittel des menschlichen Verkehrs. Die handlungsbefähigende Seite der Sprache wird nur relativ *dazu* ge-

3 Sprache als Mittel: die Kulturhistorische Schule

sehen, also nur die individuelle Befähigung zur Teilnahme an dieser Praxis durch Erwerb der Sprache. Die natur- und kulturgeschichtliche Dimension der Potenzierung geistiger Fähigkeiten durch die Entwicklung der Sprache, also die Entwicklung individuell verkörperter Fähigkeiten und gesellschaftlicher Potenzen durch die Sprache wird ausgeblendet, insbesondere ihr Zusammenhang mit der Entwicklung der gesellschaftlichen Arbeit und der Organisation gesellschaftlichen Lebens. Auch wenn in Wittgensteins Beispielen für Sprachspiele gelegentlich Arbeitssituationen geschildert werden, wertet er sie nicht daraufhin aus.

Die historische ökonomische Formanalyse, die Marx an der kapitalistischen Produktionsweise durchführt, lässt sich nicht unmittelbar auf das Problem historischer Sprachanalysen übertragen. Ein wesentlicher Unterschied besteht darin, dass materielle Produktion überhaupt Grundlage jeder gesellschaftlichen Reproduktion ist, was für die Sprache nicht so evident ist, und sich relativ klare historische Formunterschiede aufzeigen lassen, wozu kein Äquivalent bei der Sprache ins Auge springt. Eine Seite lässt sich allerdings schon übertragen: In der marxschen Kapitalanalyse tritt die historische Form dadurch heraus, dass spezifisch historische Kategorien der kapitalistischen Produktion ins Verhältnis gesetzt werden zu Kategorien, die auch in anderen Gesellschaftsformationen Gültigkeit haben. Die verständige Abstraktion der Kategorie Arbeit erlaubt, Aussagen über alle bisherigen menschlichen Gesellschaften zu treffen: Es zeichnet menschliche Gesellschaften aus, dass der Stoffwechsel mit der Natur durch arbeitsteiligen Werkzeuggebrauch vermittelt ist. Das Spezifische der kapitalistischen Produktion ist, dass der Arbeitsprozess die Form des Verwertungsprozesses des Kapitals hat. Allgemein dagegen ist, dass Arbeit ein durch Arbeitsmittel vermittelter Prozess ist. Dabei strukturiert auch abgesehen von der gesellschaftlichen Form der Arbeit maschinelle Produktion den konkreten Arbeitsprozess völlig anders als das Sammelsurium kleiner starrer Werkzeuge des individuellen Handwerks. In Analogie dazu wird hier angenommen, dass entsprechend einer allgemeinen Bestimmung der Arbeit, die für alle menschlichen Gesellschaften Gültigkeit beanspruchen kann, eine solche Abstraktion auch für die Sprache möglich ist. Aufgrund der Komplexität des gestellten Problems, die gesellschaftliche Vermittlung durch die Sprache theoretisch greifbar zu machen, scheint es sogar der bessere Weg, die Dimensionen des Mittelcharakters der Sprache anhand einer phylogenetischen und einer abstrakten ontogenetischen Analyse zu erkunden, bevor ein weiterer Konkretionsschritt in Richtung gesellschaftsgeschichtlicher Besonderheit unternommen wird. Dabei ist besonders die Bedeutung von Mitteln für die Entstehung menschlicher Gesellschaften herauszuheben.

3.1 Vermittlungsstufen der Aktivität von Lebewesen

Auch wenn man sagen könnte, dass in einem physikalisch-mechanischen System die Elemente qua Wechselwirkung miteinander vermittelt sind, so ergibt der Begriff der Vermittlung doch

3.1 Vermittlungsstufen der Aktivität von Lebewesen

erst richtig Sinn bei der gattungsmäßig reproduzierten funktionalen Differenzierung von Lebewesen. Funktional ist die Fähigkeit, sich in einer bestimmten Umwelt die zur eigenen Reproduktion nötigen Stoffe anzueignen. Die Besonderheit von Tieren, die Fortbewegung, erlaubt, die Stoffe selbsttätig aufzusuchen. Zur Erhöhung der Erfolgswahrscheinlichkeit dieser Bewegung bedarf es der Diskriminierung der Umwelt und der Orientierung in ihr. Dies leisten Sinnesorgane. Zwischen den organischen Mangel und seine Aufhebung durch Stoffwechsel tritt also die durch Sinnesorgane und Bewegungsorgane vermittelte Eigenaktivität. Ein Zentralnervensystem erlaubt, die Koordination zwischen beiden an Umwelterfordernisse anzupassen. Lernen ermöglicht die individuelle Verbesserung der Orientierung in der je besonderen Umgebung. Mit einem Gehirn, das zwischen Sinne und Extremitäten tritt, lassen sich Umwelteigenschaften flexibel festhalten und die Eigenaktivität individuell daran anpassen. Intelligenz erlaubt die antizipierende Neukombination von Aktivitäten zur Erreichung eines Ziels, zu dem der direkte Weg versperrt ist. Eine weitere Stufe der Vermittlung der Lebensorganisation von Lebewesen ist die gattungsspezifische Ausbildung von sozialem Verhalten und Signalsystemen, also Koordination des Verhaltens in der Sozietät.

Gegenständliche Vermittlung schließlich ist die zweckmäßige Einbeziehung von Dingen als Hilfsmittel in die Lebensaktivität. Kommunikative Koordination sowie Gebrauch von Hilfsmitteln tritt im Tierreich teils instinktiv, teils erlernt auf. Beim Menschen bilden sie die Voraussetzung für die qualitativ neue Verbindung von Intelligenz und Kommunikation zur Sprache und die Entwicklung von Arbeit als sozialem Produktionszusammenhang, in dem das System der Werkzeuge eine gegenständliche Vermittlung der Gesellschaft schafft. Mit dieser Hererzählung ist natürlich nicht geklärt, welche Vermittlungsleistung Sprache erbringt, und ebenso wenig, was zum Gebrauch von Hilfsmitteln dazukommen muss, damit sich Arbeit entwickelt. Aber die Komplexität der Vermittlungsstufen ist angezeigt, die ihnen evolutionsbiologisch vorausgehen. Arbeit wie Sprache sind soziale Tätigkeiten, die dem Organismus abverlangen, sich von Anderen Fähigkeiten anzueignen, komplexe Diskriminierungsleistungen und Handlungsabläufe zu erbringen, was einen hochentwickelten Sinnesapparat, Feinmotorik, hohe Lernfähigkeit und soziale Integration voraussetzt. Zu klären, welche Fähigkeiten der Sprachentwicklung vorausgesetzt sind, ermöglicht, sie als nichts unwillkürlich Auftretendes, sondern in Kontinuität mit der Entwicklung anderer körperlicher und psychischer Fähigkeiten Stehendes zu sehen. Die zentrale Fragestellung ist allerdings die daran anschließende: in welcher Weise Sprache selbst wieder zur Voraussetzung der Entwicklung des gesellschaftlichen Individuums wird. Die Beziehung zur Arbeit wird hier in doppelter Weise wichtig: einerseits als Analogon des sozial existierenden, sich individuell anzueignenden und den sozialen Verkehr mitbestimmenden Mittels und andererseits als wirkliches Verhältnis, als in der sozialen Organisation reale Verbindungen eingehende ‚Gesellschaftsorgane‘.

3.2 Der Begriff des gegenständlichen Mittels

Um größere Klarheit darüber zu verschaffen, in welchem Sinn von Sprache *nicht* als Mittel gesprochen werden kann, soll auf Überlegungen zum Begriff des gegenständlichen Mittels und der Frage seiner Verallgemeinerbarkeit zurückgegangen werden, ohne zunächst auf den Realzusammenhang von Arbeit und Sprache einzugehen. Im *Kapital* kommt Marx im Zusammenhang mit dem Arbeitsprozess darauf zu sprechen. Während die allgemeine Kategorie Arbeit, um in der Theoriegeschichte hervorgebracht zu werden, einer fortgeschrittenen Entwicklung der Arbeit selbst in der gesellschaftlichen Wirklichkeit bedurfte, lassen sich mit dieser Kategorie auf einer gewissen Abstraktionsebene dennoch Aussagen über alle menschlichen Gesellschaften treffen: „Der Arbeitsprozess, wie wir ihn in seinen einfachen und abstrakten Momenten dargestellt haben, ist zweckmäßige Tätigkeit zur Herstellung von Gebrauchswerten, Aneignung des Natürlichen für menschliche Bedürfnisse, allgemeine Bedingung des Stoffwechsels zwischen Mensch und Natur, ewige Naturbedingung des menschlichen Lebens und daher unabhängig von jeder Form dieses Lebens, vielmehr allen seinen Gesellschaftsformen gleich gemeinsam.“ (MEW 23, 198) In dieser Abstraktion trägt der Arbeitsprozess folgende Kennzeichen: Seine „einfachen Momente [...] sind die zweckmäßige Tätigkeit oder die Arbeit selbst, ihr Gegenstand und ihr Mittel.“ (193) Der Prozess selbst ist dabei so bestimmt, dass „die Tätigkeit des Menschen durch das Arbeitsmittel eine von vornherein bezweckte Veränderung des Arbeitsgegenstandes [bewirkt]. [...] Sein Produkt ist ein Gebrauchswert, ein durch Formveränderung menschlichen Bedürfnissen angeeigneter Naturstoff.“ (195) Während der Gebrauch von Hilfsmitteln bei Tieren, wo er überhaupt auftritt, als bloße Erweiterung einer weitgehend noch instinktiven und unmittelbaren konsumtiven Aneignung von Natur erscheint, ist die Entstehung menschlicher Gesellschaften mit dem Reflexivwerden der Mittel des Arbeitsprozesses verwoben: „Sobald überhaupt der Arbeitsprozess nur einigermaßen entwickelt ist, bedarf er bereits bearbeiteter Arbeitsmittel.“ (194) Sobald Arbeitsmittel selber zu bezweckten Produkten der Arbeit werden, werden sie zum Träger der Ausdehnung der Reproduktion. Bedürfnisse und Zwecke entwickeln sich, bleiben aber stets in Abhängigkeit von den vorhandenen Mitteln ihrer Realisierung. Daher: „Nicht was gemacht wird, sondern wie, mit welchen Arbeitsmitteln gemacht wird, unterscheidet die ökonomischen Epochen.“ (195) Paradigma ist hier körperliche Arbeit, in der mit Hilfe von gegenständlichen Arbeitsmitteln Arbeitsgegenstände zweckmäßig umgeformt werden: „Das Arbeitsmittel ist ein Ding oder ein Komplex von Dingen, die der Arbeiter zwischen sich und den Arbeitsgegenstand schiebt und die ihm als Leiter seiner Tätigkeit auf diesen Gegenstand dienen. Er benutzt die mechanischen, physikalischen, chemischen Eigenschaften der Dinge, um sie als Machtmittel auf andre Dinge, seinem Zweck gemäß, wirken zu lassen.“ (194) Dabei „tritt [er] dem Naturstoff selbst als eine Naturmacht gegenüber. Die seiner Leiblichkeit angehörigen Naturkräfte, Arme und Beine, Kopf und Hand, setzt er in Bewegung, um sich den Naturstoff in einer für sein eignes

Leben brauchbaren Form anzueignen.“ (192)

Der Kopf spielt unter diesen Naturkräften eine besondere Rolle: „Was aber von vornherein den schlechtesten Baumeister vor der besten Biene auszeichnet, ist, dass er die Zelle in seinem Kopf gebaut hat, bevor er sie in Wachs baut. Am Ende des Arbeitsprozesses kommt ein Resultat heraus, das beim Beginn desselben schon in der Vorstellung des Arbeiters, also schon ideell vorhanden war.“ (193) In dieser Darstellung ist die komplexe gesellschaftliche Vermittlung der geistigen Entwicklung von Menschen als kognitive Voraussetzung ihrer Arbeit auf das individuelle Resultat zusammengedampft. Denn wenn die Inhalte der Arbeit im Gegensatz zur instinktiven Tätigkeit nicht im Voraus da sind, dann setzt es einen geistigen Aneignungsprozess voraus, überhaupt etwas ‚im Kopf‘ bauen zu können. Arbeit zu planen und an ihrem Zweck in der Arbeitstätigkeit festzuhalten, bedarf einer vorangegangenen Ausbildung des Kopfes, deren Abhängigkeit von Sprache noch zu betrachten sein wird, von der aber schon soviel gesagt werden kann, dass das Spezifische dieser Naturkraft des Menschen, das, was Marx „ideell“ nennt, gerade wesentlich gesellschaftlich ist.

Wie weit kann Sprache nun in Analogie zum körperlichen Werkzeuggebrauch verstanden werden? Gleich, ob es sich um ein Werkzeug, das ein einzelner benutzt, oder um eine Maschine handelt, die die Kooperation von Dutzenden verlangt: die gegenständlichen Arbeitsmittel, von denen hier die Rede ist, erlauben die Herstellung von Gebrauchswerten, die sonst nur mit größerem Aufwand oder gar nicht zu erlangen wären. Sie vermitteln die Analyse und Neuzusammensetzung des vorgefundenen oder bereits planmäßig produzierten Naturstoffs. Es ist offensichtlich, dass diese Beschreibung nicht unmittelbar auf Sprache übertragbar ist. Denn auch wenn im Gebrauch der Sprache die der Leiblichkeit angehörigen Naturkräfte, Kopf und Hand, Zunge, Ohr und Auge in ‚Bewegung‘ gesetzt werden, sind weder die Worte und Sätze in gegenständlicher Form vorliegende, vom Organismus äußerlich zu bedienende Werkzeuge, noch ist das, worauf sie ihre eigentümliche Wirkung haben, ihnen gegenüber gleichgültiger Stoff. Während bei der leiblichen Arbeit die Absehung von der Bedingung körperlicher und kognitiver Fähigkeiten die Konzentration auf das gegenständliche Geschehen erlaubt, führt dasselbe im Fall der Sprache allenfalls zu dem Mystizismus, die Materialität der Sprache in flüchtigen Schallwellen zu suchen.

Als Schallwellen haben gesprochene Sätze keine besondere Wirkung. Mit Schreien lassen sich bei manchen Lebewesen Schmerzen oder Furcht erzeugen, aber selbst das setzt schon besondere Organe voraus. Die vielfältigen durch Sprechen induzierten Verhaltensänderungen sind ganz anderer Art. Damit in dieser Weise Sätze etwas bewirken können, muss der Organismus dafür empfänglich sein, was seine Umbildung durch Aneignung der Sprache voraussetzt. Diese Aneignung besteht im Erlernen des Operierens und Umgehens mit Sprache im Kontext einer Lebensweise, deren Aneignung nicht getrennt davon stattfindet bzw. stattfinden kann. Sowohl das Selbstver-

3 Sprache als Mittel: die Kulturhistorische Schule

hältnis, die geistigen Mittel der Selbststeuerung, Reflexion und Planung, als auch das interaktive Verhältnis zu anderen wird umgewälzt bzw. dadurch überhaupt erst ausgebildet. Die vermittelnde Stellung der Sprache dabei ist der hier zu klärende Gegenstand. Natürlich werden dabei auch neue Unmittelbarkeiten hergestellt: das, was Wittgenstein Abridung nennt; Einübung mechanischer Reaktionen. Doch im Gegensatz zum in der Regel passiven Arbeitsgegenstand¹, der mit einem mechanischen Arbeitsmittel bearbeitet wird, ist diese Passivität menschlicher Reaktionen erstens durch aktive Einübung hergestellt und zweitens ein Sonderfall: Mit Sätzen kann man auf andere, die sie verstehen, einwirken, aber man ruft nicht eine mechanische Reaktion hervor, sondern dass sich die andere Person in der einen oder anderen Weise zu dem verhält, was gesagt wurde. Man hat es also mit einem ganz anderen Verhältnis zwischen Mittel und Gegenstand zu tun, weil der Gegenstand selbst Zwecke setzend ist und das Verhältnis nicht durch äußerliche Eigenschaften zustande kommt, sondern nur dadurch, dass das Mittel, die Zeichen, schon verinnerlicht worden sein müssen, bevor sie überhaupt dieses Mittel sein können. Umgekehrt erhalten die Zeichen ihre kommunikativen Mitteleigenschaften nicht aus ihrem Dasein als Laute oder Schrift, sondern aus der gesellschaftlichen Verbreitung des Operieren(können)s mit ihnen.

Wenn also als Gegenstand des Sprachmittels andere Menschen gesetzt werden, ergibt sich der wesentliche Unterschied zum naturbearbeitenden gegenständlichen Werkzeug, dass sich die Wirksamkeit nicht aus der Anpassung des Werkzeugs an seinen Gegenstand, sondern aus der Aneignung des Mittels durch den ‚Gegenstand‘ ergibt, und dass dieser ‚Gegenstand‘ nicht einfach einer Wirkung unterliegt, sondern sich aktiv zum Mittel verhält. Die Analogie kann aber auch in einer anderen Richtung gezogen werden, indem sprachliche Zeichen in ihrer Eigenschaft als Beziehung des Individuums auf sich selbst, als psychisches Mittel betrachtet werden. Wygotski hat diese Analogie durchgespielt und darauf seine materialistische Theorie des Denkens begründet. In seiner abstraktesten Form findet sich dieser Gedanke in dem frühen programmatischen Aufsatz über *Die instrumentelle Methode in der Psychologie*: „Im Verhalten des Menschen gibt es eine ganze Menge künstlicher Mittel, die ihm dazu dienen, die eigenen psychischen Prozesse zu beherrschen.“ (Wygotski 1985b, 309) Dabei wird das Dazwischenschieben der Mittel und die Transformation der Prozesse analog gesetzt: „Das in den Verhaltensprozess eingeschlossene psychische Werkzeug bestimmt mit seinen Eigenschaften den Aufbau des neuen instrumentellen Aktes und verändert den gesamten Verlauf sowie die gesamte Struktur der psychischen Funktionen in derselben Weise, wie technisches Werkzeug den Prozess der natürlichen Anpassung verändert, indem es die Form der Arbeitsoperation bestimmt.“ (Wygotski 1985b, 310) Die Einführung dieses neuen instrumentellen Aktes denkt er sich in diesem Stadium der Theorie als Aufspaltung der Unmittelbarkeit durch assoziativen Umweg über das als psychisches fungie-

¹Naturbeherrschung ist nie eine absolute. Der Fluss, der gestaut werden soll, hält nicht still. Aber darum verfolgt er noch keine Zwecke oder ist der Überredung zugänglich.

3.3 Vier Seiten der Sprache im Allgemeinen

rende gegenständliche Mittel: „Bei künstlichem, mnemotechnischem Einprägen desselben Eindrucks mit Hilfe eines psychischen Werkzeugs X (Knoten im Taschentuch, mnemotechnisches Schema) entstehen anstelle dieser direkten Verbindung A - B zwei neue: A - X und X - B.“ (Wygotski 1985b, 311) Dadurch wird aber nur unmittelbar dasselbe auf kompliziertere Weise geleistet. Die Kombination der Mittelglieder erlaubt, unmittelbar nicht erfassbare Beziehungen festzuhalten und komplexe Handlungen auszuführen. Der Geist wird mit psychischen ‚Instrumenten‘ bevölkert. „Im instrumentellen Akt tritt zwischen das Objekt und die darauf gerichtete psychische Operation ein neues Mittelglied – das psychische ‚Werkzeug‘. Es wird zum strukturellen Zentrum beziehungsweise zum Brennpunkt, das heißt zu einem Moment, das funktional alle Prozesse bestimmt, die den instrumentellen Akt bilden. Jeder Verhaltensakt wird dann zu einer geistigen Operation.“ (Wygotski 1985b, 312) Der Unterschied zum instrumentellen Werkzeug ergibt sich aus dem Verhältnis zum Objekt: „Das psychische Werkzeug verändert am Objekt nichts: es ist ein Mittel der Einwirkung auf sich selbst (oder auf einen anderen), auf die Psyche, auf das Verhalten, nicht aber ein Mittel zur Einwirkung auf das Objekt.“ (Wygotski 1985b, 313f)

In nuce ist hiermit der in späteren Texten ausgebaut und mit empirischer Forschung unterfütterte Gedanke ausgesprochen, dass Sprache als System psychischer ‚Werkzeuge‘ nicht nur den Verkehr zwischen Menschen vermittelt, sondern wesentlich die handlungssteuernde Seite menschlicher Tätigkeit vermittelt. Hierbei werden nicht wie bei Arbeitswerkzeugen deren Einwirkungseigenschaften in Bezug auf ein anderes Ding, den Arbeitsgegenstand, benutzt, sondern der Sinnesapparat auf regelbildende Weise stimuliert, sei es in der Fremdstimulation durch Zeichen, die eine andere Person produziert, sei es in der Selbststimulation durch dingliche Zeichen (z.B. Abakus), durch Lautzeichen (beim egozentrischen Sprechen, siehe unten) oder beim inneren Sprechen.

3.3 Vier Seiten der Sprache im Allgemeinen

Im Folgenden sollen vier Dimensionen der Sprache unterschieden werden, deren analytische Trennung helfen soll, die Materialität und den Mittelcharakter der Sprache zu ordnen. Diese vier Dimensionen werden hier zunächst in komprimierter Form nebeneinander gestellt unter Voraussetzung einiger Reflexionen, die erst später eingeholt werden. Man kann sie als erstens inneres (reflexives), zweitens äußeres Verhältnis der Sprache benutzenden Individuen, als drittens innere (grammatische) und viertens äußere (gesellschaftliche) Struktur der Sprache bezeichnen. Die ersten beiden werden in diesem Kapitel behandelt, die innere Struktur in Kapitel 4 und die gesellschaftliche Dimension in Kapitel 5.

Sprache ist ein durch und durch gesellschaftliches Phänomen. Zwar hat sie biologische Be-

3 Sprache als Mittel: die Kulturhistorische Schule

dingungen, doch kein Mensch kommt mit Sprache auf die Welt. Sprechen muss erlernt werden. Wie Menschen ihren eigenen Körper bearbeiten, indem sie äußere Dinge bearbeiten, und zwar in spezifischer Weise nach Art der Arbeit spezifische Partien ihres Körpers ausbilden, so ist der Erwerb der Sprache nicht nur ihre Inkorporation, sondern gestaltet mit ihrem Gebrauch in der Welt auch das Selbstverhältnis um. Hier geht es also um ein Selbstverhältnis im Sinne der Entwicklung subjektiver Handlungskontrolle durch Erweiterung der psychischen Mittel im Sinne Wygotskis in der Aneignung der Sprache. Auch wenn diese Seite analytisch als erstes aufgeführt wird, ist dabei zu bedenken, dass sich dieses Selbstverhältnis nur aus dem permanenten praktischen Umgang mit den Menschen und Dingen der Umwelt heraus entwickelt, also in keiner Weise etwas Vorgängiges oder Subjektivität Bedingendes bedeutet. Das Umgekehrte ist richtig: Bevor Sprache zum subjektiven Mittel der Reflexion und Selbststeuerung wird, muss die Psyche, praktische Intelligenz und sprachliche Kommunikation mittels des sozialen Verkehrs schon einen gewissen Entwicklungsstand erreicht haben. Sprache wird also durch ihren Erwerb für den menschlichen Organismus zu einer Art handlungsbefähigendem und handlungsleitendem Organ. Durch die Aneignung der Sprache entstehen und erweitern sich Selbststeuerung und Reflexionsvermögen, Planungsvermögen und die Fähigkeit, Zwecke zu setzen, festzuhalten und zu verfolgen. Hier wird Sprache zum Mittel der Selbstkontrolle, um nicht zu sagen Selbstbestimmung (oder zumindest zu deren notwendiger Bedingung, wenn Selbstbestimmung im vollen gesellschaftlichen Sinn verstanden wird).

Dieses Selbstverhältnis entwickelt sich nicht aus sich heraus, sondern als und infolge der Beziehung des Individuums zu seiner Welt, den Dingen und Menschen, insbesondere denen, die es aktiv in diese Beziehungen bzw. diese Praxis einführen. Welches sind die über und in Sprache angeeigneten Fähigkeiten, die im praktischen Verhältnis zur Welt Unterschiede ausmachen? Mit Hilfe der Sprache kann sich das Individuum sein Handlungsfeld und Situationen aufschließen, ordnen, antizipieren und sich darin orientieren, seine Praxis und komplexe Tätigkeiten organisieren und sich mit anderen Menschen koordinieren. Das in Sprache repräsentierte Wissen ist ein Mittel zur Umweltkontrolle, der in Zeichen vergegenständlichte Bezug auf die Welt ein Mittel, sich mit anderen ins Benehmen zu setzen. Sprache fungiert wie das gegenständliche Mittel als Leiter auf den Gegenstand. Sie geht in das aktive Verhältnis des Individuums zu seiner Welt als befähigend ein, selbst, wo nicht unmittelbar sprachliche Äußerungen im Spiel sind. Dies wird durch die noch darzustellende These der Kulturhistorischen Schule von der Verinnerlichung der Sprache als Denkmittel eingefangen. Die Grenze zwischen der ersten und zweiten Seite ist schwer zu ziehen, weil sich allgemeine Phänomene mit besonderen überschneiden. Zuerst ist festzuhalten, dass Sprache, wenn sie nicht nur nachträgliche Repräsentation der Wirklichkeit ist, sondern eine zentrale Stellung im Dispositivgefüge der gesellschaftlichen Menschen einnimmt, als besonderes Mittel menschlicher Handlungsfähigkeiten zu analysieren ist. Dem entspricht

3.3 Vier Seiten der Sprache im Allgemeinen

die Frage, was Menschen erst durch und mit Sprache tun können. Die Tätigkeit von Kindern ist nicht von vornherein sprachlich geleitet, in der Aneignung der Sprache im Verkehr mit den Menschen, von denen das Kind über eine lange Entwicklungsphase stark abhängig bleibt, setzt aber zunehmend eine sprachliche Vermittlung oder Leitung der Tätigkeit ein. Dabei nimmt die Länge und Komplexität der vom Individuum selbst geleiteten und bestimmten Tätigkeitsabschnitte im Laufe der Entwicklung zu. D.h. recht allgemein kann man von einer relativen Verselbständigung der Handlungssteuerung, also die Verlagerung ihrer Bestimmung in das handelnde Individuum selbst sprechen. In einem gesellschaftlichen Sinne von Selbstbestimmung gilt das jedoch nicht allgemein. Die Gesamttätigkeit des Sklaven ist tatsächlich dem Willen des Sklavenbesitzers unterworfen, auch wenn dieser unter Umständen ein Interesse an einer relativen Selbstverantwortung seines Unterworfenen hat; das Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft ist dagegen tatsächlich auf Gedeih oder Verderb der individuellen Selbstbestimmung hinsichtlich seines Eigentums und seiner Arbeitskraft überantwortet.

Sprache hat ihre manifeste Gestalt in Worten und ihren Verbindungen. Darin, also in dem, was Wittgenstein im weiteren Sinn Grammatik nennt, hat sie eine innere Struktur, denn es handelt sich nur um bestimmte Wortverbindungen und Satzfolgen, die zugelassen bzw. mit Sinn besetzt sind, während andere ausgeschlossen werden. Sie unterliegen Regeln. Wenn nun die erwähnten handlungsbefähigenden Effekte durch den Spracherwerb vermittelt sind, muss das mit der inneren Struktur der Sprache, ihrer Bestimmtheit, in Beziehung stehen. Durch sie lassen sich komplexe Zusammenhänge und Situationen reduzieren. Die Reduktion auf Wortverbindungen erlaubt ein Kalkulieren, einen denkenden und antizipierenden Umgang damit. Begriffe und Sätze, also Ensembles von vorgeprägten Wortverbindungen und Satzübergängen, sind konkrete Denkmittel eben dadurch, dass sie erstens darin eine bestimmte Festigkeit, oder man könnte auch sagen: Bestimmtheit erreicht haben und zweitens mit dem (körperlich-praktischen) Agieren zusammengeschlossen sind. Sie leiten über zu anderen Begriffen, zu Einstellungen, zu praktischen Schlüssen. Damit ist das Problem gestellt, wie das Operieren mit diesen Artefakten, den sprachlichen Zeichen, mit der Handlungsbefähigung durch Sprache konkret verbunden ist.

Die vierte Seite ist die gesellschaftliche Dimension der Sprache. Aneignung der Sprache heißt vor allem auch Übernahme der Sprachstrukturen und mithin der damit verbundenen gegenständlichen Praxis, die schon im Umlauf sind. Aber sie werden permanent im Lauf des Lebens modifiziert, es werden eigene Erfahrungen eingeschrieben, es wird aber auch durch Kommunikation neues Wissen, andere Auffassungen von Gegenständen und neue Denkmittel aufgenommen. Daher ist die Produktion von Sprache nicht nur Reproduktion. Sie wird selbst zum Gegenstand von (geistiger) Arbeit und politisches Mittel. In der gesellschaftlichen Dimension lässt sich noch mehr zusammenfassen: die ganze gesellschaftliche und materielle Struktur der Sprache, wozu ihre soziale Verteilung gehört, die Mittel ihrer Reproduktion und Distribution, Medien und deren

3 *Sprache als Mittel: die Kulturhistorische Schule*

materiellen Grundlagen, die Organisation der Weitergabe von Sprachfertigkeiten und Sprachmitteln in Schule und Familie, überhaupt die Frage, welche Bereiche der Sprache wie mit welchen gesellschaftlichen Räumen verschränkt sind.

Nicht nur, in welcher Hinsicht Sprache als Mittel betrachtet werden kann, sondern auch, was dabei Materialismus bedeutet, unterscheidet sich nach den verschiedenen Seiten der Sprache. An der ersten Seite hängt ein materialistischer Begriff des Selbstbezugs von Subjekten, materialistisch in doppelter Hinsicht: durch Klärung der biologischen und gattungsgeschichtlichen Bedingungen der Sprache einerseits und durch ontogenetische Erklärung über praktische Aneignung von sprachlichen Mitteln der Objektivierung und Handlungsorganisation, die dem Reflexivwerden vorausgeht. Dieser Punkt ist in der Kulturhistorischen Schule der russischen Psychologie theoretisch entwickelt und empirisch untersucht worden, vor allem von Wygotski und Lurija. Der erste Punkt geht auf Leontjew zurück und wurde in der Kritischen Psychologie weiterverfolgt.

Die zweite Seite, die nur analytisch von der ersten zu trennen ist, wurde auch in der Kulturhistorischen Schule schon eingeführt und auch partiell in der Kritischen Psychologie wieder aufgenommen. Sprache ist dabei bestimmt als Mittel der Arbeit, des Handelns und des Zurechtkommens in der Welt. Damit werden zwei verbreitete Auffassungen der Sprache unterlaufen bzw. von einem tieferen Standpunkt aus reformulierbar: Statt dass Sprache auf Repräsentation der Welt reduziert wird, wird Repräsentation zu einem Teilmoment der Sprache als materielles Repräsentationsmittel zur praktischen Lebensbewältigung; außerdem kann man dadurch der möglichen Vielfalt an Weltauffassungen, die sich in Sprache einschreiben und sie durchdringen, gerecht werden, ohne sie theoretisch einer Beliebigkeit preiszugeben, die den Zusammenhang mit Naturbeherrschung und rationalen Elementen der Lebensorganisation nicht mehr nachvollzieht und infolgedessen einem freischwebenden Kulturrelativismus verfällt.

Leider sind jene Traditionen marxistischer Psychologie dem Zusammenhang zwischen Handlungsermächtigung und der inneren Struktur der Sprache nicht besonders weit nachgegangen. Mit dieser haben sich Linguistik und Diskursanalyse beschäftigt, zum Teil die Sprache in ihrer Wechselwirkung mit sozialer Praxis analysierend. Dennoch fällt in der Regel eines über Bord, entweder dass sie Erkenntnis- und Denkmittel oder dass sie ein Mittel zur Organisation der Gesellschaft und menschlichen Beziehungen ist. Wie das Operieren mit Begriffen und Sätzen mit beidem zu tun hat, ist eine äußerst komplexe Frage. Ein Ansatz einer materialistischen Antwort, die den Erwerb des Operierenkönnens mit konkreten Sprachfeldern und Diskursen bzw. dieses Operieren selbst als handlungsermöglichend bzw. -vermittelnd auffasst, muss wenigstens angedeutet werden. Wittgenstein, auch wenn er nie bis auf den Punkt der gesellschaftlichen Naturbeherrschung zurückgeht, hat hierfür mit seiner Grammatikauffassung nützliche Gedanken entwickelt.

Die Frage nach der gesellschaftlichen Struktur der Sprache ist ein großes Feld, in dem von der Geschichte nicht so stark abstrahiert werden kann wie bei den anderen Seiten der Sprache. Materialismus bedeutet dabei nicht nur die Frage nach der gegenständlichen Vermittlung der Sprachproduktion und -zirkulation, der technischen Basis und der gesellschaftlichen Verteilung dieser Mittel, sondern vor allem Materialismus im Sinne der materialistischen Geschichtsauffassung: Produktionsweise und Verkehrsformen als Ausgangspunkt der Gesellschaftsanalyse und auf dieser Grundlage gesellschaftlicher Lebensbedingungen auch die Einbeziehung von Lebensweise, Kultur und politischer Bewegungen als an die Sprache Anforderungen stellende Praxisräume und die Sprache formierende Instanzen. Ein wichtiger in diesem Sinne materialistischer Versuch, Sprache als Bestandteil und Vermittlung gesellschaftlicher Prozesse und in ihrer politischen Bedeutung zu erfassen, stellt Gramscis Verkettung der Sprache mit der Produktion von Weltauffassungen, Kultur und Hegemonie im Rahmen ihrer ökonomischen Bedingungen dar. Erst eine solche Perspektive, in der Sprachanalyse zu einem integralen Glied materialistischer Gesellschaftsanalyse wird, rückt die Analyse von Diskursformationen und ihrer Wechselwirkung mit gesellschaftlicher Praxis, wie sie in diskursanalytischen Ansätzen entwickelt wurde, ins richtige Maß. Die Schwierigkeit dabei ist, die allgemeinen Kategorien, die gesellschaftliche Praxis, Erkenntnis und Handeln organisierenden und ermöglichenden Eigenschaften der Sprache ins Verhältnis zu setzen zu den konkreten vorfindlichen historisch bestimmenden Sprachformationen.

3.4 Thesen Wygotskis

Zur Darstellung der für eine materialistische Sprachtheorie relevanten Ergebnisse der russischen Psychologie ist es sinnvoll, mit ihrem Begründer Lew Wygotski zu beginnen. Auch wenn die an Wygotski anschließende Theoriebildung ein weit größeres Feld abdeckte, als in den Fragestellungen von *Denken und Sprechen*² untersucht wurden, werden darin viele für die spätere Entwicklung grundlegende Thesen bereits (z.T. beiläufig) ausgesprochen. Der rote Faden dieses Buches ist seinem Titel entsprechend das Verhältnis von Denken und Sprechen. Dieses Problem wird auf einer phylogenetischen und einer ontogenetischen Ebene behandelt. „Historische Psychologie“ (Wygotski 1971, 357) bezeichnet hier also nicht die Gesellschaftsgeschichte von Subjektbildung und Diskursformationen, sondern unterscheidet einerseits die Ausprägung der Intelligenz bei Menschen und bei Primaten, um die spezifische Verwicklung des menschlichen Denkens in die Sprachentwicklung herauspräparieren zu können, und verallgemeinert andererseits an der Sprachentwicklung menschlicher Individuen eine einheitliche Phasenabfolge in der

²Es fehlen mir die Sprachkenntnisse, um aus dem großen, aber weitgehend nicht übersetzten russischsprachigen Oeuvre Wygotskis schöpfen zu können.

3 Sprache als Mittel: die Kulturhistorische Schule

Genese der Begriffsstruktur. Damit ist aber weder die gesellschaftliche Dimension der Begriffsgenese geleugnet noch die wesentliche historische Verschiedenheit von Begriffsinhalten. Allerdings wird behauptet, dass sich allgemein verschiedene, aufeinander aufbauende Komplexitätsstufen unterscheiden lassen, in der das Denken begrifflich organisiert ist, und dass der ontogenetische Weg zur Beherrschung der höheren Begriffsformen entlang dieser Stufenfolge verläuft.

Denken und Sprechen werden dabei als unterscheidbare Phänomenbereiche aufgefasst, die verschiedene funktionelle Ursprünge haben, aber im Laufe des Aufwachsens des Kindes Verbindungen miteinander eingehen, ohne doch vollständig zu verschmelzen. Einerseits werden in Ontogenese und „Phylogenese des Denkens und Sprechens [...] eine vorsprachliche Phase in der Entwicklung der Intelligenz und eine vorintellektuelle Phase in der Entwicklung der Sprache“ (Wygotski 1971, 87) festgestellt, andererseits werden in der entwickelten menschlichen Sprache und Intelligenz jeweils Bereiche ausgemacht, die außerhalb der Einheit beider liegen.

Intelligenz wird dabei verstanden als die Fähigkeit, Lösungen für Probleme und Hindernisse zu finden, die sich in zielgerichteten Tätigkeiten ergeben. „In Köhlers Versuchen finden wir den Beweis, dass die Anfänge der Intelligenz, d.h. des Denkens im eigentlichen Sinne des Wortes, bei den Tieren unabhängig von der Entwicklung der Sprache auftreten. Die ‚Erfindungen‘ der Affen, die sich in der Herstellung und Anwendung von Werkzeugen und in der Benutzung von ‚Umwegen‘ bei der Lösung von Aufgaben zeigen, bilden zweifellos die erste, aber vorsprachliche Phase in der Denkentwicklung.“ (Wygotski 1971, 74) Da sich bei Affen allerdings auch Rudimente von Sprachgebrauch finden, muss gezeigt werden, dass Sprache und Intelligenz bei Primaten tatsächlich weitgehend auseinanderfallen, getrennt bleibende Fähigkeiten darstellen: „Köhler hat die vielfältigen Formen der ‚sprachlichen Kommunikation‘ unter Schimpansen beobachtet. An erster Stelle stehen die markanten und reichen emotionalen Ausdrucksgebärden (Mimik und Gebärden, lautliche Reaktionen). Dann folgen die sozialen Ausdrucksgebärden (Gesten der Begrüßung usw.). Aber sowohl ‚ihre Gesten‘, schreibt Köhler, ‚als auch ihre expressiven Laute bezeichnen und beschreiben nie irgendetwas Objektives.“ (Wygotski 1971, 77) Soweit also Sprache vorhanden ist, findet in ihr keine gedankliche Reproduktion der Wirklichkeit statt. Und auch umgekehrt hat die praktische Intelligenz hier eine Beschränkung, die ihrer Verbindung mit Sprache entgegensteht und Hinweise auf die Voraussetzungen der spezifisch menschlichen Sprachentwicklung gibt: „Erinnern wir uns, dass gerade das Fehlen der ‚Ideation‘, d.h. des Operierens mit Vorstellungen, also den Spuren nicht aktueller, nicht gegenwärtiger Reize für die Intelligenz des Schimpansen charakteristisch ist. Das Vorhandensein einer aktuellen, leicht übersehbaren, völlig anschaulichen optischen Situation ist eine notwendige Voraussetzung dafür, dass ein Affe zum richtigen Gebrauch eines Werkzeugs kommt.“ (Wygotski 1971, 83) Doch „1. Der rationelle Gebrauch der Sprache ist eine intellektuelle Funktion, die unter keinerlei Bedingungen unmittelbar von der optischen Struktur bestimmt wird. 2. Bei allen

Aufgaben, die nicht optisch-aktuelle Strukturen, sondern Strukturen anderer Art betrafen (z.B. bei mechanischen Anforderungen) gingen die Schimpansen vom intelligenten Verhaltenstypus zur reinen ‚Versuch-Irrtum‘-Methode über.“ (Wygotski 1971, 83) Wie es auch um die Möglichkeit bestellt ist, Affen Zeichensprache beizubringen, die also auch auf optischen Reizen beruht – in ihrer Entwicklung außerhalb menschlicher Kulturbeziehungen liegt ein relativ klarer Fall eines ontogenetischen Getrenntseins von Sprache und Intelligenz vor.

„Vorintellektuelle Wurzeln der Sprache“ (Wygotski 1971, 88) kann man jedoch auch beim Menschen in der Entwicklung des Kindes feststellen. Allerdings gewinnen die Verhältnisse hier schnell an Komplexität: „Das Wichtigste, was wir über die Entwicklung von Denken und Sprechen beim Kind wissen, ist die Tatsache, dass etwa um das 2. Jahr die Entwicklungslinien des Denkens und des Sprechens zusammenfallen und eine neue, für den Menschen charakteristische Verhaltensform einleiten.“ (Wygotski 1971, 88) Und auch diese Einheit beider, das „sprachliche Denken“ (Wygotski 1971, 11), also Sprache, soweit sie Denkmittel ist, und Denken, insoweit es sich sprachlicher Mittel bedient, durchläuft, sobald die Verbindung einmal hergestellt ist, eine komplizierte Entwicklungsgeschichte, die Wygotski in groben Zügen zu erforschen und nachzuzeichnen sucht. Hierbei rückt er zwei Entwicklungen ins Zentrum: einerseits die bereits erwähnte qualitative Veränderung in der inneren Struktur und Organisation der Worte bis hin zu echten Begriffen, wobei sowohl die logische Abfolge der Veränderungen als auch das Wechselspiel von Alltagsbegriffen und dem, was er wissenschaftliche Begriffe nennt, untersucht wird; und andererseits die allmähliche psychische und strukturelle Differenzierung der kommunikativen Funktion der Sprache und der Denkmittel zum Eigengebrauch.

Diese zweite Entwicklung diskutiert er in Auseinandersetzung mit Piagets Thesen über die Rolle des egozentrischen Sprachgebrauchs. „Während das Denken des Kindes früher gewöhnlich nur negativ durch Fehler, Mängel und Minderleistungen bestimmt wurde, durch die es sich vom Denken der Erwachsenen unterscheidet, hat Piaget versucht, die qualitative Eigenart des kindlichen Denkens positiv zu charakterisieren.“ (Wygotski 1971, 17) „Es ist nach Piaget der Egozentrismus des kindlichen Denkens.“ (Wygotski 1971, 20) Dabei bestimmt Piaget „das egozentrische Denken als eine Übergangs- bzw. Zwischenform des Denkens, das in genetischer, funktioneller und struktureller Hinsicht als Bindeglied zwischen dem autistischen Denken und dem rational gesteuerten Denken steht.“ (Wygotski 1971, 21) „Seine Grundkonzeption von der Entwicklung des Denkens und die Annahme über den Ursprung des kindlichen Egozentrismus hat Piaget einer psychoanalytischen These entlehnt. Sie besagt, dass die autistische Form des Denkens primär und durch die Natur des Kindes selbst bedingt ist. Das realistische Denken dagegen sei dem Kind von außen, später durch die soziale Umwelt systematisch aufgezwungen worden.“ (Wygotski 1971, 23)

Wygotski kritisiert diese Konzeption an mehreren Punkten: Er stellt die Idee des autistischen

3 Sprache als Mittel: die Kulturhistorische Schule

Denkens, die Nachträglichkeit des realistischen Denkens und die von Piaget behauptete Rolle des Egozentrismus in Frage. Mit autistischem Denken ist ein selbstbezogenes, imaginatives, bei Freud vom Lustprinzip ausgehendes Denken und Handeln bezeichnet. Piagets These, dass autistisches Denken als Grundstufe menschlicher Denkentwicklung anzusehen ist, geht also von einem alogischen, phantasmagorischen und mit sich selbst beschäftigten Denken aus, das erst mit der späteren Sozialisierung in das logische und realistische Denken überführt wird. Wygotski schließt sich dagegen der Auffassung Bleulers an, der autistisches Denken als später auftretende Denkfunktion beobachtet, die erst von einer gewissen Entwicklungsstufe an zu der realistischen hinzutrete und sich von da an mit ihr zusammen entwickle. „Man braucht sich nur von den allgemeinen Thesen vom Primat des Lustprinzips, dem der Logik des Tag- und Schlaftraums über die Realfunktion des Denkens abzuwenden und den wirklichen Entwicklungsverlauf des Denkens zu untersuchen, um zu sehen, dass die primäre Form der intellektuellen Tätigkeit das aktive, praktische, auf die Wirklichkeit gerichtete Denken ist, das als Anpassung an neue Bedingungen und die sich verändernden Situationen der Umwelt zu begreifen ist.“ (Wygotski 1971, 28) Das beschriebene Phänomen des Autismus wird also nicht als grundlegendes und alles beherrschendes in den ersten Lebensjahren beurteilt. Es habe aber durchaus eine wichtige Funktion: „In seinen Phantasien steigert das Kind seine Kombinationsfähigkeit so gut wie die Körpergewandtheit in den Bewegungsspielen“ (Wygotski 1971, 30) Ebenso sieht er realistischen Sinn in Kulturen ohne entwickelte Wissenschaft vorherrschen, wenn er Bleuler zustimmend zitiert: „Der Imbezille und der Wilde sind wahrhaft Realpolitiker, und der letztere macht seine autistischen Dummheiten genau wie wir an der Spitze der Denkfähigkeit stehenden Menschen, nur da, wo sein Verstand und seine Erfahrung nicht hinreichen: in seinen Ideen über den Kosmos, die Naturerscheinungen, in der Auffassung von Krankheiten und anderen Schicksalsschlägen und deren Abwehr und in sonstigen, für ihn zu komplizierten Zusammenhängen.“ (Wygotski 1971, 27f) Realistisch muss hier also in erster Linie heißen, den lebensbestimmenden Stoffwechsel mit der Umwelt organisieren zu können, denn der bleibt materielle Grundlage für alle die wirklichen Zusammenhänge falsch erfassenden Phantasien.

Das bei Kindern beobachtbare Phänomen, dass sie bei ihren Tätigkeiten gewissermaßen an sich selbst gerichtet reden, was sich insbesondere bei Abwesenheit sonstiger Personen zeigt, fasst Piaget als eigene Stufe der Denkentwicklung auf: „Während seiner Beschäftigung begleitet das Kind seine Handlungen mit einzelnen Äußerungen, und eben diese ‚sprachliche Begleitmusik‘ der kindlichen Tätigkeit unterscheidet Piaget unter der Bezeichnung ‚egozentrische Sprache‘ von der sozialisierten kindlichen Sprache, deren Funktion eine ganz andere ist.“ (Wygotski 1971, 33) Piagets „erste These besteht also darin, dass die egozentrische Sprache keine objektiv nützliche, notwendige Funktion im Verhalten des Kindes ausübt.“ (Wygotski 1971, 36) „Damit verbunden ist die zweite These vom Schicksal der egozentrischen Sprache des Kindes. Wenn

die egozentrische Sprache keine Funktion im Verhalten des Kindes ausübt, so wäre darin ein Symptom der Unreife des kindlichen Denkens zu sehen und zu erwarten, dass im Verlauf der Entwicklung dieses Symptom verschwinden wird.“ (Wygotski 1971, 36)

Diese von Wygotski verworfene Interpretation ist etwas ausführlicher dargestellt worden, weil sich aus deren Prüfung wichtige Resultate von Wygotskis empirischer Forschungsarbeit ergeben haben. Zunächst ließ sich beobachten, „dass der Anteil der egozentrischen Sprache immer dann größer wurde, wenn die Kinder auf Schwierigkeiten stießen.“ (Wygotski 1971, 37) „Bei ihnen entstand das egozentrische Sprechen, d.h. der Versuch, eine Situation in Worten zu erfassen, einen Ausweg zu suchen und die nächste Handlung zu planen, als Antwort auf die Schwierigkeiten in der gleichen [bekannten, D.F.], nur etwas komplizierteren Situation. Das ältere Kind verhielt sich etwas anders: Es blickte genau hin, überlegte (wie aus den längeren Pausen zu schließen war) und fand dann einen Ausweg. Auf die Frage, worüber es nachgedacht habe, gab es immer Antworten, die dem lauten Denken des Vorschulkindes sehr nahekamen. Wir nehmen daher an, dass die gleiche Operation, die beim Vorschulkind sprachlich geäußert wird, beim Schulkind in innerer, lautloser Rede erfolgt.“ (Wygotski 1971, 37f) An diese Ergebnisse schließen sich zwei wichtige Thesen an: dass das egozentrische Sprechen allerdings keine bloße Begleitung der Tätigkeit, sondern ein psychisches Mittel des Handelns ist, und dass sein Verschwinden nur die unmittelbar beobachtbare Seite dieser Sprachfunktion betrifft und es in das übergeht, was Wygotski innere Sprache nennt.

Das innere Sprechen entspricht der Beobachtung, dass das stille Nachdenken des Erwachsenen irgendwie mit Sprache verbunden zu sein scheint. Aus Wygotskis genetischer Analyse ergibt sich ein präziser Erklärungsansatz für dieses Phänomen, in völliger Umkehrung der von Piaget angenommenen Rolle der Gesellschaft: „Die Entwicklung des kindlichen Denkens verläuft nicht vom Individuellen zum Sozialisierten, sondern vom Sozialen zum Individuellen.“ (Wygotski 1971, 44)³ „Die ursprüngliche Funktion der Sprache ist die der Mitteilung, der Einwirkung auf die Menschen der Umgebung, sowohl von Seiten der Erwachsenen als auch des Kindes. Demzufolge ist die ursprüngliche Sprache des Kindes eine rein soziale [...]. Erst später entwickelt sich eine mehrere Funktionen ausübende soziale Sprache des Kindes nach dem Prinzip der Differenzierung der einzelnen Funktionen und teilt sich auf einer bestimmten Altersstufe ziemlich scharf in eine egozentrische und eine kommunikative Sprache. [...] Danach entsteht also die egozentrische Sprache auf der Grundlage der sozialen dadurch, dass das Kind soziale Verhaltensformen und Formen der kollektiven Zusammenarbeit in den persönlichen Bereich überträgt.“ (Wygotski 1971, 42f) „Das erklärt, wie die Bildung der inneren Sprache verläuft. Sie vollzieht sich durch die Trennung der Sprachfunktionen, durch die Verselbständigung der ego-

³Hier ist ein Ausgangspunkt für die von der Kritischen Psychologie formulierte kategorielle Kritik des Freudianismus und der Sozialisationstheorien. Siehe besonders Holzkamp-Osterkamp (1978, 318ff).

3 Sprache als Mittel: die Kulturhistorische Schule

zentrischen Sprache, durch ihre allmähliche Verkürzung und schließlich durch ihre Verwandlung in die innere Sprache.“ (Wygotski 1971, 43f)

Die inhaltliche Charakteristik der inneren Sprache, Verkürzung der Sätze, besonders das Fortlassen des grammatischen Subjekts, das Idiosynkratische und Unverständlichwerden für andere, denen es erst wieder in die gemeinsame, ausgeführte Sprache ‚entfaltet‘ werden muss, ist bereits in der Entwicklung der egozentrischen Sprache zu beobachten. Der hauptsächliche Grund für die partielle Verselbständigung der inneren Sprache, die ja doch in permanenter Wechselwirkung mit der ausformulierten Sprache des Verkehrs mit anderen bleibt, ist aber nicht in einem Bedürfnis nach Privatheit der Gedanken zu suchen, auch wenn die Normen und Zwänge des öffentlich Sagbaren auf ganz eigene Weise diese Dynamik bestimmen, sondern in der handlungsvermittelnden Funktion, die Sprache für die Subjekte erlangt. Dass die soziale Sprache Ausgangspunkt der Differenzierung ist, bedeutet dabei keineswegs, dass die durch den Spracherwerb geleistete Vermittlung eine nur normative Einführung in die sozialen Gepflogenheiten, in das gängige Denken der Gesellschaft wäre. Vielmehr hebt Wygotski gerade die Aneignung der gegenständlichen Wirklichkeit gegenüber Piagets von der materiellen Wirklichkeit abstrahierten Theorie hervor: „Wenn wir zum Abschluss die wesentlichsten Punkte der Auffassung von Piaget verallgemeinern, können wir sagen, dass erstens das Fehlen der Wirklichkeit und zweitens das Verhältnis des Kindes zu dieser Wirklichkeit, d.h. das Fehlen einer praktischen Tätigkeit des Kindes grundlegend sind. Die Sozialisierung des kindlichen Denkens wird von Piaget außerhalb der Praxis, losgelöst von der Wirklichkeit betrachtet. Das Erkennen der Wahrheit und die logischen Formen, mit deren Hilfe diese Erkenntnis möglich wird, entstehen bei ihm nicht im Prozess der praktischen Aneignung der Wirklichkeit, sondern im Prozess der Anpassung des Denkens an ein anderes. Die Wahrheit sei die sozial organisierte Erfahrung [...], denn die Wirklichkeit gäbe dem Verstand des Kindes in seiner Entwicklung keine Impulse.“ (Wygotski 1971, 59f)

Nach Wygotski fällt beides, Gesellschaft und Aneignung gegenständlicher Wirklichkeit, nicht auseinander. Es findet tatsächlich eine Aneignung der Wirklichkeit statt, der Fähigkeit, sich praktisch in ihr zu betätigen, aber es findet statt aus einem sozialen Raum heraus, unterstützt von und im Austausch mit jenen, die diesen Prozess schon durchlaufen haben. Welche Rolle fällt dabei nach Wygotski der Sprache zu? Jenseits der kommunikativen Leistung befähigt ihre Aneignung zur psychischen Beherrschung der praktischen Anforderungen, die die Teilnahme am gesellschaftlichen Arbeitsprozess stellt. Konkreter: Die von Marx für das Kennzeichen des Menschen, den Stoffwechsel mit der Natur durch Arbeit zu vermitteln, vorausgesetzte Eigenschaft, Zwecke zu setzen und Arbeitsprozesse zu planen, ist eine psychische Fähigkeit, die selbst bestimmten Voraussetzungen unterliegt und in ihren entwickelten Stufen ohne psychische Mittel nicht auskommt. Zu diesen Voraussetzungen ist nach Wygotski zu allererst die Sprache zu zählen: „Das

mit dem Prozess der Begriffsbildung und der sinnvollen Tätigkeit überhaupt im Zusammenhang stehende Grundproblem ist das der Mittel, mit deren Hilfe diese oder jene psychologische Operation, diese oder jene zweckentsprechende Tätigkeit ausgeführt wird. Auch die Arbeit des Menschen als sinnvolle Tätigkeit kann nicht damit befriedigend erklärt werden, dass sie durch Ziele und Aufgaben ausgelöst wird, sondern wir müssen sie mit dem Gebrauch der Werkzeuge erklären, ohne die die Arbeit nicht hätte entstehen können; ebenso ist das zentrale Problem bei der Erklärung aller höheren Verhaltensformen ein Problem der Mittel, mit deren Hilfe der Mensch das eigene Verhalten beherrschen lernt. Wie die Versuche zeigen, enthalten alle höheren psychischen Funktionen das gemeinsame Merkmal, dass sie vermittelte Prozesse sind, d.h. dass sie in ihre Struktur den Gebrauch des Zeichens als des Hauptmittels zur Lenkung und Beherrschung der psychischen Prozesse einschließen. Im Problem der Begriffsbildung ist ein solches Zeichen das Wort, das als Mittel zur Bildung eines Begriffs auftritt und später dessen Symbol ist.“ (Wygotski 1971, 110f)

Mit diesem Ansatz, nach den Mitteln höherer psychischer Funktionen zu fragen, taucht eine Dimension der über Sprache vermittelten Verschränkung menschlicher Subjektivität und Praxis auf, die in früheren Theorien über Sprache fehlt. Sprache ist hier weder ein Mittel der Einwirkung auf Andere oder Abstimmung mit Anderen noch eines, mit dem sich Zusammenhänge der Wirklichkeit erfassen und durchschauen lassen, also eins der Erkenntnis, sondern sie ist ein Mittel des Festhaltens und Gliederns der eigenen Handlungen. Sie ist nicht Mittel zum Erreichen von Zwecken, sondern ein Mittel der Zwecksetzung überhaupt. Wie weit die Verschränkung dieser handlungssteuernden Funktion mit der praktischen Intelligenz ist, bleibt bei Wygotski im Unklaren. Einerseits machen seine Beobachtungen des egozentrischen Sprechens klar, dass es sich hier um eine unmittelbar die Praxis betreffende Funktion des Denkens handelt, andererseits stellt er die praktische Intelligenz des Werkzeuggebrauchs dem sprachlichen Denken gegenüber. Beides schließt sich selbstverständlich nicht aus. Es ist vielmehr anzunehmen, dass Kontemplation im sprachlichen Denken einen Verselbständigungsprozess gegenüber dem unmittelbar praktischen Problemlösen und Zieleverfolgen darstellt, aber gleichzeitig Reflexionsprozesse wieder zurück in das Handeln eingehen. Bis zu welchem Niveau an Zwecksetzung und Handlungsplänen praktische Intelligenz ohne Sprache gelangen kann, also die Frage, welche Art Praxis Sprache in einem absoluten Sinn ermöglicht, dazu liefert die Kulturhistorische Schule keine genauen Ergebnisse, sondern nur Anhaltspunkte, die allerdings einen bedeutenden Fortschritt für die Einsicht in die Rolle der Sprachzeichen im menschlichen Entwicklungsprozess bedeuten.

Das Zeichen tritt demgemäß zwischen das tätige Lebewesen und sein Objekt, und zwar nicht einfach als dessen Repräsentation, sondern als eingeübter, produzierter Stimulus zur Organisation der Praxis des Ersteren. „Das Schaffen und der Gebrauch von künstlichen Stimuli als Hilfsmittel zur Beherrschung der eigenen Reaktionen ist auch die Grundlage jener neuen Form

3 Sprache als Mittel: die Kulturhistorische Schule

der Bestimmtheit des Verhaltens, die das höhere Verhalten von dem elementaren unterscheidet. [...] Diese künstlichen Mittel-Stimuli, die vom Menschen in die psychologische Situation eingeführt werden und die die Funktion der Selbststimulation haben, nennen wir Zeichen“ (zitiert nach Rissom (1979, 12)). Dabei übernimmt das Zeichen, sobald es angeeignet und etabliert ist, eine Reihe von psychischen Funktionen: „Das Experiment hat gezeigt, dass der funktionale Gebrauch des Wortes oder eines anderen Zeichens als Mittel zur aktiven Lenkung der Aufmerksamkeit, zur Gliederung und Aussonderung der Merkmale, zu ihrer Abstrahierung und Synthese ein notwendiger Teil des Gesamtprozesses ist. Die Begriffsbildung oder die Tatsache, dass ein Wort eine Bedeutung annimmt, ist das Resultat einer komplexen aktiven Tätigkeit (das Operieren mit einem Wort oder einem Zeichen), an der alle intellektuellen Funktionen in einem spezifischen Zusammenhang beteiligt sind. Die Untersuchung zeigt, dass die Begriffsbildung ein besonderes Denkverfahren darstellt und dass der die Entwicklung dieses neuen Verfahrens bestimmende Faktor nicht die Assoziation ist, wie viele Autoren annehmen, nicht die Aufmerksamkeit (Müller), nicht das Urteil und die Vorstellung (K. Bühler), nicht die determinierende Tendenz (Ach) – alle diese Momente sind an der Begriffsbildung beteiligt, aber keines von ihnen kann in angemessener Weise die Entstehung der neuen qualitativ eigenständigen und nicht auf andere elementare intellektuelle Operationen zurückführbare Denkform erklären.“ (Wygotski 1971, 116) In der Genese des Zeichengebrauchs zur Selbstbestimmung sieht Wygotski eine Verlagerung von nachträglicher Verbindung der Zeichen mit der Situation hin zu einem handlungsregulierenden Gebrauch: „Es zeigte sich, wie das Kind in seinen egozentrischen Äußerungen das Endergebnis oder die Wendepunkte seiner praktischen Operationen widerspiegelt und fixiert; auf welche Weise dieses Sprechen in dem Maße, wie sich die Tätigkeit des Kindes entwickelt, immer mehr zur Mitte und dann zum Anfang der Operation hin verschiebt, wobei es die Funktionen der Planung und Lenkung der zukünftigen Handlung übernimmt.“ (Wygotski 1971, 39) Eine genauere Darstellung liefert Wygotski in *Denken und Sprechen* nicht, aber die Perspektive ist angedeutet: Die anfängliche psychische Partizipation der Wortproduktion an der Handlungs- und Wahrnehmungssituation erlaubt mit der Zeit eine Antizipation der letzteren und damit eine Selbstlenkung der Aufmerksamkeit und Planung des eigenen Handelns. Man hat es hier also mit zwei Stufen der individuellen geistigen Reproduktion der Wirklichkeit zu tun. Einerseits die verallgemeinernde Verbindung der Worte mit Elementen aus dem praktisch-situativen Kontext, andererseits die Loslösung und Verselbständigung der Wortproduktion aus diesem Kontext. Diese Vorgänge sind wiederum doppelt eingebettet, einerseits in die individuelle Gesamtheit der Psyche und andererseits in soziale Situationen, vor allem da der Spracherwerb als Aneignungsprozess eines vorausgesetzten Sprachbestands in großen Teilen unmittelbar in sozialer Interaktion stattfindet.

Die Einbettung in soziale Interaktion ist der handlungssteuernden Funktion der Sprache nicht äußerlich, wie vor allem Lurija herausgearbeitet hat: Zunächst sind nämlich die zwei Kompo-

nennten der sprachlichen Handlungslenkung an zwei Personen verteilt, die Sprache an den mit dem Kind interagierenden Erwachsenen und die organisierte Aufmerksamkeit und Tätigkeit an das Kind. Erst über diesen Schritt wird verständlich, wie Worte für das Kind nicht nur repräsentative Assoziationen mit Dingen sind, die seinem Handeln fremd gegenüberstehen, sondern den Worten ursprünglich eine handlungslenkende Seite anhaftet, so dass mit ihrer Aneignung ein zeichenbasiertes Selbstlenkungsdispositiv verfügbar wird. Die Emanzipation der Worte von der Präsenzsituation hat der Erwachsene schon geleistet und kann das Kind schrittweise auf sein Abstraktionsniveau ziehen.

Was die Einbettung in die Gesamtheit der Psyche angeht, so schließt diese nach Wygotski vor allem die affektive und motivationale Seite ein – die Wirklichkeitskontrolle, die durch die beschriebene Sprachaneignung zunimmt, ist verbunden mit Bedürfnisbefriedigung: „Das Bedürfnis nach Nahrung, Wärme und Bewegung, alle diese elementaren Bedürfnisse sind die lenkenden Triebkräfte, die den gesamten Prozess der Anpassung an die Wirklichkeit bestimmten. Daher ist die Gegenüberstellung eines Denkens, das die Funktion einer Befriedigung ausübt, und einer anderen Denkform, die die Funktion der Anpassung an die Wirklichkeit ausübt, ohne jeden Sinn. Bedürfnis und Anpassung müssen in ihrer Einheit betrachtet werden.“ (Wygotski 1971, 46) Allerdings taucht hier die gesellschaftliche Form der Möglichkeit individueller Bedürfnisbefriedigung und Wirklichkeitskontrolle, wie sie später in der Kritischen Psychologie entwickelt wurden, nicht auf, allgemeine individualpsychologische Formulierungen stehen dem Aufweis, dass und in welcher Weise die individuelle Entwicklung wesentlich sozial ist, weitgehend unvermittelt gegenüber.

3.5 Aufmerksamkeit und Orientierung

Wenn man wie Wittgenstein Sprache nicht im Gegensatz zur Praxis, sondern *als* Praxis bestimmt, gerät schnell aus dem Blick, dass Sprachpraxis nicht nur irgendwie in die übrige Praxis integriert ist, sondern auch in einem Ermöglichungsverhältnis dazu steht. Die an Sprache gebundene Handlungsmächtigkeit von Menschen erschließt sich über den Begriff der Orientierung, der als Mittelbegriff zwischen Sprache und Tätigkeit fungieren kann. Orientierung geht als Moment in jede Tätigkeit ein, Sprache ist ein mächtiges, relativ verselbständigtes zeichenbasiertes Orientierungsmittel. Sprachtheorie von dieser Dimension der Handlungsermöglichung her aufzuziehen, erlaubt, die geistige Aneignung der materiellen und sozialen Welt von ihren Mitteln (Zeichen) her und in Rückbindung an die Erfordernisse gesellschaftlicher Reproduktion erfassen zu können, ohne auf Repräsentationsvorstellungen zurückzufallen, denen nur theoretisch die Erkenntnis als Mitte zwischen Sprache und Wirklichkeit gilt statt auch praktisch der gelingende Reproduktionsprozess von Individuum und Gesellschaft, dessen Bedingung gelingende Orien-

3 Sprache als Mittel: die Kulturhistorische Schule

tierungsleistungen unter anderem in den materiellen Arbeitsprozessen sind.

Mit dem Orientierungsbegriff erschließt sich demnach der Zusammenhang zwischen ‚objektiven‘ Aufgaben, die sich in Anbetracht bestimmter Ziele oder Bedürfnisse stellen, und den zu ihrer Lösung notwendigen Anforderungen an das geistige oder subjektive Vermögen. Psyche erscheint nicht als abgetrenntes Reich, das sich zu einer Außenwelt in Beziehung setzt, sondern als Moment des aktiven Verhaltens in und zu der Welt. Psychologische Begriffe erschließen sich aus ihrem Verhältnis zu diesem Verhalten. Gefühle lassen sich demnach bestimmen als orientierende Wertungen. Und auch Bedürfnisse lassen sich als orientierend fassen: „Bedürfnisse bedeuten nicht nur Stimuli zum Handeln im äußeren Milieu, sie bestimmen auch die selektive Beziehung gegenüber den Objekten des Milieus im Voraus und zeichnen die allgemeine Richtung der Handlungen auf das vor, woran es dem Subjekt mangelt und wonach es ein Bedürfnis empfindet. In diesem Sinne sind die Bedürfnisse Ausgangs- und Hauptelement der Orientierung in Situationen.“ (Galperin 1980, 113) Mit Sprache tritt eine Vermittlungsebene hinzu, die es erlaubt, Bedürfnisse schon vor ihrem Auftreten einzubeziehen und zur Handlungsorientierung miteinander in Beziehung zu setzen und andererseits auch bestehende Bedürfnisse trotz unmittelbarer Erfüllbarkeit zurückzustellen. Darüber hinaus erlaubt der Orientierungsbegriff, sowohl Kontinuität als auch qualitative Verschiedenheit psychischer Eigenschaften von Tieren und Menschen auszumachen, wenn man die Aneignung der Sprache als Einführung eines solchen über bloße Signalfunktion hinausgehenden eigenen Vermittlungsraums für die Orientierung erkennt.

Der Orientierungsbegriff spannt schon im Alltagsgebrauch ein Bedeutungsfeld auf, das von der unmittelbaren sinnlichen Orientierung bis zur geistigen Orientierung von Weltanschauungen, Religion und Philosophie reicht. Das erlaubt eine Rückbindung von scheinbar ganz im Reich des Geistes versenkter Ideen an die sinnliche Welt der Tätigkeit und Praxis. Es handelt sich nicht um bloße Homologie, wenn einerseits bei ganz sinnlich-gegenständlichen Problemstellungen wie dem Finden des nächsten festen Halts beim Bergwandern und andererseits bei allgemeinsten Lebensfragen, in Ethik und Politik von Orientierung gesprochen wird. In beiden Fällen findet eine Vermittlung über Anhaltspunkte, eine Verengung von Entscheidungskriterien in der Aktivität, eine Zielsteuerung in den Suchbewegungen statt.

Galperin hat den Begriff der Orientierung sogar ins Zentrum der Psychologie gestellt: „Wenn alle Formen des seelischen Lebens verschiedene Formen der Orientierungstätigkeit darstellen, so besagt dies gleichzeitig, dass die Psychologie in allen sogenannten psychischen Prozessen oder Funktionen gerade diese ihre Orientierungsseite untersucht.“ (Galperin 1980, 114) Orientierungstätigkeit bezeichnet die aktive „orientierend-untersuchende Tätigkeit“ (Galperin 1980, 111), die auch bei einigen Tierarten zu beobachten ist. Und „selbst bei [diesen] beschränkt sich die Orientierung nicht auf die Untersuchung der Situation; auf sie folgen die Wertung ihrer verschiedenen Objekte (hinsichtlich ihrer Bedeutung für die aktuellen Bedürfnisse des Tieres), die

Klärung der möglichen Bewegungsrichtungen, das Abschätzen der eigenen Handlungen im Hinblick auf die vorgemerkten Objekte und schließlich die Steuerung der Handlungsausführung.“ (Galperin 1980, 112) Im Gegensatz zum „Orientierungsreflex“ (Galperin 1980, 111) bestehe „die Besonderheit einer solchen psychologischen Orientierung [...] vor allem darin, dass sich die Objekte des Feldes vor dem Subjekt auftun, eine Reaktion jedoch nicht mehr unmittelbar, nicht mehr automatisch hervorrufen.“ (Galperin 1980, 109) Orientierung ist also schon ohne Sprache eine subjektive Vermittlung der ‚sinnlichen‘ Tätigkeit.

In vier Hinsichten stellt die Orientierung von Menschen eine Besonderheit dar: Zunächst fällt auf, dass die Orientierungsinhalte in besonderem Maße durch andere Menschen, also sozial vermittelt sind, es sind nicht angeborene oder nur der individuellen Erfahrung entstammende Inhalte, sondern von anderen ‚beigebrachte‘ Fähigkeiten; was den Inhalt selbst angeht, so nimmt einerseits das Orientierungsfeld des Gebrauchs und der Manipulation der gegenständlichen Welt einen besonders breiten Raum ein, also nicht nur Orientierung des eigenen Körpers in einer gegebenen Umwelt, sondern die für die sinnvolle Benutzung der meist schon zweckmäßig gestalteten Dinge notwendige Orientierung entlang von Mittel-Zweck-Relationen; andererseits ist die Komplexität der Orientierungsanforderungen in der gesellschaftlichen Welt, also in den sozialen Beziehungen, enorm; schließlich ist die menschliche Orientierung vermittelt durch die Sprache, die zugleich Erklärungsgrundlage für die drei anderen Besonderheiten ist. Das soll nicht heißen, dass Sprache phylogenetisch gegenüber der sozialen Organisation der Menschen oder gegenüber dem arbeitsvermittelten Stoffwechselprozess mit der Natur vorgängig wäre. Die These ist vielmehr, dass die kulturell bestimmte Organisation der Orientierung sowie die Orientierungsleistungen in der gegenständlichen und sozialen Welt ab einem bestimmten gesellschaftlichen Entwicklungsstand absolut die Vermittlung durch Zeichen voraussetzen, ohne deren Fixierung und Leitung komplexere Orientierungsleistungen und Handlungsabfolgen weder individuell produzierbar noch kollektiv reproduzierbar wären. Der Entwicklungsgrad der sprachlichen Reflexion entscheidet darüber, in welchem Umfang bewusst in die Umwelt und die Gesellschaft eingegriffen werden *kann*, gleichzeitig zieht die gesellschaftliche und materielle Entwicklung auch sprachliche Reflexionsprozesse nach sich bzw. stößt sie an, indem sie die ihren Lebensprozess organisierenden Menschen vor neue Aufgaben stellt. Doch insoweit Sprache überhaupt erst eine vermittelte Handlungskontrolle und planmäßigen Aufschub der Bedürfnisbefriedigung erlaubt, ist sie als psychisches Mittel auch absolute Voraussetzung gesellschaftlicher Arbeit, was eine wechselseitig angestoßene Höherentwicklung selbstverständlich nicht ausschließt.

Während die phylogenetischen Zusammenhänge ein Stück weit zur Spekulation nötigen, ist die Ontogenese insoweit leichter zugänglich, als hier Erwachsene vorausgesetzt sind, die die Sprache schon beherrschen und nur Aneignung derselben durch das Kind zu erklären ist. Diese Aneignung setzt Engagement von Seiten der Erwachsenen voraus, sie ist ein Prozess, bei

3 Sprache als Mittel: die Kulturhistorische Schule

dem der Erwachsene zunächst aktiv und bewusst in die unwillkürliche Orientierung des Kindes eingreift: „Auf den ersten Entwicklungsstadien [wird] die Aufmerksamkeit des Kindes durch den Erwachsenen mit Hilfe des Hinweises oder der Gegenstandsbenennung organisiert“ (Lurija, 503). Damit lässt sich die Tätigkeit des Kindes mit Orientierungsmarkern verknüpfen, die es sich aneignet und in der Folge seinen eigenen Handlungsraum ausdehnen kann auf Handlungen, die zuvor nur unter Anleitung verfolgt werden konnten, weil ihr Gesamtzusammenhang nicht erfasst werden konnte. Lurija rekurriert ebenso wie Wygotski auch auf die Beobachtungen am Gebrauch der ‚egozentrischen Sprache‘: „Mit ihrer Hilfe orientiert sich das Kind in der Situation, indem es so etwas wie ein ‚Modell‘ der Situation herstellt und dann unter Mobilisierung seiner bisherigen Erfahrungen versucht, einen Ausweg [aus dem Problem] zu finden. Die sprachliche Analyse der Situation verhilft zur weiteren Organisation des Handelns, die Sprache des Kindes dient als Regulationsmittel für seine Tätigkeit.“ (Lurija, 504) Die empirischen Untersuchungen der russischen Psychologie zeigen, „dass die Sprache des Kindes, die von Anfang an ein Mittel der Kommunikation ist, in der Folgezeit auch zum Mittel der Orientierung in der Wirklichkeit wird und die Funktion der Mobilisierung der früheren Erfahrungen und der Regulation der eigenen Tätigkeit bekommt.“ (Lurija, 504) Sie konnten nachweisen, dass „die Entwicklung der komplizierten Orientierungstätigkeit mit den Stufen beginnt, auf denen sie noch durch und durch materiellen Charakter hat und die Form anschaulich-praktischer Probeorientierungen annimmt, die der Bildung einer bestimmten Fähigkeit vorangehen, dann zur Phase der verkürzten Orientierung übergeht, bei der die Bekanntschaft mit dem Anschauungsfeld die führende Rolle spielt, in dem sich das Kind befindet, und schließlich mit jener komplizierten Form der Orientierung endet, bei der die eigene Sprache des Kindes entscheidende Bedeutung hat.“ (Lurija, 512)

Die Kulturhistorische Schule vertritt also, gestützt auf umfangreiche empirische Untersuchungen, eine Reihe von Thesen über die Sprachentwicklung des Kindes, die der Sprache eine zentrale Rolle in dessen Entfaltung geistiger Fähigkeiten anweist. Was Wittgensteins Beispiele, die den praktischen Charakter der Sprache zeigen sollen, implizit enthalten, wird hier auf den Begriff gebracht. Die Orientierung in der gegenständlichen Welt ist in der Tat Teilnahme an einer Lebensform, aber es ist auch eine durch die Aneignung der Sprache erworbene Fähigkeit zur Umweltkontrolle. Wenn einmal die Aufmerksamkeit so organisiert worden ist, dass Worte mit Orientierungsleistungen verbunden sind, lässt sich auf dieser Grundlage das sprachliche Orientierungssystem weiter ausbauen.

Die Verwiesenheit des Kindes auf die Erwachsenen, die ganze notwendige Aufmerksamkeit auf deren Verhalten erlaubt ihnen, die Aufmerksamkeit des Kindes von unmittelbaren Wahrnehmungen auf besondere, unaufdringliche Merkmale umzulenken: „Die Deutgeste veränderte den Charakter der Orientierung des Kindes, indem sie die Operation in eine äußerlich vermittelte verwandelte [...] Das Wesentliche, was Wygotski mit seinen Versuchen zeigt, bestand aber dar-

in, dass diese äußerlich vermittelte Operation bei Kindern im älteren Vorschul- und jüngeren Schulalter in der Folgezeit leicht von selbst in eine Operation überging, die mit Hilfe der Sprache vermittelt ist.“ (Lurija, 511) Diese Entwicklung der Aufmerksamkeitsvermittlung ließ sich an einem Spiel untersuchen, bei dem Kinder im jüngeren Schulalter „auf Fragen mit Farbbezeichnungen antworten mussten, wobei keine Farbe doppelt genannt werden durfte. Natürlich konnte ein Kind, das die Aufgabe direkt zu bewältigen versuchte, die schon genannten Farben nicht behalten und verlor das Spiel damit zwangsläufig. Versuche, die ‚willkürliche Aufmerksamkeit‘ durch direkte Instruktionen zu verstärken (‚Pass auf!‘), führten nicht zum gewünschten Resultat. Das änderte sich jedoch, als man der Versuchsperson jeweils eine Reihe von Kärtchen gab, die verschieden gefärbt waren, und ihr erlaubte, die Karten mit den bereits genannten Farben beiseite zu legen. In diesem Falle nahm die ganze weitere Tätigkeit der Versuchsperson vermittelten Charakter an: Nachdem das Kind den Versuch aufgegeben hatte, die Aufgabe unmittelbar zu lösen, vermittelte es seine weitere Tätigkeit dadurch, dass es immer die vor ihm ausgebreiteten Kärtchen berücksichtigte, die nun den Charakter von Hemmsignalen bekamen, und wurde so mit der gestellten Aufgabe erfolgreich fertig.“ (Lurija, 510) Während „im jüngeren Vorschulalter diese vermittelte Tätigkeitsstruktur noch nicht stabil genug war“, stabilisierte sich diese „äußerlich vermittelte Aufmerksamkeit“ im jüngeren Schulalter und wurde im älteren Schulalter „durch innere Verfahren der Vermittlung ersetzt: Die Versuchsperson begann, die bereits genannten Farben aufzuzählen, und schuf damit ein System innerer sprachlicher Signale“, ein „mit Hilfe der Sprache organisiertes funktionelles System.“ (Lurija, 510)

Der Einsatz der Sprache zur geistigen Reproduktion und Beherrschung einer Situation ist also die Zusammenfügung von Sprachzeichen mit schon zuvor etablierten allgemeineren Beziehungen untereinander zu einem besonderen Orientierungssystem. „Während die Ausarbeitung eines neuen Verbindungssystems beim Tier eine große Anzahl von Kopplungen erfordert und in der Regel zunächst eine Phase der primären Generalisation und erst dann die der nachfolgenden Spezialisierung durchläuft, können beim Menschen, der eine Verbindung im sprachlichen System formuliert, diese ersten Phasen übersprungen werden, so dass eine Verbindung sofort in spezialisierter Form in Erscheinung tritt.“ (Lurija, 515) Bereits fixierte Systeme lassen sich auch leicht modifizieren und den besonderen Gegebenheiten anpassen. „Der Systemcharakter der Umarbeitung vorher ausgearbeiteter Verbindungen ist für den Menschen ebenso typisch wie der Systemcharakter der primären Ausarbeitung.“ (Lurija, 516) Durch die Voraussetzung bereits bestehender Beziehungen der Zeichen, werden „diese Verbindungen niemals ausschließlich durch einen gewissen Bereich anschaulicher, unmittelbarer Reize bestimmt [...]. Während [...] die Ausarbeitung eines Systems bedingter Reaktionen auf abstrakte Merkmale (etwa auf die Ordnungszahl des Signals) dem Tier sehr große oft unüberwindliche Schwierigkeiten bereitet, gibt es für den normalen Erwachsenen, der über die Sprache verfügt und ohne weiteres das

3 Sprache als Mittel: die Kulturhistorische Schule

gewünschte Signalmerkmal zu abstrahieren imstande ist, keinerlei Schwierigkeiten beim Überschreiten des Bereichs der unmittelbaren, anschaulichen Signale“ (Lurija, 516).

Die „Unfähigkeit, die eigene Sprache als Mittelglied zu benutzen, ist [...] charakteristisch für 2½-3jährige Kinder“ (Lurija, 518). „Erst im Alter von 3½ bis 4 Jahren [...] wird auch die eigene Sprache des Kindes aktiv in die Bildung neuer Verbindungen eingeschaltet, indem sie als Orientierungsmittel in den dargebotenen Signalen dient und allmählich den ganzen Ausbildungsprozess zeitweiliger Verbindungen des Kindes verändert.“ (Lurija, 518) Diese Entwicklung findet entlang der Aneignung der gegenständlichen Welt statt, mit der die Sprachzeichen zunächst in der Kommunikation mit Erwachsenen verbunden werden. Zunächst steht noch die sinnliche Erfahrung im Vordergrund der Orientierung, bis zunehmend sprachliche Anweisungen durch andere leitend werden, wodurch die Fähigkeit sprachlicher Orientierung erst aufgebaut wird, bevor sie dem Kind zunehmend zur selbsttätigen Zielsetzung und Aufgabenlösung verfügbar wird: „Vor dem Kind stehen ein Holzbecher und eine Tasse. Die Veränderungen [zur vorherigen Versuchsanordnung] bestehen darin, dass das Geldstück nicht vor den Augen des Kindes in den Holzbecher oder in die Tasse getan wird, sondern in dem Moment, in dem die Gegenstände durch einen Schirm verdeckt sind. Auf diese Weise wird die sprachliche Anweisung ‚Der Taler ist in der Tasse, suche den Taler‘ ohne anschauliche Stütze gegeben. Jetzt verfügt das Kind über keine eigene Erfahrung und muss dem Wort des Versuchsleiters glauben. Auf diese Weise wird die ‚reine‘ steuernde Rolle der Sprache untersucht. Die Versuche haben gezeigt, dass ein Kind von zwei bis zweieinhalb Jahren, das diese Aufgabe bereits ausführen kann, wenn sie durch anschauliche Erfahrungen gestützt ist, noch nicht in der Lage ist, sich der sprachlichen Anweisung des Erwachsenen in ‚reiner‘ Form unterzuordnen. In diesem Fall ersetzt das Kind die organisierende Ausführung der sprachlichen Anweisung durch eine Orientierungsreaktion: Es streckt die Hand nach den beiden vor ihm stehenden Gegenständen aus, oder es gibt dem Trägheitseinfluss der früheren Reaktion nach. Erst gegen Ende des dritten Lebensjahres taucht die Möglichkeit auf, einer solchen ‚reinen‘ sprachlichen Anweisung anfangs bei unmittelbarer und dann auch bei verzögerter Ausführung zu folgen.“ (Lurija 1982b, 139) „Die Grundidee Wygotskis, die die Organisation des Willensaktes erklärt, beruht auf der Analyse der sprachlichen Entwicklung des Kindes. Im ersten Stadium der Sprachaneignung spricht die Mutter mit dem Kind und lenkt seine Aufmerksamkeit in eine bestimmte Richtung (‚Nimm den Ball‘, ‚Hebe die Hand hoch‘, ‚Wo ist die Puppe?‘ usw.), und das Kind führt diese verbalen Anweisungen aus. Indem die Mutter dem Kind die Anweisungen gibt, strukturiert sie seine Aufmerksamkeit um: Sie hebt den genannten Gegenstand vom allgemeinen Hintergrund ab, sie organisiert mit Hilfe ihrer Sprache die Bewegungsakte des Kindes. In diesem Fall ist der willkürliche Akt zwischen zwei Menschen geteilt: der Bewegungsakt des Kindes beginnt mit der Sprache der Mutter und endet mit der eigenen Bewegung [...]. Erst in der folgenden Entwicklungsetappe eignet sich das Kind

die Sprache an und beginnt, sich selbst sprachliche Anweisungen zu geben, zuerst in entwickelter Form in der äußeren Sprache, dann verkürzt in der inneren Sprache.“ (Lurija 1982b, 133) Die sprachlich geleitete Orientierung hebt also von sinnlicher Orientierungsleistung an, ersetzt diese aber nicht vollständig, sondern überformt sie, bleibt immer mit sinnlicher Orientierung verbunden.

Die Entwicklung der zwei Seiten sprachlicher Orientierung, Orientierung *in* der Sache (Aufgabe) und Orientierung *auf* ein Ziel (eine Aufgabe) zu sein, erlaubt, viel komplexere Zusammenhänge und Regeln zu erfassen, als durch nichtsprachliches sinnliches Lernen beherrscht werden können. Das beginnt schon bei Zusammenhängen, die dem erwachsenen Menschen geradezu trivial erscheinen: Lurija beschreibt einen Intelligenzversuch, bei dem ein Köder in einer Reihe von Kästchen im Vergleich zur vorigen Situation immer fortlaufend in dem folgenden untergebracht wird. Tiere laufen jedes Mal zuerst zu dem Kästchen, wo der Köder das letzte Mal war und erst dann zum richtigen. „Im Unterschied hierzu ‚erfasste‘ bereits ein dreieinhalb- bis vierjähriges Kind leicht das Prinzip ‚der Nächste‘ und streckt schon nach einigen Versuchen die Hand nach der Büchse aus, die vorher nie bekräftigt worden war, die aber dem Prinzip der Wanderung des Köders an die *nächste* Stelle entspricht. Das Tier kann folglich in seinem Verhalten nicht über die Grenzen der unmittelbaren sinnlichen Erfahrung hinausgehen und auf das abstrakte Prinzip reagieren, während sich der Mensch dieses abstrakte Prinzip leicht aneignet und nicht seiner anschaulichen vergangenen Erfahrung entsprechend reagiert, sondern sein Verhalten nach diesem abstrakten Prinzip richtet. Der Mensch lebt nicht nur in der Welt der unmittelbaren Eindrücke, sondern auch in der Welt der abstrakten Begriffe, er sammelt nicht nur anschauliche Erfahrungen, sondern eignet sich auch die Summe der menschlichen Erfahrungen an, die in dem System der abstrakten Begriffe enthalten ist.“ (Lurija 1982b, 3f) Um bei dem beschriebenen Versuch auf Anhieb das richtige Kästchen zu treffen, verlangt eine komplexere geistige Operation, als nur das Kästchen vom vorangegangenen Mal wieder aufzusuchen, was auch schon Lernverhalten darstellt. Die zusätzliche Leistung ist die geistige Vorwegnahme des Misserfolgs bei Wiederholung am selben Kästchen und sofortige Orientierung der Bewegung auf ein dazu in bestimmter Relation (‚nächstes‘) stehendes. Zwar ist überhaupt nicht ausgemacht, dass diese Regel nicht auch ohne Sprache erlernbar ist. Doch die Analysierbarkeit, Fixierbarkeit und orientierende Anwendbarkeit in Sprache springt sofort ins Auge, sobald nur die Begriffe ‚dasselbe vom letzten Mal‘ und ‚das Nächste‘ verfügbar sind und erstens die Situation analysieren und zweitens die Orientierung für das Weitere synthetisieren. Die Komplexität lässt sich beliebig steigern und spätestens bei abstrakten Begriffen wird die sprachliche Vermittlung der geistigen Leistungen zur Notwendigkeit.

Ein Beleg für die handlungsleitende Bedeutung der Sprache sind die Beobachtungen, die Lurija und Judiwitsch in *Die Funktion der Sprache in der geistigen Entwicklung des Kindes* be-

3 Sprache als Mittel: die Kulturhistorische Schule

schrieben haben. Sie verglichen die Tätigkeiten und das Spielverhalten eines aufgefundenen fünfjährigen Zwillingspaars, das zuvor mit keiner entwickelten Sprache in Berührung gekommen war und unter sich nur einfachste idiosynkratische Kommunikation entwickelt hatte, zum Zeitpunkt seiner Entdeckung und zu einem späteren Zeitpunkt, nachdem es einige Monate in eine Gruppe Gleichaltriger integriert worden war. „Wir haben jene Eigentümlichkeiten in der geistigen Organisation der Zwillinge beschrieben, die als ein integraler Bestandteil mit ihren elementaren sprachlichen Leistungen verknüpft waren. Als ihr Sprechen noch nicht von ihrem unmittelbaren Handeln abgesondert war, vermochte es kein Projekt sprachlich zu fixieren, ihren Handlungen keinerlei zielgerichtete Stetigkeit zu vermitteln und sie auch keinem bestimmten internalisierten Plan unterzuordnen. Daraus wird deutlich, dass sich die durch unser Experiment hervorgerufenen Fortschritte in den sprachlichen Leistungen der Zwillinge unweigerlich auch in der gesamten Struktur ihrer geistigen Prozesse widerspiegeln mussten. Als vom Tun losgelöstes Sprechen in Erscheinung trat, das Gegenstände, Handlungen und Beziehungen bezeichnete, war zu erwarten, dass auch die Formulierung eines Systems von Verbindungen möglich wurde, welche die Grenzen der unmittelbaren Situation überschritten und das Handeln diesen sprachlich formulierten Verknüpfungen unterordneten. Man durfte erwarten, dass das auch zur Entwicklung komplexer Handlungsweisen führte und sich im Spiel als ‚die Entfaltung der Hauptsache‘ manifestierte, die dem Spiel einen stetigen Charakter gäbe. Schließlich sollte man erwarten, dass eine solche Reorganisation der geistigen Leistungen unter dem Einfluss der sich entwickelnden Sprache die Haltung des Kindes zu den Produkten seiner Aktivität verändert, d.h. durch Vergleich der Handlungsergebnisse mit dem System von Verknüpfungen, die dem Projekt zugrundelagen, sollte das Kind dahin gelangen, dieses Produkt unabhängig von seiner Tätigkeit objektiv zu bewerten und damit auch eine kritische Beziehung dazu zu gewinnen.“ (Lurija 1982a, 123f) Die Beobachtungen am Spielverhalten bestätigten diese Annahmen und insbesondere die These von der orientierungsleitenden und zweckfixierenden Funktion der Sprache: „Was diese Spiele von ähnlichen, früher beschriebenen scharf abhebt, ist der Überfluss des Sprechens. Offensichtlich ist dieser Unterschied nicht nur äußerlich. Der komplexe Sprachgebrauch, mit dem die Zwillinge nunmehr ihr Spiel begleiten, erfüllt eine wesentliche Funktion. Von Anfang an ist es eine Ausprägung der kindlichen Orientierungsaktivität, hat den Charakter einer Analyse der Spielsituation und einer Verwirklichung der Spielprojekts, die sich als komplexe, stufenweise Entfaltung der Spielabsicht entwickelt. Von Anfang an vereinbaren die Kinder ein Projekt und bringen es zur Sprache. Dieses Projekt gliedert sich in mehrere Schritte (das Aufladen und Transportieren der Klötze, das Bauen und dann das zusätzliche Herankarren). Diese verschiedenen Stadien werden in der Sprache reflektiert, die Dinge ausgewählt, die Spielsituation wird fixiert und die daraus folgende Handlung geplant. Die Spielgesten hören auf rituell zu sein und bekommen einen objektiven, hinweisenden Charakter (z.B. das ‚Signalisieren‘, das einer der Probanden zweimal

ausführte). Einzelne Gegenstände werden nicht bloß in diesem oder jenem Spielvorgang benutzt, sondern bekommen eine bleibende Bedeutung in seinem Kontext. In diesem Zusammenhang ist es besonders wichtig, dass diese Bedeutung während der ganzen Spielperiode beibehalten wird. Die Bedeutung ergibt sich nicht unmittelbar aus der Handlung, sondern aus der sprachlichen Formulierung des Projektes (,U-Bahn‘, ,innen dunkel‘ usw.)“ (Lurija 1982a, 126f). „Die beiden Kinder begannen, die Produkte ihrer Arbeit mit dem ursprünglichen Plan zu vergleichen, sie zu bewerten und womöglich noch zu verbessern.“ (Lurija 1982a, 132f) Komplexe und zeitlich weiter auseinander liegende Vorgänge wurden also in einer Einheit synthetisiert, einerseits in einen einheitlichen orientierenden Tätigkeitsplan, andererseits in einen Bewertungsgegenstand, an dem gemachte Erfahrungen festgehalten werden konnten. Der rein sympraktische Charakter ihrer anfänglichen Sprache wurde abgelöst durch ihre relative Verselbständigung und Objektivierung. Bereits nach drei Monaten wurden „deutliche Fortschritte“ verzeichnet: „Diese kamen in der Tatsache zum Ausdruck, dass sich nicht nur in den Handlungsabläufen selbst, sondern auch in Gestalt der in ihrer eigenen Sprache formulierten Projekte eine gegenstandsbezogene Einstellung in den Kindern ausprägte. Ihr Sprechen war nun von ihrem Handeln getrennt und in der Lage, sich das Handeln unterzuordnen. Parallel dazu entwickelte sich auch ihre Spielaktivität und wurde in mehrere Momente mit verschiedener Funktion differenziert (Projektierung, Vorbereitung und Verwirklichung der Handlung).“ (Lurija 1982a, 133)

3.6 Aneignung und geistige Operationen

Die Entwicklung des menschlichen Stoffwechsels mit der Natur ist nicht nur mit einem wachsenden Arsenal verschiedenster Werkzeuge verbunden, es wird auch eine akkomodierte Lebenswelt geschaffen, die mit vielfältigen Gebrauchsgegenständen bevölkert ist. Dies ist die „dem Menschen nächste Welt, die sein Leben am meisten bestimmt [...] Indessen ist sie als Welt der gesellschaftlichen Gegenstände, der Gegenstände, die menschliche Fähigkeiten verkörpern, dem Individuum nicht unmittelbar gegeben. In *dieser* Eigenschaft ist sie für jeden einzelnen Menschen aufgegeben. Selbst die elementarsten Werkzeuge, Instrumente oder Gebrauchsgegenstände, auf die das Kind zum ersten Male stößt, muss es in ihrer spezifischen Eigenschaft aktiv erschließen.“ (Leontjew 1969, 16) In dem Reichtum an Gebrauchswerten drückt sich sowohl von Seiten ihrer Herstellung als auch von Seiten ihrer zweckmäßigen Benutzung ein ebensolcher Reichtum an physischen und psychischen Fähigkeiten aus. Der Umbildung der Naturstoffe in der Reproduktion des materiellen Reichtums entspricht die Umbildung menschlicher Körper und Köpfe in der gesellschaftlichen Reproduktion der Fähigkeiten, die zur produktiven und konsumtiven Benutzung des materiellen Reichtums nötig sind.

Diese Überlegung war Ausgangspunkt einer Theorieverschiebung innerhalb der Kulturhis-

3 Sprache als Mittel: die Kulturhistorische Schule

torischen Schule. Während Wygotski sich, ausgehend von der marxistischen Bestimmung materieller Arbeit, nach der Analogisierung von gegenständlichem Werkzeug und Zeichen auf die psychologische Entwicklung hinsichtlich der Interiorisierung der letzteren konzentrierte, begann Leontjew, die Kategorien der Psychologie über das Verhältnis von Lebewesen und insbesondere Menschen zur gegenständlichen Welt insgesamt zu bestimmen. Die Psychologie wurde von der Seite der äußeren Tätigkeit her aufgezogen. Was bei Wygotski mehr eine abstrakte Bestimmung blieb, wurde hier zur Ausrichtung der Forschungstätigkeit: „Die Grundthese Leontjews bestand darin, dass nicht das Bewusstsein und die Wechselwirkung des Bewusstseins verschiedener Individuen, sondern nur die reale Tätigkeit des Kindes, die immer sinnvolle Tätigkeit ist, sowohl seine psychische Gesamtentwicklung als auch den Verlauf der einzelnen psychischen Prozesse bestimmt. Nicht die Vorstellung, sondern die sinnvolle Tätigkeit ist der Schlüssel zum Verständnis der Psyche.“ (Galperin, 369) Das hatte Folgen auch für die Entwicklung der Kritischen Psychologie. Während Leontjew vor dem Hintergrund eines Forschungsfelds arbeitete, in dem die zentrale Bedeutung der Sprache als anerkannter Grundpfeiler dieses Paradigmas der Psychologie angesehen werden kann, wurde in die Kritische Psychologie, die sich in ihrer Rezeption der Kulturhistorischen Schule weitgehend auf Leontjew bezog, auch dessen Einordnung der Sprache übernommen, ohne das Feld, in dem diese Einordnung stattfand⁴ hinreichend zur Kenntnis zu nehmen.

Leontjew behandelt Sprache entsprechend seines Forschungsgegenstands als Artefakt, als Werkzeug, das in gegenständlicher Form vorliegt und das Menschen sich für den ‚adäquaten‘ Gebrauch aneignen müssen. Als solches steht sie unverbunden neben gegenständlichen Werkzeugen, als ob es keine spezifischen Unterschiede gäbe. „Die ontogenetische Entwicklung der menschlichen Psyche wird nicht durch die Einwirkung sprachlicher Reize an sich geschaffen, sondern ist das Ergebnis des beschriebenen spezifischen Aneignungsprozesses, der durch alle Umstände der Lebensentwicklung von Individuen in der Gesellschaft bestimmt wird. Der Aneignungsprozess ist für den Menschen die Grundnotwendigkeit und das Hauptprinzip der ontogenetischen Entwicklung. Er ist die Reproduktion der historisch geprägten Eigenschaften und Fähigkeiten der menschlichen Art in den Eigenschaften und Fähigkeiten des Individuums, darunter auch der Fähigkeit, die Sprache zu verstehen und zu gebrauchen.“ (Leontjew 1969, 20) Hier ist die Stoßrichtung zu erkennen, die Bedeutung der Sprache für den Entwicklungsprozess zurückzustufen: Er hebt hervor, dass Gegenstand der Aneignung vor allem die gegenständliche Welt ist, und darunter auch die Sprache. Sowenig Arbeit ohne Naturstoff als Arbeitsgegenstand und -mittel irgendeinen Reichtum schafft, sowenig erschafft Sprache ein Ensemble geistiger Fähigkeiten ohne das materielle Substrat, die physische Lebenswelt, mit der das Subjekt zurecht-

⁴„Ohne jetzt auf das Neue, das die Sprache in die psychologische Entwicklung bringt (darüber sind schon viele tausend Seiten geschrieben worden) eingehen zu wollen“ (Leontjew 1969, 19).

kommen muss. Doch Leontjew stellt die Aneignung der gegenständlichen Welt der Sprache auf eine Weise gegenüber, die bis zu diesem Zeitpunkt in der Kulturhistorischen Schule gewonnene Einsichten zu verdecken droht: Der Sprache kommt hier hauptsächlich noch der Wert zu, die Bedeutungen, die die Gegenstände aufgrund ihrer Stellung in der gesellschaftlichen materiellen Reproduktionstätigkeit an sich schon haben, ‚widerzuspiegeln‘.

Während also Wygotskis Materialismus in der Theorie der Interiorisation ‚materieller‘ Zeichen als psychischer Mittel lag, verlegte Leontjew die Psychologie in die gegenständliche Tätigkeit überhaupt und konstruierte Sprache als zugleich bedeutsamen und sekundären Fall der Aneignung der gegenständlichen Welt. „Der Schwerpunkt der psychischen Entwicklung des Kindes wurde von den Begriffen auf die Tätigkeit, von der Erscheinung des Widergespiegelten auf die Ursache dieser Widerspiegelung verlagert.“ (Galperin, 370) Galperin beansprucht dagegen, eine Synthese beider Richtungen erarbeitet zu haben. An Leontjew kritisiert er, dass „statt der psychischen Prozesse *nur* ihre Folgen untersucht“ (Galperin, 371) werden, an Wygotski dagegen, dass er die psychischen Prozesse unabhängig von ihrem Gegenstand erforscht habe. Während im Begriff des Orientierungsmittels schon der sachliche Zusammenhang zwischen Sprache und der Beherrschung der gegenständlichen Welt ausgesprochen ist, erlaubt seine Theorie der etappenweisen Bildung geistiger Operationen, den „Zusammenhang zwischen der äußeren Tätigkeit und dem Bewusstsein“ (Galperin, 371) als Aneignungsprozess zu erfassen und das Verhältnis von Gegenstand, sinnlicher Orientierung, Sprache als Orientierungsmittel und Bildung der konkreten Denkfähigkeit zu analysieren.

Wygotski beobachtete schon den Zusammenhang zwischen Handlungsproblemen und der Benutzung der Sprache als Lösungsmittel, was ihm als Argument für den Denkmittelcharakter der Sprache diene. Galperin kommt von Leontjews Hervorhebung der Seite der gegenständlichen Welt her auf diesen Zusammenhang zurück und bestimmt „die psychische Funktion [...] als Lösung bestimmter Aufgaben“ (Galperin, 374). Auch wenn der psychische Inhalt von der Sache abhängig bleibt, wird seine eigene Form nun zum Gegenstand: „Der Prozess der Aufgabenlösung besteht in der zielstrebigem Umstrukturierung des Ausgangsmaterials, und eine solche wird mit Hilfe bestimmter gegenständlicher Handlungen erreicht, die im Geiste ausgeführt werden.“ (Galperin, 374) Gemeint ist eine probeweise Kombination des aus dem Umgang mit einer Sache gewonnenen Wissens über diese Sache zwecks Antizipation ihres Verhaltens und ihrer Modifizierbarkeit. In der Aneignung und Benutzung dieses Wissens erweist sich Sprache als zentrales Vermittlungsglied bei der Klärung der Frage, „wie diese gegenständlichen Handlungen zu unseren geistigen Operationen werden, und vor allem natürlich, wie dadurch ein neuer konkreter psychologischer Prozess gebildet wird.“ (Galperin, 374)

Aneignung einer Handlung, d.h. Erlangung der Reproduktionsfähigkeit eines zielgerichteten Umgangs mit einer Sache, schließt Verallgemeinerung ein. Es handelt sich nicht nur um unmittel-

3 Sprache als Mittel: die Kulturhistorische Schule

telbare Reproduktion eines Musters, sondern darum, die Handlung „mit anderem Material zu wiederholen“ (Galperin, 375). Das setzt eine Analyse der Handlung in Operationen und eine „Kennzeichnung des neuen Materials“ nach seinen relevanten Teilen voraus. Aber dazu „muss vorher das Vorbild selbst entsprechend gekennzeichnet, das heißt es muss in Teile zerlegt werden, aus denen es sich bei der Reproduktion zusammensetzt.“ (Galperin, 375f) Die Übertragung der Kennzeichnung auf das neue Material ermöglicht, „von einem Merkzeichen zum anderen gehend, die neue Handlung in einzelnen [der jeweiligen Lernstufe] angemessenen Teiloperationen auszuführen – ohne jegliche Fähigkeiten und Fertigkeiten in Bezug auf diese neue Handlung.“ (Galperin, 376) Das Ausgangsmaterial, an dem die Kennzeichnung und Analyse vorgeführt und gelehrt wird, ist die „Orientierungsgrundlage der Handlung“ (Galperin, 376), d.h. Grundlage für die „Orientierung innerhalb der Aufgabe“ (Galperin, 376) an neuem Material. Dass sich Sprache an dieser Stelle als besonderes Hilfsmittel zur Fixierung dieser Merkzeichen oder Kennzeichen anbietet, liegt auf der Hand. In Galperins Theorie erlangt Sprache ihre zentrale Stellung aber erst auf einer späteren Stufe der Bildung geistiger Operationen, obwohl sich schon auf der Stufe der Bekanntmachung mit der Materie Unterschiede zeigen, die offenbar auch mit dem Maß sprachlicher Anleitung zusammenhängen.

Galperin untersuchte Aneignungserfolge in Abhängigkeit von verschiedenen Orientierungsgrundlagen, woraus sich dann auch seine pädagogische Theorie ableitete. Da, wo keine systematische Unterweisung gegeben wird, sondern nur die anzueignende Handlung und ihr Ergebnis als Vorbild fungieren, erfolgt die Aneignung langsam und hauptsächlich über Versuch und Irrtum. Dass daraufhin die Handlung zwar im Besonderen genau reproduziert werden kann, aber „einer Änderung der Voraussetzungen gegenüber sehr labil“ (Galperin, 376) bleibt, verweist auf die Beschränktheit der Mimesis als Erklärungsansatz für die geistige Entwicklung von Menschen.

Beim zweiten Typus werden „alle Hinweise darauf, wie die Handlung mit neuem Material richtig auszuführen ist“ (Galperin, 376), in die Orientierungsgrundlage mit aufgenommen, also die Verallgemeinerung mit gelehrt, was zu schnellerer Aneignung und stabilerer Anwendung bei veränderten Voraussetzungen führt innerhalb gewisser Grenzen, die bestimmt sind durch das Vorhandensein gleicher Elemente in den neuen Aufgaben wie in der Orientierungsgrundlage. Galperin erklärt das durch Erwerb „einer gewissen Fähigkeit, das Material vom Standpunkt der bevorstehenden Handlung zu analysieren“ (Galperin, 377), d.h. in der Orientierungsgrundlage verallgemeinerte Elemente und ihre Beziehungen zu identifizieren.

„Die Orientierung des dritten Typs zeichnet sich dadurch aus, dass hier an die erste Stelle die planmäßige Unterweisung in der Analyse neuer Aufgaben tritt, die es gestattet, die Stützpunkte, die Voraussetzungen für die richtige Ausführung der Aufgaben herauszuarbeiten“ (Galperin, 377). Die Handlung wird dann auf dieser Grundlage gelehrt mit der Folge, dass sie zusätzlich zu hoher Stabilität auch „auf ein und demselben Gebiet eine praktisch unbegrenzte Übertra-

gung“ (Galperin, 377) zeigt. Sie ist also in größerem Maße verallgemeinbar, d.h. ermöglicht die eigenständige Beherrschung eines größeren Problemfeldes.

Die Theorie der Typen von Orientierungsgrundlagen ist hier insofern von Interesse, als darin bereits die Analyse als zentrales Moment einer sicheren und breiten Verallgemeinerung einer komplexen Handlung hervortritt. Analyse bedeutet die Identifizierung von Elementen und Beziehungen eines verallgemeinerten Zusammenhangs ausgehend von sinnlichen Unterschieden. Dass hier als umgreifende Kategorie eine „Aufgabe“ das Handlungsfeld und seine Gegenstände auf ein Ziel hin strukturiert, identifiziert ein durch Aneignung der Handlung verfügbar gewordenes antizipierendes Zweckverhältnis, in dem der Handelnde mit den Gegenständen in eine innere Beziehung gebracht ist. Selbst die (ideologische) Vorstellung eines interesselosen Erkundens von Sachzusammenhängen ist durch die innere Beziehung regiert, die Sache unter Suspension unmittelbarer praktischer Zweckbeziehungen zu ordnen. Ein solches Verhältnis ist nicht das Andere zur ‚Aufgabe‘, sondern was immer Moment ist, das Kennenlernen der Sache, wird darin lediglich zur eigenständigen Aufgabe verselbständigt.

Die verschieden möglichen Orientierungsgrundlagen zur Aneignung einer Handlung verweisen darauf, dass nicht die Handlung selbst als Regelfolgen zu verstehen ist, es sei denn im Sinne einer sozialen Regel, als Sittlichkeit, sondern vielmehr die Durchführung der Handlung als Lösung einer zielorientierten Aufgabe auf der orientierenden Kombination einer Reihe von Regeln beruht, die nicht einfach da sind als soziale Normen, sondern ihre Rechtfertigung aus ihrem Gebrauchswert als Mittel zu einem Zweck beziehen. Ob und wie diese Zwecke nun selbst wieder einer Motivation untergeordnet oder in einen Rechtfertigungsdiskurs eingegliedert sind, ob durch Gottgefälligkeit, Tradition, Bestrafungsangst, Anerkennungsinteresse, Bedürfnisbefriedigung oder Vernunft, ist eine andere Frage.

Die These von der etappenweisen Bildung geistiger Operationen besagt, dass die psychische Seite der Beherrschung von Handlungen, das Denken darin, auf einen Interiorisierungsprozess zurückzuführen ist, der über eine Stufenabfolge verläuft, die mit der Sache in ihrer sinnlichen Form beginnt, dann über die Reproduktion der Sache bzw. Handlung in Form sprachlicher Zeichen in ihrer äußeren Form vermittelt ist, die schließlich zur inneren Sprache werden. Während Wygotski vor allem am Übergang von der äußeren zur inneren Sprache interessiert war, setzt Galperin noch früher ein und integriert die sinnliche Orientierungsgrundlage. Sobald einmal geistige Operationen angeeignet wurden, können zwar „neue Kenntnisse, wenn sie keine neuen geistigen Handlungen⁵ erfordern, sofort auf dem Niveau der vorhandenen geistigen Operationen, das heißt sofort, ‚im Geiste‘, angeeignet werden“ (Galperin, 379). Doch nicht nur in frühem Al-

⁵In den Übersetzungen wird undifferenziert von „geistigen Operationen“ und „geistigen Handlungen“ gesprochen. Während beispielsweise Leontjew allgemein zwischen „Handlungen“ und „Operationen“ differenziert, lässt sich in Galperins Fall keine begriffliche Differenzierung erkennen. Unter „Handlung“ wird gewöhnlich eine willentliche äußere Tätigkeit verstanden, so dass ich den Ausdruck „geistige Operation“ für die bessere Wahl halte.

3 Sprache als Mittel: die Kulturhistorische Schule

ter wird „eine Handlung an Hand von Gegenständen gelehrt“, sondern „auch in bedeutend späteren Jahren [wird] eine neue Operation – wir betonen: eine Operation, und nicht einfach ‚die Kenntnis‘ – anfangs nur in ihrer äußeren Form erfolgreich gebildet“ (Galperin, 379). Allerdings „benutzen wir [hier] größtenteils nicht mehr die Dinge selbst, sondern nur noch ihre Darstellungen; das sind alle Arten von Schemata, Diagrammen, Zeichnungen und Modellen oder einfach Notizen. Sie kopieren, *reproduzieren genau einige für die Operation wesentliche Eigenschaften und Beziehungen der Dinge und gestatten eine äußere Handlung mit ihnen* (vergleichen, ausmessen, umstellen, verändern und dergleichen mehr).“ (Galperin, 379) Diese „materialisierte Form“ kann ebenso wie die „materielle Form“ (Galperin, 379) als Material zur Bildung einer Orientierungsgrundlage dienen. „Jede neue geistige Handlung [kann] anfangs nicht als solche, als geistige Handlung gebildet werden [...], sondern nur als äußere, als materielle oder materialisierte“ (Galperin, 379). Während für den Lehrer die Ausführung der Handlung „auf dem Papier“ oder im Modell“ als „Erklärung oder Überprüfung der geistigen Handlung“ dient, wäre diese Bestimmung hinsichtlich des Schülers, der zu der Stufe der geistigen Operation eben gerade noch nicht vorgerückt ist, eine Projektion: für diesen handelt es sich bei der materialisierten noch um „eine Abart der materiellen Handlung“ (Galperin, 379).

Dieses Bekanntmachen mit der Orientierungsgrundlage setzt ein Auseinanderfalten der Handlung voraus, d.h. sie in Teiloperationen angemessener Größe zu zerlegen, „die der Schüler nach den Erklärungen des Lehrers selbständig prüfen und wiederholen kann“, und sie „in ihrer Wechselbeziehung“ (Galperin, 380) zu zeigen. Eine gute Verallgemeinerung der Handlung setzt voraus, „aus den vielfältigen Eigenschaften ihres Objektes gerade die auszugliedern, die einzig und allein für ihre Ausführung notwendig sind.“ (Galperin, 380) Der nächste Schritt stellt dann eine Beschleunigung der Handlung durch Verkürzung der Teiloperationen dar, d.h. das Zusammenziehen kleiner Teiloperationen zu gröberschrittigen Teiloperationseinheiten, die flüssiger ausgeführt werden können. Ein „bewusstes Einüben der Verkürzung“ (Galperin, 381) hat zur Folge, „dass der psychologische Mechanismus der vollwertigen Handlung nicht durch ihre unmittelbar ausgeführte Orientierungstätigkeit begrenzt ist. Zu diesem Mechanismus gehört das gesamte System der vorhergehenden Formen der betreffenden Operation, die nicht mehr unmittelbar ausgeführt, aber noch ‚im Auge‘ behalten werden“ (Galperin, 381f).

Während die erste Stufe überhaupt das Bekanntmachen mit der Orientierungsgrundlage und die Aneignung der Operationen der Handlung darstellt, ist ihre Verallgemeinerung, Verkürzung und flüssige Beherrschung die zweite Stufe. Die Rolle der Sprache in diesen Stufen ist sympraktischer Natur: sie dient „hauptsächlich als Hinweis auf Erscheinungen, die sich unmittelbar in der Wahrnehmung zeigen; Aufgabe des Lernenden ist es, sich nicht in Wörtern zurechtzufinden, sondern in Erscheinungen.“ (Galperin, 385) Galperin spielt die Bedeutung der Sprache für diesen Aneignungsprozess zugunsten ihrer Rolle in den darauf folgenden Stufen herunter.

Es wurde bereits bei Wygotski und Lurija darauf hingewiesen, dass in den Altersstufen, in denen die Sprache für die Kinder noch nicht selbst handlungsleitend wird, die Verknüpfung von Elementen des Handlungsraums mit Sprache nicht funktionell als Vorbereitung für die spätere Entwicklung erklärt werden kann, sondern aus der Einbettung der kindlichen Tätigkeit in einen kommunikativ vermittelten gemeinsamen Handlungsraum mit den Erwachsenen, worin, soweit es sprachliche Orientierung bei relativ komplexer Tätigkeit betrifft, Handlungsanweisung und Handeln auf Erwachsenen und Kind verteilt sind. Über entwicklungsbedingte Verschiebungen in der Bildung geistiger Operationen macht Galperin aber nur allgemeinere Aussagen. Für ihn gewinnt die Sprache ihre zentrale Bedeutung ab der dritten Stufe, deren Erreichen aber überhaupt eine Stufe der Sprachbeherrschung voraussetzt, auf der ihre Loslösung aus den sympraktischen Zusammenhängen möglich wird, was auf den frühen Entwicklungsstufen der kindlichen Aneignung der Welt noch nicht gegeben ist.

Bei der Produktion geistiger Abstraktionen gibt es keine Abkürzung über eine unmittelbare Fixierung in Vorstellungen. Auch diese bedürfen der Stützung durch gefestigte Sprache: „ohne Übung in den Kategorien der Sprache [kann] eine materielle Handlung überhaupt nicht in Form von Vorstellungen widerspiegelt werden“ (Galperin, 384). Daher geht es in der dritten Etappe um „Bildung der Handlung gerade in Form der gesprochenen Sprache“ (Galperin, 384), da diese die „Kontrolliertheit des Sprechens – anfangs durch einen anderen Menschen, dann auch durch den Schüler selbst“ (Galperin, 385) erlaubt. Die Handlung wird „auseinandergefaltet und Schritt für Schritt in die sprachliche Form übertragen. Bestimmte Termini und Wendungen der Sprache werden mit bestimmten Elementen und Teiloperationen der materiellen Handlung verbunden und so angeordnet, dass sie ihren Verlauf darstellen.“ (Galperin, 385) Dies geschieht aber partiell auch schon auf den vorherigen Stufen. Spezifikum ist daher nicht, dass hier überhaupt Sprache im Spiel ist, vielmehr wird sie „zum selbständigen Träger des gesamten Prozesses – der Aufgabe wie dem Handeln. Sie tritt nicht nur als System von Bezeichnungen auf, deren eigentliche Natur ziemlich gleichgültig für das Wesen der gegenständlichen Handlung ist, sondern auch als gesonderte Wirklichkeit – als Wirklichkeit der Sprache, deren Gesetze in den Forderungen nach Verständlichkeit für alle Menschen erkennbar werden. Diese neuen Voraussetzungen werden jetzt auch zum Hauptobjekt der Orientierung des Schülers: Er muss von der Handlung erzählen, und zwar nicht nur so, wie es für ihn selber verständlich sein würde, sondern so, dass es auch anderen Menschen verständlich ist.“ (Galperin, 385) Es versteht sich, dass die Elemente der verschiedenen Stufen ineinander übergehen und dass das Modell eine ideale Schüler-Lehrer-Situation konstruiert, die den Aneignungsprozess des Alltagslebens nicht exakt wiedergibt.

Die Bedeutung der neuen Stufe liegt aber nicht nur in der Mitteilung über die Handlung, sondern im Erlernen des „Handelns in neuer, sprachlicher Form. *Die Sprache ist eine Form des gegenständlichen Handelns*“ (Galperin, 387) Bei der Verallgemeinerung der Handlung wur-

3 Sprache als Mittel: die Kulturhistorische Schule

den schon die „Züge und Eigenschaften herausgelöst [. . .]. Wenn die Handlung jedoch in die sprachliche Form übertragen wird, werden diese Eigenschaften einzelnen Wörtern zugeteilt, sie verwandeln sich in die Bedeutung der Wörter, lösen sich von den konkreten Dingen und werden so zu Abstraktionen.“ (Galperin, 387) „Nur durch diese sprachliche Grundlage verfügt das Kind über abstraktes Material. [. . .] Nur dank der Tatsache, dass die Wörter eine materielle Basis haben und in diesem Sinne materielle Dinge sind (nicht *nur* materielle, *sondern auch materielle*) kann der Schüler genauso mit ihnen arbeiten (sowie durch sie – und mit ihren Bedeutungen), wie mit allen materiellen Gegenständen“ (Galperin, 387). Wird diese Aneignung sprachlicher Abstraktionen ausgelassen, „erhält man die Fähigkeit, bestimmte Aufgaben praktisch zu lösen, ohne die Fähigkeit, Folgerungen aus ihnen zu ziehen. Doch das Fehlen der Fähigkeit, Folgerungen zu ziehen und sprachlich darzustellen, beschränkt stets auch die Möglichkeiten der Handlung selbst, beschränkt sie durch die Grenzen jener Beziehungen zwischen Dingen, die man unmittelbar in der Wahrnehmung verfolgen kann.“ (Galperin, 386) Nun findet auch in der Sprache wieder ein eigener Prozess der Verallgemeinerung sowie der Verkürzung der auseinandergefalteten Form statt, wie sie ontogenetisch auch bei der Entwicklung der egozentrischen Sprache beschrieben worden sind.

Auf der nächsten Stufe wird die äußere Sprache zur inneren Sprache geformt. Ihre Mittelfunktion bleibt erhalten, auch ohne dass sprachliche Artikulation noch vonnöten ist. „Im Geiste“ wird die Lautform der Sprache zur Vorstellung, zum Lautbild des Wortes. Dieses ist gewiss fester und dauerhafter als visuelle Vorstellungen, aber nur deshalb, weil seine materielle Ursache, die sprachliche Artikulation bewahrt bleibt.“ (Galperin, 388) Die äußerlich kontrollierbare Produktion lauter Sprache ermöglicht daher die Festigkeit der verinnerlichten Denkmittel. Deren sprachliche Herkunft verliert sich aber durch Verkürzung und Automatisierung zunehmend in ihrer Erscheinungsform für den Denkenden.

„Die Untersuchung der inneren Sprache als letzter Etappe und Endform der geistigen Handlung bzw. Operation führt zu dem Schluss, dass die bizarren sprachlichen Fragmente, die eine so eigenartige Form haben, nicht selbst die innere Sprache ausmachen, sondern nur die Überreste ‚der äußeren Sprache für sich‘ oder die teilweise Rückkehr zu ihr (von der eigentlichen inneren Sprache). Es ist charakteristisch, dass diese Fragmente dort auftauchen, wo es notwendig ist, den stereotypen und schnellen Fluss des sprachlichen Prozesses zu vergrößern und wieder einen gewissen Teil der Handlung für deren bewusste Anpassung an die individuellen Umstände herauszulösen. Was jedoch die innere Sprache im eigentlichen Sinne betrifft, so ist sie nicht durch den fragmentarischen Charakter der sprachlichen Komponenten charakterisiert, sondern durch den Umstand, dass sie automatisch und im wesentlichen außerhalb der Grenzen der Selbstbeobachtung verläuft.“ (Galperin, 388f) So erklärt sich aus Verinnerlichung, Verkürzung und Automatisierung die Erscheinungsweise des entwickelten Denkens. Die Handlung erscheint nun

„als Bedeutung der verdeckten sprachlichen Formel, als das, was mitgeteilt wird, jedoch bereits ohne den Prozess der Mitteilung.“ (Galperin, 389) „Diese verdeckte sprachliche Handlung ist begleitet von dem Bewusstsein ihrer objektiven Bedeutung, und zwar deshalb, weil hinter ihrer verkürzten Form das komplizierte System der vorangegangenen Formen steht, die diese verkürzte Handlung mit ihrem vollständig ‚entfalteten‘ objektiven Inhalt und dem vollständigen sprachlichen Ausdruck vereinigen; infolge der Miterregung nehmen diese real an der Ausführung der verkürzten Operation teil.“ (Galperin, 389)

Somit vollendet sich die genetische materialistische Erklärung menschlicher Denkprozesse und ihrer subjektiven Erscheinung, die ein unmittelbares Erfassen suggeriert und zur Mystifikation einer Unmittelbarkeit anregt, die in Wirklichkeit eine durch jahrelange Aneignungsprozesse vermittelte Unmittelbarkeit darstellt. „Der Kardinalfehler der Verfechter des ‚reinen Denkens‘ bestand darin, dass sie die Beschreibung der Oberfläche des Denkens für sein Wesen hielten und folglich einen unbedeutenden Teil der Erscheinung mit dem Gesamtprozess in seinem wirklichen Inhalt gleichsetzten. Tatsächlich jedoch verschwindet in der sich herausbildenden geistigen Operation fast ihr gesamter wirklicher Inhalt aus dem Bewusstsein; das, was zurückbleibt, kann ohne Zusammenhang mit dem übrigen nicht richtig verstanden werden.“ (Galperin, 390) „Nur die Bildung einer geistigen Operation [...] gestattet es [...] zu verstehen, wie sich der Gedanke bildet, was er in Wirklichkeit ist und warum er sich in einer solchen Form darbietet.“ (Galperin, 396)

Die hier kritisierte Fetischisierung der Seite der Unmittelbarkeit findet sich auch in Holzkamps Beschreibung der Wirkung der Aneignung von Begriffen auf die Wahrnehmung. „Wenn die Stufe des Sprachlich-Symbolischen auf gesamtgesellschaftlichem Niveau erreicht wurde, ist das wahrgenommene Ding niemals mehr von seinem ‚Begriff‘ zu trennen. [...] Der Gegenstand wird notwendig durch seinen Begriff hindurch, in Form seines Begriffes wahrgenommen.“ (Holzkamp 1978, 152) Sprachliche Prägung der Wahrnehmung wird hier nur so in die Theorie aufgenommen, wie sie erscheint, als zwar hergestellte, aber unmittelbare Form, nicht als verfügbarer Korpus von Denkopoperationen, dessen Aneignung schon die Wahrnehmung auf bestimmte Weise organisiert hat und der nun das Wahrgenommene unmittelbar an Begriffe und Denkopoperationen andockt. Tatsächlich liegt die permanente Möglichkeit des Aktivierens und Entfaltens sprachlicher Verknüpfungen der Erscheinung zugrunde, „dass der Begriff schließlich gleichsam unmittelbar im Material wahrgenommen wird.“ (Galperin, 396)

„Der Begriff“ ist dabei keineswegs nur die für Kommunikationsprozesse nützliche Verdoppelung einer vorgängig hergestellten Gegenstandsbedeutung, wie Holzkamp meint. Die Subsumtion einer Sache unter einen Begriff fügt sie in ein Ordnungsfeld, das sie auf bestimmte Weise mit anderen Sachen in eine Reihe stellt, Wissen aufruft und Bewertungen herstellt, und aktiviert zugleich Handlungsoptionen. Der Operator ‚als‘ drückt die eigenständige Dimension des Be-

griffs aus: Die Axt, die sowohl Leontjew als auch Holzkamp zu ihrem Beispiel machen, ist *als* Werkzeug auf bestimmte Zwecke und entsprechende Eigenschaften hin optimiert. In der Bedrohungssituation kann sie aufgrund ihrer Eigenschaften aber auch *als* Waffe identifiziert werden und damit in einen ganz anderen Handlungsrahmen mit anderen Bewertungsmaßstäben rücken.

Obwohl Galperin von der sprachlichen Entfaltung als Etappe bei der Bildung geistiger Operationen ausgeht, stellt auch er, ebenso wie vor ihm schon Wygotski, den Begriff ins Zentrum. Die Abhängigkeit der Begriffsbildung von der Entfaltung in Sätzen, Sprachspielen und Diskursen wird wenig Beachtung geschenkt. Die sprachlogische bzw. linguistische Dimension als eigener Regelzusammenhang kommt dabei nicht konkret in den Blick, obwohl abstrakt schon erkannt ist, dass die intersubjektiv hergestellte Festigkeit sprachlicher Formen, d.h. nach bestimmten Regeln durchgeführter Sprachoperationen, der Verinnerlichung der Denkmittel vorausgeht. Das Problem der sachlichen Vermittlung des Denkens ist, soweit sie auf sprachlichen Operationen beruht, von der russischen Psychologie nur in Ansätzen gelöst.

3.7 Koordination

Die Sprachuntersuchungen, auf die sich Wygotski und Galperin stützen, sind auf individuelle Aufgabenlösung praktischer Art konzentriert. Auch wenn in den untersuchten Situationen Lehrer und Schüler interagieren, ist der Untersuchungsgegenstand die individuelle Aneignung von Fähigkeiten in der Lehrsituation. Obwohl ihrer Theorie nach die Sprachaneignung wesentlich ein sozialer Vorgang ist, machen sie Kooperation oder allgemeiner Koordination als zentrales Element menschlicher Praxis und des Aneignungsprozesses nicht eigens zum Gegenstand. Leontjew drängt zwar wie gezeigt die Bedeutung der Sprache in den Hintergrund, sein Tätigkeitskonzept erlaubt aber eine Bestimmung von Kooperation, die für die Darstellung des Koordinationsaspekts der Sprache herangezogen werden kann.

Es braucht nicht eigens betont zu werden, dass der *Sprachverkehr* eine wesentliche Bestimmung der Sprache darstellt, und zwar nicht nur als Weitergabe bloß individuell benutzter Orientierungsmittel. Sprache geht vielmehr substantiell in die gesellschaftlichen Verkehrsformen ein. Dabei wirkt sie in erster Linie als Koordinationsmittel, auch wenn nicht jeder sprachliche Austausch als Koordination betrachtet werden kann: z.B. ist meist Koordination nicht der Hauptaspekt des Vortragens eines Gedichts. Es geht jedoch nicht darum, diese Bestimmung in *allem* Sprachverkehr aufzuweisen, sondern die unabdingbare Bedeutung der Sprache für die Organisation menschlicher Gesellschaften zu analysieren. Dabei erweist sich sprachlich vermittelte Koordination der vergesellschafteten Individuen nicht nur als wesentlicher Bestandteil menschlicher Praxis, sondern als unverzichtbares Mittel gesellschaftlicher Organisation und in der Kooperation als Potenzierung der Produktivkraft, indem sich Arbeitskräfte planmäßig kombinieren und

aufeinander abstimmen können.

Zunächst zu Leontjews Tätigkeitstheorie, in der weitgehend von sprachlicher Vermittlung abstrahiert ist: Er unterscheidet terminologisch „einzelne (besondere) Tätigkeiten anhand der sie initiiierenden Motive, des Weiteren Handlungen als bewussten Zielen untergeordnete Prozesse und schließlich Operationen, die unmittelbar von den Bedingungen zur Erlangung des konkreten Ziels abhängen.“ (Leontjew 1979, 108) Dabei entspreche dem Gegenstand der Tätigkeit, der „sowohl stofflich als auch ideell sein“ (Leontjew 1979, 102) kann, immer auf die eine oder andere Weise ein Bedürfnis. In dem Auseinandertreten von Motiv und Handlungsziel respektive der Auftrennung von Tätigkeiten in „sie realisierende Handlungen“ (Leontjew 1979, 102) sieht Leontjew einen entscheidenden Schritt in der Gesellschaftsbildung der Menschheit mittels Arbeitsteilung. „Schon die Entwicklung einfachster technischer Arbeitsteilung erfordert die Bestimmung der Zwischen- beziehungsweise Teilergebnisse, die von den einzelnen Teilnehmern an der kollektiven Arbeitstätigkeit erzielt werden, die aber an sich nicht deren Bedürfnisse befriedigen. Ihr Bedürfnis wird nicht durch diese ‚Zwischen‘ergebnisse befriedigt, sondern durch den Anteil am Produkt ihrer gemeinsamen Tätigkeit“ (Leontjew 1979, 102) Während das Motiv die Tätigkeit als Einheit zusammenhält, bestimmen die Handlungen ihre schrittweise Ausrichtung. Tätigkeiten, deren Handlungen keine eigenständigen Motive bilden bzw. nicht für sich schon Bedürfnisse befriedigen, setzen voraus, dass die Tätigen subjektiv das Motiv mit den einzelnen Handlungszielen in Beziehung setzen, sich also nicht unmittelbar von ihren Bedürfnissen leiten lassen, sondern ihre Aktivität um der Tätigkeitsmotive willen an den jeweiligen Handlungszielen ausrichten.

Im Gegensatz zu ‚instinktiven‘ Verhaltensweisen, die ebenfalls komplizierte Abfolgen beinhalten können, aber in ihrer Gliederung auf Ketten angeborener Auslöser-Reaktions-Schemata zurückgehen, auch wenn sie durch Lernverhalten modifiziert wurden,⁶ verlangt die Aneignung von Tätigkeiten den langwierigen Aufbau ‚von unten‘ durch Erlernen von Handlungen und ihren Kombinationen. Das Verhältnis von Tätigkeiten und Handlungen ist dabei dynamisch in zweierlei Hinsichten: einerseits können dieselben Tätigkeiten durch unterschiedliche Kombinationen von Handlungen realisiert werden und können dieselben Handlungen zur Realisierung verschiedener Tätigkeiten kombiniert werden; andererseits gibt es eine stufenweise Aufbauentwicklung der Tätigkeiten und Handlungen sowie des Motivhorizonts: was auf einer Stufe noch Motiv der Tätigkeit war, wird auf der nächsten zum Ziel innerhalb einer komplizierteren Tätigkeit, oder was auf einer Stufe noch bewusst vollzogene Handlung war, verschmilzt auf der nächsten mit anderen Handlungen zu einer komplizierteren Handlung, die nun ihrerseits bewusst verfolgt wird, während ihre Teilschritte automatisiert ablaufen und nur noch in Hinsicht auf das neue

⁶Eine detaillierte Darstellung von Konzeptionen der Höherentwicklung von Verhalten findet sich im Rahmen der Kritischen Psychologie bei Holzkamp-Osterkamp (1975, 75ff).

3 Sprache als Mittel: die Kulturhistorische Schule

umfassendere Ziel reguliert werden oder automatisiert sind, d.h. ohne bewusstes Eingreifen ausgeführt werden.

Die Beziehung zwischen Handlungen und Operationen ist im Gegensatz dazu nicht eine der Untergliederung eines Ganzen in Teile, sondern eine von Ganzem und Moment: „Zwar kann das Subjekt im Bewusstsein von [der gegenständlichen] Situation abstrahieren, in seiner *Handlung* jedoch kann es das nicht. Daher hat die Handlung neben ihrem intentionalen Aspekt (*was* erreicht werden soll) auch ihren operationalen Aspekt (*wie*, auf welche Weise diese erreicht werden kann), der nicht durch das Ziel an sich, sondern durch die objektiv-gegenständlichen Bedingungen zu seiner Erreichung bestimmt wird. [...] Das Verfahren der Verwirklichung einer Handlung bezeichne ich als *Operationen*.“ (Leontjew 1979, 105f) Als ein Beispiel nennt Leontjew das Zerteilen eines Gegenstands, das je nach Typ des Gegenstands unterschiedliche Verfahren verlangt, und als anderes Beispiel die Präsentation quantitativer Zusammenhänge, wozu unterschiedliche Verfahren grafischer Darstellung herangezogen werden können. Operationen realisieren also Handlungen durch spezifische Techniken gemäß der besonderen Bedingungen der Handlungssituation.

Leontjew beschreibt auch das Ineinandergreifen von inneren und äußeren Handlungen als Bestandteile von Tätigkeiten. So sind vorwiegend inneren Tätigkeiten wie beispielsweise Erkenntnisprozessen auch äußere Handlungen eingegliedert, etwa empirische Versuche, Aufzeichnungen etc. Ebenso sind vorwiegend äußeren Tätigkeiten innere Handlungen zwischengeschaltet. Hierin erscheinen ‚Außen‘ und ‚Innen‘ als Handlungssphären, die zwar verzahnt, aber nacheinander zum Zuge kommen. Das Besondere ihrer Vereinigung in der Tätigkeit, wenn wir uns an Galperins Ergebnisse halten, ist aber gerade darin zu suchen, dass die Aneignung geistiger Operationen in Form von zeichenbasierten Systemen von Handlungen, ihren Bedingungen und kombinatorischen Beziehungen Teil der Aneignung der Handlungen und, um es in Leontjews Vokabular auszudrücken, der Tätigkeiten ist. Daher kann bei einer Tätigkeit nicht nur von einer Abfolge äußerer und innerer Handlungsphasen die Rede sein – vielmehr ist das Ideelle als Moment der Tätigkeit aufzufassen, insofern sie und ihre Handlungen einer Planung, Zielsetzung und Überprüfung unterliegen, die zuvor bereits als Handlungssteuerung mit Hilfe sprachlich fokussierter Aufmerksamkeitslenkung thematisiert wurden.

Was Leontjew nun an kollektiver Tätigkeit erfasst, ist die Aufteilung der Tätigkeitsstruktur auf verschiedene Akteure; die Frage nach der Rolle von Verständigung, Kommunikation und sprachlicher Handlungssteuerung dabei bleibt dagegen im Dunkeln. Sein klassisch gewordenes Beispiel entspringt seiner Vorstellung der Arbeitsteilung auf einer frühen Gesellschaftsstufe der Menschheit. Die Aufspaltung der Jagdtätigkeit in zwei arbeitsteilig kombinierte Handlungen, das Treiben und das Auflauern, setze voraus, dass die Beteiligten auch subjektiv den Motivzusammenhang erfassen, damit ihre Handlungen für sie Sinn ergeben. Das Treiben erscheint in

Leontjews Darstellung als unmittelbar unsinnig, weil es die Beute verjagt; dagegen als Teil einer kollektiven Tätigkeit, die Anteil an der von den Auflauernden gefangenen Beute verspricht, also darin ihr Motiv findet, ergibt das Treiben Sinn. Man könnte hier einwenden, dass Hinterherjagen wie Auflauern beide für sich genommen schon praktikable Methoden des Beutefangs sein können, also die scharfe Gegenüberstellung von ‚sinnvoll‘ und ‚unsinnig‘ hier fragwürdig ist. Allerdings ist ihre Kombination zu einer Form von die Erfolgchancen erhöhender Kooperation, die allerdings einer Verständigung darüber bedarf, wo aufgelauert wird, und die von den Treibern verlangt, nicht einfach nur hinterherzujagen, sondern die Fluchtrichtung der Beute zu beeinflussen, durchaus ein brauchbares Anschauungsbeispiel dafür, welche subjektiven Anforderungen kollektive Tätigkeit prinzipiell stellt. Gleichwohl ist das Beispiel nicht gerade mitten aus dem Leben hochtechnologisch produzierender Gesellschaften gegriffen mit ihrer tausendfachen Aufspaltung, Rekombination und Koordination von Arbeitssphären.

Kollektive Tätigkeit ist die koordinierte Kombination der individuellen Tätigkeiten mehrerer Akteure. Die Koordination, also dass die Beteiligten nicht einfach aufeinander reagieren, sondern ihre Handlungsabsichten miteinander abstimmen, erfolgt durch Kommunikation über Handlungsziele und Operationen. Ermisst man die Rolle der Sprache hier nur nach ihrem unmittelbaren Auftreten in Kommunikationsphasen oder -akten, die sich mit den materiellen Handlungen abwechseln, dann geht der Theorie gerade die Bedingung sprachlicher Koordination, die von allen interiorisierte Vermittlung zwischen Sprache und Handeln, Handlungskontrolle über sprachliche Fixierung, verloren.

Eine Sonderform der kollektiven Tätigkeit besteht darin, dass die inhaltliche Bestimmung der Tätigkeit an eine Person, ihre Ausführung an eine andere fällt. Dieses Verhältnis ist etwa beim Kommando über fremde Arbeit gegeben. Z.B. im kapitalistischen Produktionsprozess bestimmt der Akkumulationszweck das objektive Motiv der Gesamttätigkeit; die Agenten des Kapitals, die diesen Zweck vertreten, üben das Kommando über die gekaufte Arbeitskraft aus. Die Lohnarbeiter, ob sie zusätzlich noch idealistische Motive haben oder nicht, üben ihre Tätigkeit mit dem Motiv des Lohns bzw. der dagegen eingetauschten Lebensmittel aus. Da ihre Tätigkeit in der Regel nicht ihre Lebensmittel bzw. unmittelbar den Lohn herstellt, sondern Teil eines fremden Produktionsprozesses ist, wie sehr sie sich auch immer damit identifizieren, sind die Handlungsziele in erster Linie an der Zufriedenheit des Arbeitskraftkäufers und mithin an dessen Bestimmung des Arbeitseinsatzes orientiert. Der Plan, nach dem die Arbeitstätigkeiten zu einem Arbeitsprozess kombiniert werden, fällt hier an Dritte, was aber nicht heißt, dass keine weitere Koordination der Tätigkeiten innerhalb dieses Prozesses nötig wäre.

In diesem Fall ist das Motiv der kollektiven Tätigkeit fremdbestimmt. Soweit es sich nicht um einen maschinellen Prozess handelt, in dem die Maschine allen Beteiligten ihre individuellen Handlungen anweist, so dass die Kollektivität nur bei unplanmäßiger Störung des Prozesses

3 Sprache als Mittel: die Kulturhistorische Schule

durch Fehler oder Ausfall eines Individuums hervortritt, erfordert die Beherrschung der kollektiven Tätigkeit Abstimmungen zwischen den Beteiligten. Die individuelle Aneignung einer kollektiven Tätigkeit schließt daher nicht nur physische Handlungen ein, sondern auch die spezifisch zur Abstimmung nötigen Kommunikationshandlungen. Wie individuelle Handlungssteuerung und Koordination in der kollektiven Tätigkeit ‚ursprünglich‘ zusammengeführt werden, muss dabei nicht erklärt werden – es wurde bereits dargestellt, dass umgekehrt beides in der Sprachaneignung zunächst zusammenfällt und erst dann eine immer rückgekoppelt bleibende Verselbständigung beider Sprachfunktionen eintritt; dass also die Einführung des Kindes in die Sprache innerhalb eines vorher schon bestehenden kollektiven und kommunikativen Handlungszusammenhangs zwischen unselbständigem, bedürftigem Kind und sich kümmernden Erwachsenen erfolgt.

Erst in diesem Tätigkeitszusammenhang wird die subjektive Handlungssteuerung allmählich über sprachliche Fixierung vermittelt, erweitert und verselbständigt. Diese Kopplung, mit deren Hilfe Kinder sich immer neue, kompliziertere Handlungen aneignen, setzt zunächst ihre öffentliche Artikulation voraus und ermöglicht durch die Allgemeinheit der sprachlichen Form auch die öffentliche Verhandlung von Handlungszielen und auch Handlungsplänen, ob sie sich nur auf ein Individuum beziehen oder diese Pläne die Tätigkeit mehrerer Personen einschließen. Eine das Praxisfeld, die Absichten und die Umwelt objektivierende Sprache schießt damit weit über die ‚Kommunikation‘ von Tiersozietäten mittels beschränkter Signalsysteme hinaus, nicht nur weil überhaupt Handlungsziele zum ideellen Gegenstand der Orientierung werden, sondern auch, weil sie in planmäßiger Weise miteinander abgestimmt und kombiniert werden können.

Oben war der Sonderfall benannt worden, dass der Inhalt einer kollektiven Tätigkeit durch eine Person gesetzt wird, d.h. die Tätigkeit einer Kommandostruktur unterliegt. Die Besonderheit besteht darin, dass hier ein Abstimmungsprozess zwischen den Beteiligten über die Motive und Modalitäten entfällt. Allgemein ist aber die Koordinierung innerhalb einer kollektiven Tätigkeit von der intersubjektiven Abstimmung über kollektive Handlungsziele zu unterscheiden. Voraussetzung ist in beiden Fällen, dass Individuen Handlungspläne artikulieren, sich als ihr Ziel zu eigen machen, bewerten und verfolgen können. Ohne dem an dieser Stelle weiter nachzugehen, ist hier zu bemerken, dass eine besondere Komplexität und Verschränkung mit Sprache dadurch hereinkommt, dass schon die subjektive Bestimmung der Motive und die Bewertung auf interiorisierten sprachlichen Mitteln, sprachlich vermittelten Urteilen, Schlüssen und Kalkulationen, beruhen und daher von der Gestalt dieser real verfügbaren Mittel abhängig sind, und mehr noch, dass die subjektive Artikulation in den Abstimmungsprozessen die Nachvollziehbarkeit und Akzeptanz durch die anderen, also allgemein verfügbare und anerkannte Denkweisen, Wertungen und Argumentationen einbeziehen muss. Z.B. geht der Unterwerfung unter fremdes Kommando in der Lohnarbeit eine jahrelange Einübung in eine Denk- und Motivwelt voraus, die diese

Vorgänge hauptsächlich im Licht ihrer individuellen Reproduktionsrationalität zeigt.

Nicht der ganze Bereich menschlicher Interaktion lässt sich als kollektive Tätigkeit oder auch nur als Koordination beschreiben. Daher ergäbe es ein sehr verzerrtes Bild, würde man allen sprachlichen Verkehr auf eine der zwei eben unterschiedenen Seiten kollektiver Tätigkeit zurückführen wollen. Wittgenstein trifft etwas Richtiges, wenn er gegen sprachphilosophischen Reduktionismus „die Mannigfaltigkeit der Sprachspiele“ (PU 23) vor Augen führt. Nur erscheint bei ihm diese Mannigfaltigkeit als kulturalistische Beliebigkeit. Wenn er schreibt: „Das Wort ‚Sprachspiel‘ soll hier hervorheben, dass das Sprechen der Sprache Teil ist einer Tätigkeit“ (ebd.), dann erscheint auch die Tätigkeit selbst in diesem Licht der Beliebigkeit, ohne Zusammenhang mit Erfordernissen der Lebensorganisation. Wenn Arbeit und Arbeitsteilung allerdings unabdingbare Tätigkeitsbestimmungen menschlicher Gesellschaften sind, dann sind es auch die Sprachspiele, die sie vermitteln. Beliebig ist auch nicht, dass Menschen sich miteinander ins Benehmen setzen, auch wenn die Formen variieren. Und für beides ist der herausgearbeitete Zusammenhang zwischen öffentlich artikulierbarer Sprache und individueller Handlungsorientierung ein zentrales Moment. Wie die Jäger in Leontjews Beispiel sich über die Kombination ihrer Tätigkeiten verständigen, ist eine Technik, ein Sprachspiel, das in verschiedenen Varianten auftauchen kann, aber das gleichzeitig den Erfordernissen der Jagd Genüge tun muss, um überhaupt eine nützliche Technik zu sein, die Jäger auch benutzen wollen. Unter diesen spezifischen Bedingungen gesellschaftlicher Reproduktion schmilzt die Mannigfaltigkeit der brauchbaren Sprachspiele zusammen. Daraus folgt nicht, dass es überhaupt keine Mannigfaltigkeit gäbe, sprachlich vermittelte gesellschaftliche Praxis beschränkt sich nicht auf urmenschliche Jagdszenen, sondern dass Wittgenstein durch diese Beschreibung Sprache entkoppelt von ihrem Nutzen für diejenigen, die sie gebrauchen. Oder anders: der bloße „Gebrauch“ der Sprache ist ein problematischer Endpunkt ihrer Bestimmung.

Keseling, der sich auch auf Leontjew bezieht, hat ebenfalls Orientierung und Koordination als „allgemeine Eigenschaften menschlicher Handlungen“ herausgestellt. Bezüglich ihres Zusammenhangs gibt er an, „dass den sprachlichen Koordinierungshandlungen von der Art ‚tue p, ich selbst werde q tun‘ in Wahrheit Orientierungshandlungen zugrunde liegen, derart dass die ersteren genetisch aus den letzteren hervorgegangen sind.“ (Keseling 1979, 66f). Damit erfasst er jedoch nur eine Seite des Zusammenhangs, und zudem ungenau. Wygotskis Beobachtung, dass Denken und Sprache verschiedene Quellen haben, die sich zum begrifflichen Denken erst auf einer bestimmten Entwicklungsstufe des Kindes verbinden, lässt sich auch auf dieses Verhältnis übertragen. Der Sprachaneignung geht ein Aufbau von Orientierungsfähigkeit ebenso wie von Koordinierungshandlungen notwendig voraus. Sprachliche Orientierung und sprachliche Koordinierung sind zunächst eins und können nur eingeführt werden in einem schon etablierten Koordinationszusammenhang, der zunächst asymmetrisch strukturiert ist. Daher setzt sprachli-

che Orientierung Koordination voraus. Koordination umgekehrt, setzt Orientierung zwar voraus, doch das Verhältnis ist spezifischer: Koordination ist reflexiv gewordene Orientierung. Sie geht keineswegs darin auf, dass die Beteiligten sich „nicht mehr nur auf die gegenständliche Wirklichkeit, sondern auch aufeinander orientieren“ (Keseling 1979, 73), sondern die Orientierung aneinander geht reflexiv in die jeweiligen Handlungsoptionen ein. Nur Sprache erlaubt, Koordination nicht nur mit Präzision und einem Reichtum an Inhalten, sondern auch mit der Potenz komplexer kollektiver Tätigkeit über weite Zeitspannen hinweg zu versehen. Sprache wird hier zur Voraussetzung der Netze sozialer Regeln, die die kulturellen Verkehrsformen durchziehen.

3.8 Sprache als Mittel sozialer Verkehrsformen

Was leistet die Theorie der Kulturhistorischen Schule für die Leitfrage, welche Vermittlungsleistung Sprache in menschlichen Gesellschaften erbringt? Indem sie zeigt, wie Sprache als interiorisiertes psychisches Mittel zur subjektiven Organisation von materiellen Handlungen fungiert, zeigt sie die intime Verschränkung der gesellschaftlichen Arbeit mit Sprache. Es ist eben nicht nur die kommunikative Ergänzung des unmittelbaren Arbeitsprozesses, die darin unmittelbar wahrnehmbare artikulierte Sprache, die sich wie ein fremdes Element in die eigentliche materielle Tätigkeit einschmiegt. Sondern diese materielle Tätigkeit ist vermittelt durch einen vorangegangenen individuellen Aneignungsprozess und durch eine nun nicht mehr verbal artikulierte geistige Kontrolle, die sprachliche Orientierungsmittel notwendig einschließen. Die gesellschaftliche Bedeutung der Sprache hat in dieser Theorie aber Schlagseite, sie wird von der Arbeit, dem Naturverhältnis her bestimmt. Dies ist nicht geringzuschätzen: die gegenständliche Tätigkeit ist dem Anschein nach gerade am weitesten entfernt von sprachlichem Einfluss, und daher ist die Schwierigkeit, diese Seite zu durchdringen, am größten, wie der partielle Rückfall Leontjews hinter einmal theoretisch Erreichtes anzeigt. Das Resultat der Kulturhistorischen Schule ist hier, dass es zu oberflächlich ist, Sprache nur als Speichermedium von Wissen aufzufassen, das auf diese Weise tradiert und arbeitsteilig produziert werden kann; Sprache ist vielmehr notwendig in die subjektive Organisation und Benutzung solchen Wissens in der individuellen und kollektiven Tätigkeit involviert. Aneignung dieses Wissens ist nicht die äußerliche Aufnahme von Sätzen, sondern deren subjektive Integration in ein von sprachlichen Bestimmungen durchdrungenes, zu wesentlichen Teilen auf sprachlicher Organisation beruhendes Handlungssystem.

Doch die Handlungen, die den gesellschaftlichen Verkehr ausmachen, schließen bedeutend mehr ein als den Stoffwechsel mit der Natur, auch wenn es kaum einen menschlichen Tätigkeitsbereich gibt, der ohne direkte dingliche Vermittlung existiert. Die Institutionen, die das gesellschaftliche Leben ordnen, stehen in einem mehr oder weniger vermittelten Zusammenhang

mit Inhalt und Form der materiellen Arbeit, z.B. die modernen Nationalstaaten mit der Durchsetzung von Eigentumsverhältnissen und kapitalistischen Verkehrsformen nach innen und der Behauptung eines vereinheitlichten Wirtschaftsraums nach außen. Das bürgerliche Rechtssystem korrespondiert daher inhaltlich der Produktionsweise, es ist ja auch ein Mittel ihrer Reproduktion, der Form nach korrespondiert es dem nationalstaatlichen Zentralismus und Gewaltmonopol. Worauf es hier ankommt, ist aber der Umstand, dass der Rechtsapparat für seine Agenten nicht in derselben Weise wie bei der materiellen Produktion Aneignung von Kenntnissen und Handlungen in einem im engeren Sinne materiellen Gegenstandsbereich einschließt, sondern die Aneignung eines sozial produzierten Urteils- und Handlungssystems, das nicht die Menschen auf ihre Arbeitsgegenstände orientiert, sondern den Umgang der Menschen untereinander reguliert. Wesentliches Mittel dieser Regulierung ist die sprachliche Fixierung der Regeln, Rechtsgrundsätze und Gesetze, nach denen Rechtsfälle klassifiziert, interpretiert und behandelt werden. Während es bei materiellen Arbeitsprozessen der Vorstellung leicht fällt, von der Notwendigkeit sprachlicher Vermittlung zu abstrahieren und sie für etwas Äußerliches zu nehmen, ist es im Recht viel deutlicher, wie sprachliche Bestimmungen zwischen die Gegenstände (Handlungen, Vorfälle) und den differenzierten Umgang mit ihnen treten.

In weniger institutionalisierter Form gilt das auch für Wertsysteme und Ethiken, die ebenfalls Systeme der Einordnung von und Haltung gegenüber Handlungen, Verhalten, Menschen darstellen und deren Differenzierungen sprachlich fixiert zirkulieren, somit nicht einen individuell differenzierten Umgang mit anderen darstellen, sondern als öffentliches Handlungs-Bezugssystem sozial objektivierter Verkehrsformen sind, die individuell angeeignet werden, an denen Individuen ihre Handlungsorientierung und ihre Selbstwahrnehmung ausrichten und die zugleich das Moment der Koordinierung von gesellschaftlicher Anerkennung oder Missachtung beinhalten. Ohne ein allgemein angeeignetes Zeichensystem als materielles Differenzierungsmittel und Urteilsgrundlage, die aufgrund seiner Verallgemeinerung wiederum als jenseits der es produzierenden Individuen bestehend erscheinen kann, ist weder die Komplexität noch die gesellschaftliche Verallgemeinerung denkbar. Menschen treten sich nicht nur als kooperative Arbeiter gegenüber, sondern in tausenderlei Weisen, die ihnen Bewertung und Orientierung abverlangen. Die Organisation und Aneignung dieser Verkehrsformen beruht auf sprachlicher Vermittlung, stellt auch ein wesentliches Feld sprachlicher Vermittlung menschlicher Beziehungen dar, fand aber keinen Eingang in die Untersuchungen der Kulturhistorischen Schule. Dabei sind viele Bedürfnisse und daher Motive von Menschen gerade nicht auf Lebensmittel, sondern auf andere Menschen oder die Beziehungen zu ihnen gerichtet und ihre gesellschaftlichen Formen kulturhistorische Gegenstände.

Die Konstellation in der Psychologie ist hier bemerkenswert. Die Kulturhistorische Schule interessiert sich kaum für die Beziehungen zwischen Menschen, arbeitet aber eine bahnbre-

3 Sprache als Mittel: die Kulturhistorische Schule

chende Theorie der Sprache als psychisches Mittel heraus, jedoch bleibt die Beschäftigung mit den Inhalten der Sprache einigermaßen oberflächlich. Die Psychoanalyse dagegen setzt die sprachlichen Inhalte und die Beziehungen der Menschen zueinander, zumindest in der von den Subjekten verinnerlichten Form, geradezu ins Zentrum ihrer Subjekttheorie, interessiert sich aber kaum für die realen gesellschaftlichen Strukturen und materiellen Verhältnisse, zu denen sich die Subjekte stellen müssen. Holzkamp-Osterkamp kritisiert die Freudsche Theorie vom historisch-materialistischen Standpunkt der Kritischen Psychologie: „In der psychoanalytischen Gegenüberstellung ‚des‘ triebbestimmten Individuums auf der einen Seite und ‚der‘ als selbstständige Wesenheit unabhängig von ihm bestehenden triebunterdrückenden ‚Gesellschaft‘ auf der anderen Seite wird in Verständnis- und Begriffslosigkeit gegenüber der gesellschaftlichen Natur des Menschen ein ontologischer Gegensatz zwischen der genuin ungesellschaftlichen, ja gesellschaftsfeindlichen Triebnatur des Menschen und den ihm notwendig gegen seine Natur abgezwungenen gesellschaftlichen Leistungen hypostasiert. Deswegen können Lebensbedingungen, unter denen die unmittelbaren Produzenten *tatsächlich* durch ihr Ausgeschlossensein von der bewussten gesellschaftlichen Planung der Produktion einer undurchschaubaren und unbeeinflussten ‚Gesellschaft‘ als davon getrennte Individuen gegenüberstehen und mithin kaum gesellschaftlich-integrative, produktive Bedürfnisse zur Teilhabe an gesellschaftlicher Realitätskontrolle ausbilden konnten bzw. diese nur in Form des Leidens an der Abhängigkeit erfahren und weitgehend auf die direkte, ungesicherte Befriedigung organischer und sexueller Bedürfnisse zurückgeworfen sind, von der Psychoanalyse nicht als historisch gewordene, bestimmte gesellschaftliche Verhältnisse, die in gesellschaftlicher Praxis veränderbar sind, begriffen werden.“ (Holzkamp-Osterkamp 1978, 321) Bezeichnenderweise findet in ihrer bestechenden Kritik und Rekonstruktion der Freudschen Theorie Sprache allenfalls beiläufig Erwähnung. In der Kritischen Psychologie ist man mit einer Subjekttheorie konfrontiert, die zwar Handlungsfähigkeit, Handlungsmotive und Begründungsmuster als Grundkategorien menschlicher Subjektivität ernst nimmt, aber weitgehend ausblendet, wie eng diese Bestimmungen mit dem Orientierungsmittel Sprache verschlungen sind. Beim Begriff der Begründung wird am deutlichsten, wie kompliziert eigentlich die Verhältnisse liegen: Sprache wird mit ihrer Aneignung auch zum Mittel, mögliche Handlungen zueinander in Beziehung zu setzen, d.h. begründete Entscheidungen zu treffen. Ein Individuum muss sich nicht über seine Gründe klar sein, aber es muss zumindest eine vage Ahnung seiner Handlungsmöglichkeiten haben, wenn es Entscheidungen trifft. Und die subjektive Auffassung dieser Möglichkeiten wird ab einem bestimmten Entwicklungsstadium immer mehr durch sprachliche Bestimmtheit vermittelt. Dazu kommt aber noch ein gesellschaftlicher Diskurs der Handlungsbegründung, der öffentlich die Anerkennung oder Ablehnung, die Legitimität oder Illegitimität, die Achtung oder Verachtung bestimmter Handlungsgründe verhandelt. Hier tut sich schnell ein Spannungsfeld auf zwischen Bedürfnissen und anerkannten, artiku-

liebaren Handlungsgründen. Aber um an Holzkamp-Osterkamps Freudkritik anzuschließen, es wäre falsch, hier genuin subjektive, ‚vorsprachliche‘ Bedürfnisse einer artikulierten versagenden Öffentlichkeit gegenüberzustellen, auch wenn man dieses Verhältnis historisiert. Das Verhältnis ist komplizierter. Sprache ist ein Mittel für das Subjekt, seine Bedürfnisse zueinander und zu seinen Handlungsmöglichkeiten in Beziehung zu setzen. Diese sprachlichen Mittel erhält es aber ursprünglich aus der allgemeinen Sprache. Durch die Verinnerlichung der öffentlichen Sprache tritt zwar eine partielle Verselbständigung der inneren Sprache ein, das heißt aber nicht, dass das Individuum die von ihm angeeigneten Reflexionsmittel so umbauen kann, dass es völlige Klarheit über seine Bedürfnisse und Anforderungen seines Körpers oder gegebenenfalls über die gesellschaftlichen Gründe ihrer Versagung erlangt. Man kann also sagen, dass die subjektive Auffassung und Bearbeitung der Bedürfnisse als Derivat gesellschaftlicher Reflexionsmittel zu verstehen ist, das eine bestimmte, aber nicht genuin durchsichtige Weise ist, subjektiv die Körperansprüche zu organisieren, die sich bei Nichtbeachtung auch unkontrolliert äußern können, z.B. in Form von Neurosen. Die subjektive Reflexion der Bedürfnisse und Handlungsgründe ist aber wiederum nicht gleichzusetzen mit den gesellschaftlichen Begründungsansprüchen, zu denen sich das Individuum auch verhalten muss, um seine soziale Lebensgrundlage nicht aufs Spiel zu setzen oder, positiv gewendet, Anerkennung zu finden. Man kann vielleicht sagen, je eher die durchgesetzten Verkehrsformen auf die Artikulation, Anerkennung und Befriedigung individueller Bedürfnisse ausgerichtet sind, desto weniger werden Individuen zur Privatisierung ihrer Handlungsreflexion gedrängt. Handlungsmotive und Begründungen sind nur ein Aspekt, wie Sprache als Koordinationsmittel in die Organisation des Zusammenlebens eingeht, in die Weise, wie Menschen einander gegenüber treten, ihren Umgang miteinander bestimmen, ihr Handeln voneinander abhängig machen, gegenseitig auf Haltung und Einstellung einwirken und Ansprüche aneinander artikulieren. Als allgegenwärtiges Beispiel mag vergeschlechtlichte Subjektivierung dienen, in der Verhaltensansprüche, Bedürfnisse, Sexualität, Anerkennung gesellschaftlich um die Konzepte ‚Männlichkeit‘ und ‚Weiblichkeit‘ herum organisiert und durchgesetzt werden und entsprechend die Erwartungen, Wahrnehmungen und Umgangsweisen durchziehen.

Ein weiterer durch Sprache vermittelter Bereich der menschlichen Lebensorganisation, der nicht mit dem gesellschaftlichen Stoffwechsel mit der Natur zusammenfällt und bereits im Abschnitt über Koordination angesprochen wurde, ist das politische Handeln. Dabei werden die Formen und Regeln des Umgangs und kollektiven Handelns zum bewussten Gegenstand der Auseinandersetzung. Das setzt aber voraus, diese Formen und Regeln überhaupt artikulieren zu können. Kollektives Handeln lässt sich nur organisieren, indem Handlungsziele oder -gründe über eine Gruppe verallgemeinert werden.

Das wiederum geht nicht darin auf, zu bestimmen oder sich darauf zu einigen, *was* gemacht werden soll oder *wie* es gemacht werden soll. Der Boden, auf dem Politik organisiert wird, sind

3 Sprache als Mittel: die Kulturhistorische Schule

die bestimmten Ansichten darüber, wie sich die Dinge verhalten, wie die Einzelnen dazu stehen, welches Handeln welche Ergebnisse haben wird oder soll. In den alltäglichsten Äußerungen steckt ein bestimmtes Bewusstsein, kommt zum Ausdruck, wie sich Menschen zueinander stellen und wie sie die Welt auffassen. Dieser Raum des Thematisierten und der Überzeugungen, ein Arsenal der Orientierungsmittel, das weit mehr umfasst als Selbsterfahrenes, kann ebenfalls nur existieren auf Grundlage der Sprache, die nicht nur das Mitteilen ermöglicht, sondern auch, sich über die Dinge zu verständigen. Dieser Raum ist aber auch der Raum des Ideologischen, der Verschleierung gesellschaftlicher (Herrschafts-)Verhältnisse, des Irrglaubens und der Phantasterei darüber, wie sich die Dinge verhalten, gerade wenn es um das geht, was zu großen Teilen außerhalb des Erfahrungsbereichs der Einzelnen liegt, wo es also nahe liegt, diesen Erfahrungsausschnitt zur Grundlage von Ad-hoc-Verallgemeinerungen zu machen, statt die verborgenen Zusammenhänge zu durchschauen.

4 Zur inneren Struktur der Sprache: Brandons pragmatistischer Logizismus

4.1 Annäherung

Aus dem bisherigen Argumentationsgang lässt sich festhalten, dass die Bewältigung vieler praktischer Aufgaben, die sich im gesellschaftlichen Leben stellen, die Aneignung entsprechender Orientierungs- und damit sprachlicher Mittel voraussetzt. Dabei helfen medizinische Begriffe, die man sich im Rahmen der zugehörigen Zeichenoperationen und praktischen Handlungen erworben hat, nicht bei der Frage, ob der Kauf eines neuen Traktors lohnt, und höchstens am Rande für die Planung einer Individualreise. Die Fähigkeiten und Kenntnisse, bei denen die sprachlichen Mittel konstitutiv zum Einsatz kommen, beziehen sich auf besondere Lebensbereiche, die zu ihrer praktischen Bewältigung ebenso besondere Reflexions- und Handlungslogiken erfordern. Diese Differenzierung in der Sache bzw. den Zwecken spiegelt sich in der Differenzierung der Mittel. Nun ist im letzten Kapitel mit dem Hinweis auf die probeweise Zusammensetzung der Handlungen in Form von Zeichenoperationen bloß angedeutet worden, worin diese Besonderung der Sprache als Orientierungsmittel besteht und was diese Mittel dazu tauglich macht, tatsächlich diese Vermittlungsleistung zu erbringen. Saussure ist soweit recht zu geben, dass der Stoff, aus dem die sprachlichen Mittel bestehen, ein produziertes und individuell reproduzierbares Differenzierungssystem ist. Die alte Philosophenfrage, was das Verbindende ist, wenn die Materie in ihr vermeintlich anderes, den Geist, aufgenommen ist, und zwar in Form der Erkenntnis, erfährt hier die Antwort: Unterscheidung. Die geistige Reproduktion der Wirklichkeit hat – materialistisch erklärt – zur Grundlage, Unterschiede, die man an einer Sache macht, auf eine andere Sache, das materielle Zeichen¹, zu übertragen, das genau dazu da ist, diesen Unterschied zu verfestigen und festzuhalten.

Der klassische erkenntnistheoretische Blick auf Sprache ist, den Begriff der Sache gegenüberzustellen und zu fragen, wie sich die Unterschiede der Sache in den Unterscheidungen des Begriffs widerspiegeln. Wittgensteins Abkehr von dieser Fragestellung und Verabschiedung

¹Es versteht sich und wird im Folgenden auch noch deutlicher werden, dass hier unter materiellen Zeichen nicht das Zeichen-Token alleine verstanden werden kann: Die Reproduktion eines Unterschieds in einer Zeichenpraxis schließt notwendig die Reproduktion von Zeichen-Typen ein, und zwar in Form von systematisch aufeinander bezogenen Zeichen-Typen.

4 Zur inneren Struktur der Sprache: Brandoms pragmatistischer Logizismus

des Logizismus zugunsten des Sprachspielkonzepts besteht unter anderem darin, nicht mehr die Mannigfaltigkeit der Sache unmittelbar mit der Mannigfaltigkeit der Sprache in Beziehung zu setzen bzw. in Einklang zu bringen, sondern umfassender das Verhältnis der sprachlichen Tätigkeit zur menschlichen Praxis als Ausgangspunkt zu nehmen, die einen Umgang mit den Sachen einschließt und die *auch* eine Differenzierungspraxis ist, die wesentlich auch sprachlich fixierte Unterscheidungen zur Grundlage nimmt. Die Unterscheidungen der Sprache werden so aufgefasst als Vermittlungsglieder in Sprachspielen, die wiederum (in Teilen) den praktischen Weltbezug organisieren. Je nachdem, ob man Stäbchen zum Essen, zum Zusammenstecken der Haare oder zum Schlagzeugspielen benutzt, sind unterschiedliche Techniken und unterschiedliche Gütekriterien im Spiel, die bestimmen, welche Urteile brauchbar und geläufig sind. Sprache ist zu sehr verselbständigte Praxis, um vollständig Abbild eines anderen Bereichs der Wirklichkeit zu sein. Aber eher noch, als dass sie die Eigenschaften der Dinge reproduzieren würde, spiegeln ihre Unterscheidungen die Unterschiede des Handlungsraums, in den die an den Dingen getroffenen Unterscheidungen eingehen.

Um den Mittelcharakter der Sprache zu begreifen, genügt es nicht, sie in der eingeschränkten Perspektive einer Abbildtheorie als Repräsentation der Welt aufzufassen, denn in dieser Perspektive ist sie selbst das Vermittelte, das durch den Verstand produzierte Abbild, nicht das Vermittelnde. In dieser Sichtweise, die gut der Perspektive des arbeitsteilig realabstrakten Theoretikers korrespondiert, ist also ausgeblendet, was praktisch mit ihr anzufangen ist. Ein gegliederter Prozess hat es an sich, dass jedes Vermittlungsglied eigens herausgehoben werden kann, so eben auch Theorie als Glied des praktischen Lebensprozesses. Um allerdings den gegliederten Zusammenhang zu begreifen, ist dieser als Ganzes zum Ausgangspunkt zu nehmen: „Die [...] ‚operativen‘ Aspekte des Denkens als individuell-antizipatorischem Moment der Regulation von Aktivitätssequenzen – Wechselspiel zwischen symbolisch-, ‚verinnerlichter‘ Antizipation und deren ‚Wiederveräußerung‘ durch praktisch- antizipierende Realitätsveränderung und ‚Beobachtung‘/Auswertung der dabei erreichten Effekte – sind im ‚handlungsbezogenen‘ Denken *notwendig als Untereinheiten enthalten*, indem hier die *sinnlich-stoffliche Einwirkung* des Individuums an der widerständigen Realität denkend verarbeitet und gesteuert wird.“ (Holzkamp 1983, 284) Diese denkende Verarbeitung ist nicht als reines Auf sammeln von Sachverhalten begreiflich, als ziellose Verwandlung von Sinnesmaterial in Theorie, sondern als Vermittlung sinnlicher Tätigkeit durch eine ihre wesentlichen Momente reflektierende Zeichentätigkeit. Das zeigt sich nicht nur in der Sortierung der Dinge nach praktischen Gesichtspunkten, eine Fläche mit vier Beinen als Tisch oder als Hocker, eben gemäß dem verschiedenen Nutzen, sondern auch darin, dass sich Bewertungen und Handlungen ebenso auf der Zeichenebene repräsentiert wiederfinden wie die Dinge, auf die sie bezogen sind. Die Bewertung ‚genießbar‘ ist sowohl auf die Tätigkeit der Nahrungsaufnahme bezogen als auch ein bedeutendes Prädikat zur Klassifizierung

von Dingen. Pilzen, die man im Wald sammelt, ist ihre Genießbarkeit nicht unmittelbar anzusehen. Der erfahrene Pilzsammler weiß, welche *Arten* genießbar sind, und weiß sie treffsicher anhand optischer Eigenschaften von solchen zu unterscheiden, die es nicht sind. Die Praxis des Pilzesammelns ist von ihrem Zweck her strukturiert, am Ende einen Haufen genießbarer Pilze, zu einem Gericht verarbeitet, verspeisen zu können und sich dabei nicht der Gefahr einer Vergiftung auszusetzen. Entsprechend sicher und zielgerichtet ist die Identifizierung eines Pilzes als Champignon oder als Knollenblätterpilz unter Absehung aller Eigenschaften, die er sonst noch aufweist, die aber zur Bestimmung der Art nichts beitragen. Die zur Unterscheidung herangezogenen Eigenschaften sind nicht selbst der Grund, diese optisch ähnlichen Pilze grundverschieden zu behandeln, sondern andere Eigenschaften (durchschnittliche Reaktion des menschlichen Organismus bei Einnahme), auf die vermittelt der Sortierung in Arten und tradiertem Wissen über sie geschlossen wird.

Alle in diese Urteile und Schlüsse eingehenden Zeichenelemente sind selbst vermittelt, die unterscheidenden Kriterien zur Identifizierung als Champignon, das Wissen, dass Champignons genießbar sind, und auch die praktische Bedeutung der Genießbarkeit. Dass manche Dinge ungenießbar sind, muss Kindern beigebracht werden, und in diese Praxis wird die verbale Kennzeichnung eingeflochten, sie gibt dem Prädikat ‚genießbar‘ seine Bedeutung, nur nach einer Seite hin Wissen zu sein, nach der anderen aber Modifikation der Praxis der Nahrungsaufnahme. Die Wissensseite ist nicht der Ausgangspunkt, von dem dann praktisch geschlossen wird, sondern der praktische Schluss ist als eine Praxis schon vorausgesetzt, um diesem Wissen überhaupt seine Signifikanz zu geben und die Dingwelt mit einem Raster der Genießbarkeit/Ungenießbarkeit zu überziehen. Die Bedeutung von ‚genießbar‘ ist also vermittelt durch eine Erziehung, manches essen zu können und anderes nicht. Das Wissen, dass Champignons essbar sind und Knollenblätterpilze nicht, ist durch Erfahrung vermittelt, die sich in diesen Urteilen ausdrückt und in dieser Form übermittelt werden kann. Die Fähigkeit, beide Pilzarten zu unterscheiden und zu identifizieren, entstammt einer Geschichte, die Dingwelt menschlichen Zwecken gemäß einzuteilen, und wird dem Individuum über die Kriterien beigebracht, anhand derer es selbst diese Einteilung vornehmen kann, also indem es lernt, entsprechende Urteile über einzelne Pilze zu fällen.

Der Schluss, dass dieser Pilz genießbar ist, bedeutet beim Pilzesammeln praktisch die Freigabe der angezielten Tätigkeit: ihn einzusammeln. Ideell werden darin zwei räumlich und zeitlich getrennte Praxen aufeinander bezogen, die Anforderungen der einen zur Regulation der anderen herangezogen. So vermittelt die ideelle Inbeziehungsetzung die materielle Beziehung, die darin besteht, dass es dieselben Pilze sind, die erst zweckgemäß gesammelt und dann später gegessen werden.

Zu wissen, welche Pilze genießbar sind, heißt noch nicht zu wissen, wo man sie finden kann.

Aber es ist dennoch Bedingung dafür, den (bewussten) Zweck zu verfolgen, genießbare Pilze zu sammeln. Ist dieses Wissen sprachlich vermittelt, dann ist damit vorausgesetzt, dass man die Form, in der dieses Wissen übermittelt wird, beherrscht. Dass dieser Pilz ein Champignon und daher genießbar ist und somit in den Korb gehört, ist ein Gedankengang, der auf der Zeichenebene die Elemente nicht schon dadurch zueinander in Beziehung setzt, dass sie nebeneinander gestellt oder nacheinander hergesagt werden. Sondern es bedarf der Kenntnis der Zeichenoperationen, d.h. der Regeln, nach denen mit Worten zu verfahren ist, also in welche Beziehung die Worte zueinander gebracht sie welche Beziehung zur praktischen Tätigkeit haben. Die Beherrschung dieser Formen ist die Voraussetzung dafür, sich darin ausgedrücktes Wissen zunutze machen zu können.

Dass Champignons genießbar sind, sprachlich auszudrücken, setzt die Logik von Artbegriffen voraus, d.h. einerseits Sprachregeln, wie Einzelexemplare subsumiert werden („das ist ein Champignon“ z.B. im Unterschied zu „das ist weiß“ etc.), und andererseits Regeln, nach denen Allgemeinaussagen gebildet und gebraucht werden können. Diese sprachliche Technik zu beherrschen heißt unter anderem, entsprechende Schlüsse vom Allgemeinen auf das Einzelne ziehen zu können, d.h. aus der Subsumtion und der Allgemeinaussage einen neuen Satz zu generieren. Der Schüler mag nun folgern aus einem Wissen, das er schlicht als gegeben hinnimmt aufgrund der Autorität des Lehrers. Wer aber die Formel aufstellt, dass Champignons essbar sind, oder Kriterien benennt, woran besonders schmackhafte Exemplare zu erkennen sind, macht sich etablierte Sprachformen zunutze, mittels derer er eine neue Regel einführen und festhalten kann. Diese Regel anzunehmen bedeutet für den Pilzsammler, die sprachliche Vermittlung seiner Praxis und damit seine Praxis selbst zu modifizieren, indem neue Elemente in seiner Orientierung Bedeutung erhalten. Sprache lernen bedeutet also nicht nur, Regeln zu lernen, wie Zeichen nützlich mit anderen Zeichen und Sätze mit anderen Sätzen zu verbinden sind, sondern zunächst einmal zu lernen, die eigene Tätigkeit (auch) von sprachlichen Bestimmungen leiten zu lassen. Ist die Tätigkeit einmal mit Sprache verschlungen, dann hat eine Änderung des individuellen Sprachnetzes eine Änderung der Tätigkeit zur Folge. Erfährt der Pilzsammler, dass manche Champignons nicht gut verdaulich sind und wie er sie erkennen kann, so kann er seine Sammelpraxis entsprechend ändern. Gerade weil Überzeugungen in Form durch das Individuum anerkannter Sätze direkt in die Praxis eingehen, legt die Erfahrung, gelegentlich von anderen getäuscht zu werden und nicht alle Aussagen für bare Münze nehmen zu können, eine Praxis des Prüfens neuer Aussagen auf Plausibilität nahe. So erwächst dem Individuum ein sprachlich codiertes Wissensnetz, auf das es in seiner entsprechenden Praxis als Ressource zurückgreift, das es gemäß seiner Erfahrungen, die es in dieser Praxis macht, modifiziert und das ihm aber auch außerhalb der unmittelbaren Situationen dieser Praxis zugänglich ist.

In dieser Bestimmung der Sprache als Vermittlung regelgeleiteten Handelns ist Wahrheits-

funktion und Handlungsnorm begrifflich noch nicht getrennt. Einer Verhaltensnorm in Bezug auf eine Sache zu genügen, bedeutet notwendig, sich auf die Sache selbst einzulassen, also irgendwelche sachlichen Kennzeichen zur Grundlage praktischer Unterscheidungen zu nehmen. In diesem Sinne spiegelt die Sprache die Sache wider. Dadurch ist aber keineswegs festgelegt, welchen lebenspraktischen Sinn der Umgang mit der Sache, die genormte Praxis, aufweist. Eine Beziehung dieser Praxis zur gesellschaftlichen Reproduktion vorausgesetzt, kann dieser reproduktionslogische Gehalt ganz mit illusionären Vorstellungen verschmolzen sein. „Der ‚praktische Begriff‘ der genannten Aktivitäts-Ursache-Wirkungs-Relation ist dabei unabhängig davon, in welchen zunächst magischen, später ‚mythischen‘ Formen der Welt- und Lebensdeutung er erscheint: Entscheidend für unsere gegenwärtigen Überlegungen ist, dass hier in den Denkformen und dem diese realisierenden individuellen Denken ein ‚kognitives Niveau‘ repräsentiert ist, durch welches die genannten ‚Kausalzusammenhänge‘ *praktisch* in kooperativ-verallgemeinernder Weise berücksichtigt und damit die Existenz der Gesellungseinheit vorsorgend gesichert werden kann.“ (Holzkamp 1983, 289) Holzkamp illustriert die Aktivitäts-Ursache-Wirkungs-Relation durch das Beispiel von Aussaat-Ernte. Diese Praxis setzt in der Tat ein Verständnis für den Sinn der Aussaat voraus, der in der *zu erwartenden* Möglichkeit der Ernte liegt, wie auch immer die zugrundeliegenden Vorgänge und Zusammenhänge vorgestellt werden und mit welchen (z.B. religiösen) Praktiken, die das produktionsrelevante Ursache-Wirkungs-Verhältnis real nicht berühren, sie sonst noch verbunden werden. Das bedeutet nicht, dass von allem Illusorischen abstrahiert werden kann, als wäre es gesellschaftlich irrelevant, sondern dass, so illusorisch die Vorstellungen sonst auch sein mögen, diese Sprache eine Vermittlung leisten muss, um die entsprechende Naturbeherrschung möglich zu machen.

4.2 Brandoms Sprachpragmatismus

4.2.1 Darstellung

Innerhalb der Tradition der analytischen Sprachphilosophie bietet Robert Brandom einen vorläufigen Anknüpfungspunkt für die Frage nach sprachlich-operationalen Strukturen, in denen sich Denken bewegt, und die damit die sprachliche Vermittlung rationalen Handelns ermöglichen. Sein Ausgangspunkt ist die Grundthese, dass sich semantische Strukturen als pragmatische Strukturen des Operierens mit Sätzen rekonstruieren lassen. Dabei gilt ihm Folgern als „der Schlüsselbegriff, der semantischen Gehalt und pragmatische Signifikanz verknüpft“ (Brandom 2000, 284), denn nicht auf der Ebene von Begriffen oder Sätzen, sondern erst in ihren Folgebeziehungen ist die sprachliche Bedeutung zur praktischen Bedeutung entfaltet. Brandoms Leitfrage ist dementsprechend, wie sprachliche Gehalte über Operationsregeln für Folgebeziehungen bestimmt sind. Sein Ausgangspunkt für die Darstellung dieser Operationsregeln

ist der interpersonale Austausch von Behauptungen und Nachfragen im „Spiel des Gebens und Verlangens von Gründen“, das er in Anlehnung an Wittgenstein als Sprachspiel fasst, das die Zugmöglichkeiten der Beteiligten regelt. Da er sich nicht nach realen historischen Formen fragt, in denen Gründe gegeben oder verlangt werden (können), handelt es sich bei dieser Sprachspielkonstruktion um eine Idealisierung, die formell an ein Ideal wissenschaftlicher Dispute erinnert: „Das Behaupten, jedenfalls in dem hier vorgestellten idealen Sprachspiel, ist eine egalitäre Praxis in einem Sinne, in dem es das Befehlen und Genehmigen nicht ist.“ (Brandom 2000, 355)

Die Grundzüge dieses Sprachspiels sind Behauptungen. Die pragmatische Signifikanz eines Behauptungssatzes ist nach Brandom, dass, wer eine Behauptung aufstellt, erstens die Verantwortung übernimmt, sie auch begründen zu können, und zweitens sie als Grund für praktische oder theoretische Schlüsse auch akzeptiert. Die Logik des Behauptens ergibt sich aus den praktischen Regeln des interpersonalen Sprachspiels, an die sich jemand halten muss, damit seine Aussagen als Behauptungen ernst genommen werden. Diese Regeln bestehen im Wesentlichen darin, dass eine Behauptung gegenüber anderen gleichermaßen als Festlegung wie als Berechtigung behandelt wird. Insofern es sich um eine Festlegung handelt, berechtigt es andere dazu, eine Rechtfertigung zu verlangen und aus dieser Festlegung folgende Festlegungen zu unterstellen. Um eine Berechtigung handelt es sich umgekehrt insofern, als eine Behauptung selbst wieder als Rechtfertigung einer weiteren Behauptung oder praktischen Folge dienen kann.

Bei Brandoms Konstruktion handelt es sich zunächst nur um eine pragmatistisch-formalistische Beschreibung des Umgangs mit Behauptungen. Behauptungen stehen nicht alleine, sondern in einem Folgerungszusammenhang mit anderen Behauptungen oder Praktiken. D.h. sie können durch andere Behauptungen oder Beobachtung begründet werden oder andere Behauptungen oder Handlungen begründen. Das beschriebene Spiel des Gebens und Verlangens von Gründen ist zunächst formalistisch, insofern es nur erfasst, dass der Zusammenhang von Sätzen durch Akzeptanz von Begründungen praktisch hergestellt wird, und nicht, worin gute oder schlechte Begründungen bestehen. Die inhaltliche Bestimmung von Behauptungen ergibt sich aus ihrer Stellung als Glieder in Inferenzen. In dieser Hinsicht bestehen Inferenzen darin, den Anerkennungsstatus einer Behauptung auf den einer anderen zu übertragen. Grundformen der Inferenz, die (explizite) Behauptungen zueinander in ein Begründungsverhältnis setzen, sind: 1. Festlegungserhaltung (wenn jemand die eine Behauptung anerkennt, wird von ihm verlangt, auch die andere anzuerkennen), 2. Berechtigungserhaltung (wenn jemand zur ersten Behauptung berechtigt ist, ist er auch zur zweiten berechtigt, wenn auch nicht auf sie festgelegt), 3. Inkompatibilität (wenn jemand die eine Behauptung anerkennt, wird von ihm verlangt, die damit inkompatible nicht anzuerkennen), 4. Übernahme von Behauptungen von anderen Personen aufgrund ihrer Verlässlichkeit.

Damit ist keineswegs bestimmt, welche Schlussformen einerseits und welche konkreten in-

haltlichen (materialen) Inferenzen andererseits tatsächlich in einer Sprachpraxis anerkannt bzw. in Gebrauch sind. Zu festlegungserhaltenden Inferenzen: Die Festlegung darauf, dass aus a b folgt, zusammen mit der Festlegung auf a, gilt in der Regel als festlegungserhaltend, da, wer sich so festlegt, auch als auf b festgelegt behandelt wird. Die entsprechende Folgerungs- und Anerkennungspraxis wird Brandoms logischem Explikationismus zufolge durch den Modus Ponens der formalen Logik nicht begründet, sondern expliziert: „Die Logik transformiert semantische Praktiken in Prinzipien.“ (Brandom 2000, 568). Die Gleichgültigkeit dieser Schlussform gegenüber den Inhalten der Behauptungen bedeutet, dass es sich um eine formallogische Form handelt. Oder anders gesagt, weil es sich als allgemeine Schlussform erweist, wird sie formal genannt. Richtiger wäre allerdings zu sagen, mit der expliziten Einführung des Modus Ponens als Schlussform wird ein im Vergleich zur wirklichen Alltagspraxis des Schließens vereinfachtes sprachliches Schlussmittel zusätzlich zum herkömmlichen vageren, vieldeutigeren Sprachgebrauch in die Sprache eingeführt.

Aber auch materiale Inferenzen können festlegungserhaltend sein. Die Behauptung, dass es sich bei etwas um einen Champignon handelt, legt aufgrund der gesellschaftlich durchgesetzten Sprachregelung darauf fest, es mit einem Pilz zu tun zu haben. Die Substitution von Champignon durch Stiefmütterchen oder von Pilz durch Amphibie macht unmittelbar deutlich, dass man es nicht mit einer formalen, sondern einer materialen Inferenz zu tun hat, die durch die Klassifikation von Champignons als Pilze gesetzt ist, während Stiefmütterchen nicht als Pilze und Champignons nicht als Amphibien klassifiziert sind.

Das Konzept der Berechtigungserhaltung ist nicht formal einzufangen. Beschrieben wird damit, pragmatistisch gefasst, die Anerkennung einer Begründung, ohne dass der Schluss zwingend ist. Als Beispiel nennt Brandom den Induktionsschluss. Aus einer beschränkten Zahl von Fällen einen allgemeinen Schluss zu ziehen, ist nicht nur in der empirischen Wissenschaft ein geläufiger Vorgang. Wo aber die (ganz und gar nicht scharfe) Grenze angesetzt wird, solche Schlüsse anzuerkennen, d.h. sich die Allgemeinaussagen zu eigen zu machen, ist letztlich eine praktische Frage. Dass Champignons genießbar sind, kann als ein solcher Schluss gelten. Aber auch, dass dieser Pilz genießbar ist, daraus zu schließen, dass er ein Champignon ist, ist als berechtigungserhaltend aufzufassen (wenn also die Frage ist, ob man diesen Pilz essen kann, und die Zustimmung damit begründet wird, dass es sich um einen Champignon handelt), denn es handelt sich um keinen notwendigen Schluss, insofern andere Umstände, etwa Vergiftung des Bodens, zur Un genießbarkeit führen könnten.

Inkompatibilität zwischen Behauptungen besteht pragmatistisch darin, dass die Festlegung auf die eine die Berechtigung zur anderen ausschließt. Dass es sich bei einem Fund um einen Pilz handelt, ist inkompatibel mit der Behauptung, dass er im Frühjahr blüht oder Fliegen frisst. Die formale Negation eines Satzes lässt sich hierüber bestimmen als die Behauptung, auf die bezo-

4 Zur inneren Struktur der Sprache: Brandoms pragmatistischer Logizismus

gen alle Inkompatibilitäten des negierten Satzes festlegungserhaltend sind. Wenn etwas Fliegen frisst, handelt es sich nicht um einen Pilz etc.

Auch die Übernahme von Behauptungen von Dritten lässt sich über Berechtigung und Festlegung beschreiben. Für die Berechtigung zu einer empirischen Behauptung auf andere zu verweisen, von denen man sie übernommen hat, bedeutet, ihnen den Status einer Beobachtungsautorität zuzuweisen. Das heißt nicht nur, „Festlegungen und Berechtigungen *zuzuweisen*, sondern auch, sie *einzuweisen* oder *anzuerkennen*, indem die Verlässlichkeitsinferenz gebilligt wird.“ (Brandom 2000, 334)

Im Gegensatz zu Wittgenstein, der sich die Makrostruktur der Sprache als Mannigfaltigkeit nebeneinander liegender oder sich durchdringender Sprachspiele denkt, stellt Brandom das Sprachspiel des Gebens und Verlangens von Gründen in den Mittelpunkt der Analyse der Sprachstruktur, weil in diesem Spiel die inferentielle Gliederung sprachlicher Gehalte explizit wird. Was Brandom von Wittgenstein übernimmt, ist die pragmatistische Wendung, sprachliche Gehalte über die praktischen Regeln des Operierens mit Zeichen zu fassen. Was Brandom jedoch gegen Wittgenstein entwickelt, ist die Perspektive allgemeinerer Sprachstrukturen oder -muster, die alle Sprachspiele durchziehen. Das erstreckt sich nicht nur auf Inferenzstrukturen auf Satzebene, sondern Brandom ist mit seinem Ansatz auch in der Lage, das Funktionieren subsententialer Ausdrücke (Wörter, Teilsätze) als Inferenzstrukturen zu erfassen.

Den Bedeutungsgehalt von Sätzen erklärt Brandom pragmatistisch über ihren inferenziellen Zusammenhang mit Beobachtungen, anderen Sätzen und Handlungen. Die Äußerung eines Satzes wird als Handlung, als Sprechakt, aufgefasst, der als Zug im Spiel des Gebens und Verlangens von Gründen behandelt werden kann. „Doch die Äußerung eines wesentlich subsententialen Ausdrucks wie eines singulären Terminus ist keine Performanz eines solchen Sprechakts. Sie macht selbst keinen Zug im Sprachspiel, sie ändert nicht den Kontostand der Festlegungen und Einstellungen, die dem Sprecher von den Zuhörern angemessenerweise zugewiesen werden können.“ (Brandom 2000, 517) Die Kritik an der Vorstellung, die semantisch primären Einheiten wären Begriffe, setzt an dieser Bestimmung an, dass sich die Identität von Begriffen nur aus Regeln ihrer kohärenten Anwendung in Sätzen bestimmen lässt: „Indem man sagt, was ein Ausdruck repräsentiert (oder zu repräsentieren beabsichtigt), sagt man zugleich, wie er gebraucht werden sollte.“ (Brandom 2000, 516) Dementsprechend können subsententiale Ausdrücke „nur in einem abgeleiteten Sinne als semantisch gehaltvoll gelten, insofern ihr Vorkommen als Bestandteile von Sätzen zu deren Gehalt (in grundlegender, praxisrelevanter Hinsicht) beiträgt.“ (Brandom 2000, 518) Allerdings hat der Anschein, die Bedeutung von Sätzen würde sich aus der Kombination der Bedeutungen der Elemente, aus denen sie sich zusammensetzen, ergeben, einen guten Grund: dass der Anteil neu gebildeter Sätze, die noch nie benutzt wurden, einen beträchtlichen Teil der Sprache ausmachen und dass auch diese neuen Sätze in gewissem Maße

den Regeln gemäß der Unterscheidung zwischen ‚sinnvoll‘ und ‚sinnlos‘ unterliegen. „Wenn es richtige und unrichtige Verwendungsweisen von Sätzen gibt, die noch niemand je gebraucht hat, muss es eine Art Extrapolation geben.“ (Brandom 2000, 519) „Eine zweistufige kompositionale Strategie zur Erklärung der Extrapolation würde davon ausgehen, dass durch die Richtigkeiten für den Gebrauch, denen die kleinere Stichprobenmenge von Sätzen unterworfen ist, aus der extrapoliert wird, der richtige Gebrauch subsententialer Bestandteile erklärt wird, in die diese Sätze zerlegt werden können. [...] Die sprachliche Gemeinschaft legt den richtigen Gebrauch einiger Sätze und somit auch den der Wörter fest, die darin vorkommen, und damit wiederum den aller übrigen Sätze, die durch die Verwendung dieser Wörter ausgedrückt werden können.“ (Brandom 2000, 520) Die zwei Stufen der Extrapolation sind, ausgehend von der Beherrschung ganzer Sätze, ihre Dekomposition und Neuzusammensetzung: „Im ersten, dekompositionalen Schritt sind Sätze in subsententiale Bestandteile zu zerlegen, indem sie als substitutionale Varianten voneinander assimiliert werden [...] Zwei Sätze als substitutionale Varianten voneinander zu betrachten heißt, in ihnen Anwendungen der gleichen Funktion – wie Frege sagen würde – zu erkennen. Im zweiten, rekompositionalen Schritt werden neue Sätze (und ihre Interpretationen) als Anwendungen bekannter Funktionen auf bekannte substituierbare Ausdrücke erzeugt.“ (Brandom 2000, 521)

Die verschiedenen Rollen, die Satzelemente für die Bedeutung des Satzes spielen, identifiziert Brandom über wechselseitige Substituierbarkeit: „Ausdrücke, die assimiliert werden gemäß der Tatsache, dass ihre Wohlgeformtheit bei wechselseitiger Substitution erhalten bleibt, gehören zur selben syntaktischen Kategorie, und Ausdrücke, deren pragmatisches Potential bei wechselseitiger Substitution erhalten bleibt, haben denselben semantischen Gehalt.“ (Brandom 2000, 523) Solchen Überlegungen liegt wieder der Gedanke zugrunde, dass sich bedeutungsunterscheidende und -konstituierende Eigenschaften der Sprache in den Zeichenoperationsregeln auffinden lassen müssen, da sich sonst der sprachliche Gehalt gar nicht objektiv identifizieren ließe. Substitution von Satzelementen ist dabei eine solcher Operationen. Anhand von Substituierbarkeit ergibt sich die Unterscheidung zwischen substituierbaren Ausdrücken und Substitutionsrahmen, in die substituierbare Ausdrücke substituiert werden können. Diese Struktur entspricht im Wesentlichen der für die Prädikatenlogik zentrale Unterscheidung zwischen singulären Termini und Prädikaten.² Dieser über Substituierbarkeit identifizierte Unterschied kommt in der inferenziellen Gliederung zum Vorschein. Um dies zu zeigen, führt Brandom den Begriff der Substitutionsinferenz ein, das sind „Inferenzen, die substitutional variante, hineinsubstituierte Sätze als Prämisse und Konklusion verbinden“ (Brandom 2000, 526). Sein Beispiel ist der Schluss von „*Benjamin Franklin hat die Zweistärkenbrille erfunden* auf *Der erste Generalpostmeister der Vereinigten Staaten hat die Zweistärkebrille erfunden*. In den Prämissensatz wird

²Vgl. auch Quine (1993, 173ff)

hineinsubstituiert, und für einen singulären Terminus ist substituiert worden, um zur Konklusion zu gelangen.“ (ebd.) Während die Substitution singulärer Termini konstitutiv reversibel ist, gilt das in der Regel für den Austausch von Substitutionsrahmen, also Inferenzen durch Austausch von Prädikaten, nicht. „Aus der Tatsache, dass die Inferenz von ‚Benjamin Franklin ging spazieren‘ auf ‚Benjamin Franklin bewegte sich‘ in Ordnung ist, folgt nicht, dass auch die von ‚Benjamin Franklin bewegte sich‘ auf ‚Benjamin Franklin ging spazieren‘ richtig ist.“ (Brandom 2000, 527)

In dieser Weise hebt Brandom alle Fragen nach innersprachlichen Strukturen auf die Ebene berechtigter und verpflichtender Übergänge zwischen Sätzen. Solche Übergangsoperationen bestimmen demnach die pragmatischen und syntaktischen Eigenschaften der Sätze und Satzelemente, die sie nur als Glieder und Bestandteil dieser Sprachspiele besitzen.

4.2.2 Beurteilung und Kritik des pragmatistisch-formalistischen Ansatzes

Nützlich an Brandoms Ansatz für eine materialistische Sprachtheorie ist sein Ausgangspunkt, sprachliches Denken pragmatistisch durch Regeln der Benutzung und Transformation von Sätzen zu beschreiben. Dem liegt der richtige Gedanke zugrunde, dass sprachliche Zeichen aufgrund ihrer Arbitrarität ihren Inhalt gar nicht anders bekommen können als über Regeln ihres Gebrauchs, die ihnen erst in einer Sprachpraxis gegeben werden müssen. Im Hinblick auf den Anspruch, damit zu klären, was die Rationalität des Menschen ausmacht, leidet der Ansatz aber nicht nur unter einer einseitig kulturalistischen Bestimmung des Ursprungs der Sprachinhalte, sondern auch unter einem Formalismus in Bezug auf die Regeln, in denen sich Denken in der Sprache bewegt.

Was die Einseitigkeit seines Ansatzes betrifft, ist schon die Festlegung auf das Sprachspiel des Begründens und seine Elemente, die Behauptungen, vielsagend. In Frage steht hier lediglich, ob Sätze den Regeln der Sprachgemeinschaft gemäß gebraucht und richtig begründet werden. Die Sätze mit ihren inferentiellen Beziehungen erscheinen darin als Kern der Rationalität, nicht als Glied oder Mittel rationalen Handelns. Die Aufmerksamkeit liegt also auf dem interpersonalen Abgleich zwischen Sprachbenutzern, bei dem die gegenseitige Prüfung im Vordergrund steht, ob alle Sprecher die Begriffe auf dieselbe Weise und konsistent benutzen. Die Rückkopplung mit der eigentlich praktischen Dimension der Sprache, nämlich ob die Orientierung mit ihrer Hilfe gelingt, spielt allenfalls eine Nebenrolle. Der Zusammenhang zwischen Sätzen und Orientierung bleibt dadurch im Dunkeln. Die spezifische Rolle des Festgelegtseins erscheint im Wesentlichen als Frage des interpersonalen Behauptens, wobei es allein der normative Druck gegenseitiger Anerkennung ist, der auch zur Festlegung auf die Folgen zwingt. Das dabei ausgelassene wesentliche Moment ist, dass es die schlechte Erfahrung des misslingenden Handelns, wenn man sich falsch orientiert hat, ist, die zur Bemühung drängt, falsche Festlegungen zu vermeiden. Die dia-

logische Festlegung auf eine Behauptung, also das, worüber Brandom spricht, hat ihre Relevanz zunächst nur innerhalb des Kommunikationskontexts, betrifft also Fragen der Glaubwürdigkeit etc. Hier tritt dann ein Unterschied auf, den Brandom nicht ausreichend würdigt. Gegenüber anderen auf eine Behauptung festgelegt zu sein, ist nicht damit gleichzusetzen, dass man sich für sich darauf festlegt. Das bedeutet nämlich, den entsprechenden Satz selbst als Mittel für die eigene Orientierung freizugeben und zu benutzen. Für Brandom erscheint die handlungspraktische Sprachbenutzung als derivativ gegenüber dem epistemologischen Sprachspiel des Gebens und Verlangens von Gründen. Da er sich keinen Begriff davon macht, wie der psychologische Zusammenhang zwischen sprachlichem Mittel und Intentionalität und Handlung ist, hat er keinen Blick für die Genese sprachlich vermittelten Handelns, sondern unterstellt einen Begriff des Handelns, der dessen intentionalen Inhalt schon voraussetzt, und gelangt daher notwendig zu der Folgerung, dass das Spiel des Gebens und Verlangens von Gründen für Behauptungen theoretischen Vorrang vor Handlungsgründen hat, weil eben durch dieses Spiel erst die notwendig inferentielle Struktur von Gehalten konstituiert werde. Seine Auffassung ist „unvereinbar mit einem instrumentellen Verständnis des Behauptens als eines Mittels, das intentional von einem rational Handelnden eingesetzt wird, um bestimmte angestrebte Ziele zu erreichen.“ (Brandom 2000, 342) Sicher kann man in einem vollgültigen Sinne von Rationalität, Intentionalität und Anstreben von Zielen erst sprechen, wenn sich die Aneignung der Sprache mit dem Denken verbunden hat, wie es Wygotski darstellt. Aber deren Genese ist eben im Zusammenspiel mit der Sprachaneignung zu erklären, also zu sehen, wie weit sinnliche Orientierung und gezielter Werkzeuggebrauch ohne Sprache reichen und in welcher Weise die verschiedenen Schritte der Sprachaneignung die Handlungsfähigkeit erweitern. Brandom bietet hier nur ein transzendentes Argument, und das heißt letztlich, die Leerstelle einer wirklichen Erklärung durch eine begriffliche Pseudoerklärung zu besetzen. Brandom identifiziert die inferenzielle Struktur mit dem sie explizierenden Spiel des Gebens und Verlangens von Gründen. Aber bevor Kinder anfangen, „Warum?“ zu fragen, haben sie sich schon eine ganze Weile lang Sprache angeeignet. Von vornherein ist Sprache eine Verschränkung von Wahrnehmung, Wertung, Handlungsleitung, und wenn es nur zuallererst die Fokussierung und Lenkung der Aufmerksamkeit ist. Das Spiel des Gebens und Verlangens von Gründen als besonderes zu erlernendes Sprachspiel kommt erst hinzu und systematisiert die Kommunikation über die in Gründen und Folgen organisierte Reflexionsstruktur der Sprache. Was Brandom meint, ist die innersprachliche Regelstruktur zwischen Sätzen und Begriffen, die mit diesem Sprachspiel nur expliziert wird, aber implizit immer vorhanden sein muss, wenn überhaupt von Gehalten gesprochen werden können soll. Aber genau diese Reihenfolge leuchtet nicht ein, wenn die ersten Worte schon mit der Lenkung der Aufmerksamkeit praktische Folgen haben, sich aber erst in der Folge zu Elementen von Sätzen entwickeln und in Abgrenzung und Verbindung zu anderen Worten gebracht werden. Dieses Pro-

4 Zur inneren Struktur der Sprache: Brandoms pragmatistischer Logizismus

blem stellt sich, wenn man von der Seite der Wahrheitswerte an die Sprache herantritt, statt sich anzusehen, wie das Verhalten über sprachliche Vermittlung zu einem zielgerichteten Handeln wird, das die Urteilsfunktion zunächst nur als ein Moment in sich schließt. Im Laufe der Entwicklung trennen sich die zunächst verschmolzenen Momente des Sachurteils, des Werturteils und der Handlungsführung auf in separierbare Sprachspiele und auch auf verschiedene Worte und Urteilsarten verteilte Sprachbereiche, die dann in der konkreten Sprache teils verdichtet und verschmolzen und teils analysiert und getrennt auftreten.

Um eine Idee von Brandoms Formalismus zu bekommen, kann trotz wesentlicher Unterschiede ein Vergleich mit dem Schachspiel weiterhelfen, zumal schon ein Vergleich dieser Art über den Begriff des Sprachspiels nahegelegt ist. Was Brandom versucht, in seiner pragmatistischen Theorie der Logik zu explizieren, ist den Zugregeln der verschiedenen Schachfiguren vergleichbar. Einen irregulären Zug machen, bedeutet hier, den durch das Spiel geregelten Raum zu verlassen. Auch hier stehen wie in Brandoms Theorie der sozialen Grundlagen der Sprache nur noch die Norm durchsetzenden Handlungen hinter dem Fortbestehen dieser Regeln. Aber so wenig damit auch nur annähernd die Regeln thematisiert sind, die die Züge eines wirklichen Schachspielers in einer wirklichen Partie bestimmen, also nach denen der Schachspieler die formal gegebenen Zugmöglichkeiten auf die sinnvollen und dem Ziel oder den Teilzielen angemessenen reduziert, so wenig ist mit den von Brandom thematisierten Regeln auch nur angedeutet, in welchen Bahnen sich wirkliches Denken bewegt. Wenn schon im Schach Züge mit einigen Figuren von vornherein gar nicht erwogen, Züge mit anderen nach schneller Überlegung verworfen werden, so würde ein Orientieren mit Sprache erst gar nicht vorankommen, würde man alle in einer Situation formell möglichen Züge erst daraufhin ansehen, ob sie vielleicht zu irgendetwas weiterführen, das in der Situation dienlich ist. Dem, was Denkvorgänge ausmacht, nähert man sich erst, wenn man die Rolle bedenkt, die Heuristiken, Denkmuster, die bei neuen Gegenständen mit herangezogen werden, und Denkgewohnheiten bei der denkenden Benutzung von Sprache haben. Es ist eine Frage, ob man zu einer Behauptung berechtigt ist oder auch auf sie festgelegt ist, und eine ganz andere, ob die Einführung eines Urteils in einen Gedankengang irgendwie sinnvoll oder sachdienlich ist. Eine formell noch so berechtigte Behauptung, die nichts zur Sache tut, nimmt im besten Fall Raum in der Denkökonomie ein und lenkt nicht weiter ab. Auch die Frage, in welche Richtung ein Gedankengang entwickelt wird, ob er verworren oder klar ist, welche Seiten er hervorhebt und welche nicht und dergleichen mehr, liegt quer zu Brandoms formellem Zugang.

Brandom teilt zudem das Problem der philosophischen Logik, auf die auch Wittgensteins Diagnose des Grundfehlers philosophischen Sprachdenkens zutrifft: dass das Sprachregelmateriale, auf dem man die Theorie der Sprache oder des Denkens oder der Denkformen aufbaut, von den Situationen ihres Gebrauchs abstrahiert. Exakter könnte man hier sagen, Brandom führt zwar

in seinem pragmatistischen Ansatz die eine Seite des Weltverhältnisses der Sprache, nämlich das Kommunikationsverhältnis innerhalb einer Sprachgemeinschaft, mit in die Theorie ein, abstrahiert aber von dem durch Denken vermittelten praktischen Verhältnis sprachlicher Wesen zur Welt überhaupt, so dass Rationalität als Explikationsarbeit erscheint und nicht als rationales Handeln in der Welt, zu dem die sprachliche Reflexion als Orientierungsmittel einen wesentlichen Teil beiträgt.

Brandom führt zwar wichtige Theorieelemente ein, die die Fähigkeit sprachlichen Denkens erklären helfen, behandelt sie aber nur als Elemente des interpersonalen Behauptungssprachspiels und nicht als Elemente der psychischen Vermittlung der subjektiven Orientierung durch sprachliche Zeichen. Dass die individuelle Aneignung der Fähigkeit, sprachlich vermittelt zu denken, eine Gemeinschaft sprechender und denkender Wesen voraussetzt, ist richtig. Aber die zu erklärende Sache, das Denken, geht in der Kommunikation nicht auf, auch wenn diese notwendig zur Übermittlung der entsprechenden Fähigkeiten ist und der Sprachverkehr ein wesentliches Moment der Sprachwirklichkeit darstellt. Für Denken gilt, dass noch jedes einzelne Wesen selbst denken muss oder andernfalls nicht denkt. Und damit ist zunächst nur gemeint, dass sprachliches Einordnen und Verbinden zwischen Wahrnehmung und Handeln des Individuums tritt. Ob der Gedanke von einer Autorität übernommen wurde oder der eher eigentätigen Begriffs- und Urteilsbildung des aufgeklärten Menschen entstammt, ist dabei zunächst gleichgültig, insofern auch der übernommene Gedanke noch nicht übernommen ist, wenn nur die Worte hergesagt werden können, sondern erfordert, ihn in das Geflecht der Urteile und Gedankenverbindungen zu integrieren, um ihn (als Gedanken) zur eigenen Orientierungsgrundlage zu machen. Dabei handelt es sich um die Urteile und Verbindungen, die das Handeln eines Individuums bestimmen, und insofern sind sie selbst individuell, auch wenn in einer Kulturgemeinschaft dieselben Denkweisen von den Individuen reproduziert und einander angeglichen werden. Die kommunikative Seite erklärt also nicht die Denkfähigkeit selbst, sondern nur die Weise ihrer Übermittlung und Aneignung. Umgekehrt wird im Verlauf der sprachlichen Ontogenese das individuelle Vermitteltsein der Handlungen durch sprachliche Bezüge zur Voraussetzung der kommunikativen Einflussnahme aufeinander mittels der Sprache und den in ihr ausgedrückten Gedanken. D.h. nur wer schon denken gelernt hat, kann mit den Gedanken anderer etwas anfangen, nur auf den haben Gedanken Wirkung; oder anders: nur wem Sprache zum Moment der individuellen Orientierung geworden ist, auf dessen Praxis lässt sich durch Rede einwirken.

Ein zentrales Element in Brandoms Theorie ist die Kontoführungspraxis, die er zur Beschreibung der Praxis des interpersonalen Behauptungssprachspiels einführt und das nun auf ihre Bedeutung für das individuelle Sprachdenken hin angesehen werden soll. Brandom dient der Kontoführungsbegriff dazu, die gegenseitige Kontrolle im Sprachspiel des Verlangens und Gebens von Gründen zu beschreiben. Teilnehmer am Behauptungsspiel führen zwei Konten: eins für den

anderen und eins für sich selbst. Konten sind Register der Behauptungen einer Person, die Kontoführungspraxis besteht im Abgleich jedes neuen Zugs mit diesem Register: Ist dieser Zug durch früher gerechtfertigte Züge berechtigt? Muss nach einer Berechtigung gefragt werden? Steht er mit früheren Behauptungen der Person oder mit eigenen Annahmen im Widerspruch? Es wurde schon gesagt: die kommunikative Auseinandersetzung um die Richtigkeit von Behauptungen, als formelle Regeln des Sprachspiel beschrieben, steht im Zentrum von Brandons Theorie der Sprache, nicht ihre handlungsleitende und handlungserweiternde Rolle. Doch eben nicht nur im Spezialfall der Auseinandersetzung mit anderen Personen über die Bestimmung einer Sache, sondern für die Erfassung einer Situation und eines Handlungsfelds, für die Aufstellung eines Handlungsplans ebenso wie für das Durchdenken eines Problems mittels sprachlicher Zeichen bedarf es der Fähigkeit, die diversen zugehörigen Elemente festzuhalten und zu reproduzieren. Um nicht Konsistenz, sondern vor allem Kohärenz in den Vordergrund zu stellen, soll hier von Registern statt von Konten gesprochen werden.

Die Kulturhistorische Schule hat gezeigt, wie die Aneignung der physischen Tätigkeiten durchdrungen und vermittelt ist mit der Aneignung von Zeichen. Nach dem Stadium unmittelbarer Verwobenheit von aufmerksamkeits- und handlungsleitenden Begriffen entwickelt sich das Vermögen, die Zeichenlogik auch getrennt von der gegenständlichen Praxis aufzurufen. Mit dem Operieren mit Zeichen entsteht ein eigenständiges Betätigungsfeld der geistigen Reproduktion der Wirklichkeit. Mit der Aneignung dieser Sprachfähigkeit, Wissen und Orientierung in Zeichenform einzuregistrieren und handlungsleitend wieder abzurufen, entsteht ein qualitativ neues Mittel der geistigen Durchdringung der Welt und des rationalen Handelns. Das Erfassen einer Situation und Ausrichten des Handelns verläuft nun über den Rückgriff auf sprachliches Unterscheiden und Einordnen. Was traditionell in der Logik als Urteil nur unter dem Gesichtspunkt der Richtigkeit betrachtet wurde, stellt sich hier dar als die Funktion, semiotische Register aufzubauen, indem man das, womit man in der Welt konfrontiert ist, nach den semantischen Regeln als Elemente in sie einführt. Die Lebenswelt internalisieren, heißt nicht nur, das, was einem begegnet, typisieren zu können. Typisiertes Wissen leistet die Abschätzung von Dingen, Menschen, Beziehungen, Verhältnissen da, wo individualisiertes Wissen nicht nötig ist oder noch keine Gelegenheit bestand, ein solches zu erwerben, weil man diesen Einzelgegenständen zum ersten Mal begegnet. Sich zurechtfinden lernen, bedeutet auch, Unmengen an Einzelnem kennenzulernen und Wissen darüber anzusammeln, im sozialen Umfeld, in der Wohnung, in der Umgebung, in der Öffentlichkeit, aus der Geschichte usw. Typisiertes und besonderes Wissen ist dabei im Begriff oder Namen nur als Knotenpunkt zusammengefasst, enthalten ist es in Sätzen: Attribuierungen, Regeln, Zusammenhängen, Geschichten.

Der Erwerb der Begriffe, der Fähigkeit, mit ihnen Urteile und Schlüsse zu bilden, ist nur ein Moment der Aneignung der Sprache. Neben dieser verallgemeinerten Seite gehört ebenso

wesentlich der Aufbau eines sprachlichen Weltwissens dazu: die Welt wird mithilfe der verfügbaren begrifflichen Mittel ermessen und mit einem Orientierungsnetz überspannt. Die dazu nötigen operationalen Fähigkeiten stellen sich so dar: Begegnet man einer neuen Sache, lässt sich als ihr Repräsentant ein neues Element, quasi ein Knoten sprachlichen Wissens über diese Sache ins Gedächtnis einführen. Nutzbar ist dieses besondere Wissen, wenn eine eindeutige Zuordnung zu der Sache besteht, d.h. sie muss identifiziert werden können und darf nicht mit anderen verwechselt werden, weil das vermeintliche Wissen sonst Gefahr läuft, falsche Erwartungen aufzubauen und unzweckmäßige Handlungen nahezu legen. Das Wissen ist reproduzierbar dadurch, dass die entsprechenden Sätze reproduziert werden können. Das bedeutet, dass im Kontext dieses Knotens die damit verknüpften Sätze ins Bewusstsein gerufen und als Ausgangspunkt für Folgerungen benutzt werden können. Diese Knoten können aber nicht nur reproduziert, sondern auch aktualisiert und modifiziert werden: Urteile ergänzt, revidiert oder als überholt gekennzeichnet werden. So ist es möglich, Erfahrungen mit den Verhältnissen, Muster an ihnen, festzuhalten und zur Antizipation nutzbar zu machen.

Antizipation ist auch ein Moment der Handlungsplanung. Das gesellschaftliche Leben der Menschen, insbesondere der Stoffwechsel mit der Natur, ist auf Antizipation und Vorkehrung aufgebaut, die nicht natürlich vererbten Verhaltensweisen entspringen, sondern als sinnvolle, zweckmäßige Handlungen tradiert werden. Das setzt aber voraus, dass diese Handlungen auf ein Denken rekurren, in dem das Ziel der Handlungen ideell vorweggenommen wird. Zur Ausbildung selbständiger Zwecksetzung über die Aneignung von Handlungsanweisungen und den Status des verbalisierten Handlungsziels als Mittel der Festhaltens und Fokussierens der Tätigkeit ist bereits im vorangegangenen Kapitel einiges gesagt worden. Man könnte von einem Selbstregister sprechen. Es ist nicht wie bei Brandom die Führung eines Kontos über sich selbst, in dem festgehalten wird, worauf man sich theoretisch oder praktisch gegenüber anderen festgelegt hat. Vielmehr ist damit die Fähigkeit bezeichnet, sich etwas vorzunehmen, sich Ziele zu stecken, Handlungspläne zu machen und entsprechend zu verfolgen. Ein wesentliches Moment von Rationalität ist planvolles Handeln. Diese Fähigkeit beinhaltet, Zwischenschritte zu finden, die man beherrscht, die jeweiligen Realisierungsbedingungen zu kennen und über hinreichende Methoden und verfügbare Mittel Rechenschaft abzulegen. Die Durchführung kann dann immer auf Unvorhergesehenes treffen und Improvisation nötig machen oder zu Änderung oder sogar Aufgabe der Ziele führen. Es geht hier nicht darum, planvolles Handeln im Einzelnen zu analysieren, sondern nur darum, deutlich zu machen, dass die für komplexe Handlungsfolgen nötige Einzelschritteinteilung und Bedingungsanalyse von der schweifenden Vorstellungskraft alleine gar nicht zu leisten wäre, sondern auf sprachliche Fixierung angewiesen ist.

In die Aneignung und Ausführung einer Tätigkeit gehen selbstverständlich Elemente ein, die nicht sprachlich reflektiert sind: Nachahmung, Ausprobieren, sinnliche Unterscheidungen und

Gefühle, die (noch) nicht begrifflich eingeholt sind. Sprachliche Vermittlung des Handelns erhebt dasselbe aber über seine unmittelbare Orientierung am Sinnlichen und ermöglicht, es neu zusammenzusetzen. Wenn einmal der ‚Umweg‘ der Tätigkeit über die Sprache hergestellt ist, ist auch ein Zugriff auf die träge Tätigkeit über den leicht gehenden Zugriff auf die Sprache hergestellt. Die Aneignung der motorischen Fähigkeiten vorausgesetzt, wird so die Änderung des Handelns gemäß sprachlich verarbeiteter Erfahrungen möglich. Die Zusammensetzung der Handlungen gemäß der viel leichter im Geist zusammengesetzten Zeichen wird selbst zur Routine. Planvolles Handeln steckt schon im Erstellen einer Einkaufsliste oder dem daran orientierten Einkauf, ja schon in der Überlegung, ob der Supermarkt zu dieser Zeit noch geöffnet ist. Handlungsplanung besteht in der ideellen Zergliederung der Handlung in überschaubare Teilhandlungen und ihre Realisierungsbedingungen. Die Antizipation von lösbaren Schwierigkeiten erlaubt es, für die entsprechenden Mittel schon vorzusorgen. Das geistige Durchspielen von Handlungen erlaubt, Handlungsmöglichkeiten auszuschließen, die nicht zum Ziel führen oder andere negative Folgen nach sich ziehen.

Eine gedankliche Analyse ist tatsächlich die Auftrennung des Gegenstands bzw. Handlungsplans in Elemente und ihre Beziehungen. Konkrete Situationen sind immer analysierbar als Komplex von Elementen, wenn nur dafür die Begriffe verfügbar sind. Eine Analyse ermöglicht, sich die Elemente einzeln vorzunehmen und das Wissen über sie aufeinander zu beziehen, um zu einer synthetisierten Einschätzung zu gelangen, wenn die Gesamtkonstellation nicht so typisch ist, dass unmittelbar Wissen darüber vorhanden ist. Der Tiger ist gefährlich, aber hinter Gittern, er könnte zwar dagegenrennen, aber sie sind fest genug, ihm standzuhalten, also ist die Situation ohne Gefahr. In der Regel ist es hier wohl einfacher: Man ist im Zoo, und der Zoo ist eine Institution, die dafür Sorge trägt, dass die Besucher sicher sind. Die Analyse ist das Zusammentragen des verstreuten Wissens, es ist eine Weise, aus dem Bekannten zu schöpfen, um das Neue einzuschätzen. Das erschöpft sich eben nicht im Wissen über die Potenzen typischer Gegenstände, darüber, wie man sie erkennt, wie sie sich verändern, welche Anzeichen es dafür gibt, wie sie auf bestimmte Einwirkungen reagieren, sondern besteht vor allem in der Kombination dieses Wissens. Insofern diese Kombination kein unmittelbares Wissen ist, bedarf sie des diskursiven Mittels der Sprache. In jedem Fall wird die Sache geistig neu reproduziert, werden die Zeichen neu zusammengestellt, geht man neu die gesetzten Bestimmungen durch.

Im Handeln stellt man sich auf die Überzeugungen, Überlegungen, Einschätzungen, zu denen man gelangt ist. Das macht die Bedeutung des Denkens und Schließens für das Handeln aus, sie vermitteln die Orientierung im Handeln. Garantie, dass eintritt, was man antizipiert und plant, gibt es nicht, auch wenn ohne Zweifel gehandelt wird. Doch die Macht des Gedankens ist, das, womit man konfrontiert ist, nicht als unmittelbare Sinnlichkeit, sondern aus der Erfahrung heraus als Potenzen und Handlungsmittel zu erfassen und mit dem nicht sinnlich Gegenwärtigen

in Beziehung zu setzen. Dadurch können nicht nur für die Handlungsziele relevante Elemente der Wirklichkeit unabhängig von ihrer sinnlichen Gegenwart zusammengestellt und auf ihre Bedeutung für die eigenen Handlungspläne hin durchgegangen werden, sondern auch komplexere Muster und Strukturen als die bloßen Eigenschaften der Dinge und Lebewesen erfasst und zur Handlungsorientierung herangezogen werden. Je tiefer dabei die geistige Durchdringung der Vermittlung der Wirklichkeit und ihrer systemischen Zusammenhänge, desto umfassender auch die potentielle Handhabe zur zweckmäßigen Einwirkung und Gestaltung.

Zur Erläuterung des Begriffs der Gegenfinalität gibt Sartre das Beispiel der chinesischen Bauern, die die Ufer des Flusses, an dem sie wohnen, abholzen, weil sie mit der dort angebauten Hirse ihr Leben verbessern können. „Sie sahen die Fülle der Ernte und hatten keine Augen für *diese Leere*, die für sie vielmehr eine Befreiung, die Beseitigung eines Hindernisses war.“ (Sartre 1967, 172) Eine natürliche Folge dieser Abholzung sind Überschwemmungen, die wiederum ein Erschwernis darstellen. „Da der Lössboden der Berge und Ebenen nicht durch die Bäume befestigt war, lagert er sich in den Flüssen ab, hebt sie über das Niveau der Ebene, verstopft sie am Unterlauf wie ein Korken und lässt sie dadurch über die Ufer treten.“ (Ebd.) Ein ganz unmittelbares Verhältnis zu einer Überschwemmung ist das Ausweichen, die Flucht. Als ein Problem für die eigene Lebensgrundlage erfasst, ist ein naturbeherrschender Umgang damit, Techniken gegen diese Naturmacht zu entwickeln: z.B. Dämme zu bauen etc. Dies erfordert schon die Antizipation der Wiederkehr von Überschwemmungen und eine Einschätzung davon, was eine ausreichende Gegenwirkung wäre. Auf dieser Erkenntnisstufe erscheinen die Praxis des Abholzens und die Fluten als getrennte Phänomene, das eine als Praxis für die Lebensverbesserung, das andere als unabhängige Naturgewalt, die das Leben verschlechtert. Klar ist, dass das Abholzen eines Baums in keinem Zusammenhang mit einer Überschwemmung steht. Eine unmittelbare, sinnlich erfassbare Wirkung ist nicht vorhanden. Erst in der sprachlichen Zusammenfassung des Abholzens als Entwaldung und der Wassermassen als wiederkehrende Überschwemmung ist überhaupt die Voraussetzung dafür gegeben, einen Zusammenhang herzustellen. Erst, wenn ein Wirkungszusammenhang gedacht wird, kommt überhaupt ein Grund ins Spiel, auf das Abholzen zu verzichten. Die sprachlichen Operationen zur Bestimmung von Kausalität lassen sich leicht von einfachen auf komplizierte Zusammenhänge übertragen, soweit damit nur erst einmal ein Wirkungszusammenhang erfasst wird.

Handlungsfähigkeit, d.h. zielorientiert auf die Welt einwirken zu können, hat zur Bedingung, erstens Techniken zu beherrschen, mit denen man tatsächlich auf jene Ziele hinwirken kann, und zweitens die Situationen erkennen zu können, in denen diese Techniken erfolgsversprechend sind. Umgekehrt bestimmen die angeeigneten Handlungen auch die Situationswahrnehmung und den Zielhorizont. Beispielsweise kann es einen lebenswichtigen Unterschied machen, ob und wie man zusammengebrochenen Personen hilft. Ist es Ohnmacht oder setzt das Herz aus?

Rettet die Herzmassage das Leben oder riskiert man völlig unnötig Rippenbrüche? Man muss nicht nur wissen, wie man handeln kann, sondern auch, welches Handeln hilft und welches schadet. Dem Unwissenden kann Herzmassage als Vermöbeln eines schon am Boden liegenden, also als feindliche Handlung erscheinen. Es ist die Differenzierung von Handlungssituationen, ihre Differenzierung nach wesentlichen Elementen und Merkmalen, nach Musterfällen, nach jeweiligen Handlungsmöglichkeiten und -strategien sowie nach Problemen, die den Realgrund der inferenziellen Gliederung der Sprache darstellt. Die Sprache spiegelt diese praktische Differenzierung nicht einfach wieder, sie ist ihr kognitives Mittel. Und der Aufbau und die Verfeinerung dieses Mittels hat ihren Sinn in der dadurch erzielten Handlungsfähigkeit. Die wiederum hängt von nachvollziehbaren Einwirkungen auf die Welt ab (auch wenn sich Illusionen über diese Einwirkungen darunter mischen). Das Spiel des Gebens und Verlangens von Gründen zeigt die komplexe Gliederung und Verzahnung von personellen und sachlichen Beziehungen (Champignons haben braune Lamellen, grüne Knollenblätterpilze nicht etc.), Bewertungen (Champignons genießbar ...), Handlungen (Pilze sammeln und worauf dabei zu achten ist).

Die inferenzielle Gliederung ist zwar in der Tat eine Regelstruktur der Zeichen, die in die semiotische Vermittlung des Handelns eingeht. Nur lässt sich diese Vermittlung nicht allein vom Paradigma der Behauptung her aufschlüsseln, wie Brandom es versucht, sondern schließt ebenso wesentlich Handlungsregeln sowie den Aufbau von Situationsregistern ein. Brandoms Irrtum besteht darin, ein Moment für den Grund zu nehmen: Dass jeder sprachliche Gehalt Bestimmtheit hat, und damit begriffliche Identität und Unterscheidung voraussetzt, die wiederum inferenziell strukturiert sind, stimmt. Nur gilt auch für Momente, dass sie notwendige Voraussetzungen sind. Da für Brandom Behauptungen das Paradigma sind, von dem her sich Rationalität erschließt, erscheinen bei ihm praktische Schlüsse als das Wahrmachen von Gehalten. Als ob man, wenn man Urteile über das Vorliegen eines Sachverhalts fällen kann, auch schon Techniken besitzt, diesen Sachverhalt herbeizuführen. Statt die epistemologische Seite der Sprache zu isolieren und den Rest daraus zu erklären, wurde hier an die Kulturhistorische Schule anknüpfend versucht, an der Vermittlungsleistung der Sprache in der Aneignung und Durchführung von Tätigkeiten anzusetzen, was sachliche Unterscheidungen nicht zur Grundlage hat, sondern als Moment in die Orientierungsfunktion einschließt.

Relativ mächtige sprachliche Mittel zur Herstellung basaler Zusammenhänge zwischen Phänomenen, d.h. zur Konstruktion von orientierenden Zeichenregeln, zeigen sich in vielen Sprachen in den Arten von Gliedsätzen. In der Gliedsatzstruktur ist gut erkennbar, dass es sich um Phänomene handelt, die zunächst unabhängig voneinander sprachlich identifiziert werden können, aber dann in Abhängigkeit oder einen Zusammenhang gebracht werden, der eine andere Orientierung erlaubt, als die unzusammenhängende Kenntnisnahme dieser Phänomene. In einigen dieser Zusammenhangstypen steckt die Orientierungspotenz manchmal nur implizit, wenn

nämlich nur sachliche Beziehungen ausgedrückt werden: in der zeitlichen, räumlichen, kausalen oder konditionalen Gliederung der Dinge. Präsent sind die menschlichen Verhältnisse in der Fixierung von Mittel-Zweck-Beziehungen durch Modal- und Finalsätze sowie in den Kausal-, Adversativ- und Konzessivsätzen, die Handlungsgründe ausdrücken: Einen Gegenstands- und Handlungsbereich sprachlich durchdrungen zu haben, heißt, die Mannigfaltigkeit der Fälle anhand ihrer wesentlichen Unterschiede in der Sache, ihren Merkmalen und der adäquaten Umgangsweise geordnet zu haben. Man weiß, welche Handlungsoptionen es gibt (bekannt sind) und was zu tun ist, *um* eine bestimmte Wirkung zu erreichen. Man weiß, dass nun *a* eintreten wird, *weil* *b* der Fall ist. Man wundert sich, dass etwas nicht funktioniert, *obwohl* doch alle *Merkmale* darauf hindeuteten. Die Umstände werden nicht einfach so in Sprache übertragen, dass die Sache rekonstruiert wird, sondern in der Sprache werden die Umstände eingeordnet: in Zusammenhang und Gegensatz mit vergleichbaren bekannten Umständen gebracht und an Bewertungsmaßstäben gemessen. Die Sache wird auf ihre Brauchbarkeit oder Widerständigkeit bezüglich der Zwecke hin geordnet. Satzverbindungen stellen eine Zeichentechnik dar, mit der voneinander unabhängige Regeln zu neuen Regeln zusammengesetzt werden können.

Durch die Analyse der Umwelt entlang sprachlich fixierter Merkmale wird es möglich, dass Lernen nicht an diffusen Gesamteindrücken stattfinden muss, sondern völlig unscheinbare Wahrnehmungen, auch miteinander kombiniert, als wesentliche Kriterien zur Beurteilung der Lage herangezogen werden können. Die Kombinierbarkeit von Begriffen erlaubt zudem die Erfassung von Mustern und Herstellung von Zusammenhängen, die die unmittelbare sinnliche Situation überschreiten wie etwa im Aussaat-Beispiel, in dem der Verlust der Samen und der Zeitaufwand für das Ausstreuen unmittelbar widersinnig sind. Diese Tätigkeit lässt sich aber motivieren, indem sprachlich ein Zusammenhang mit der zu erwartenden Ernte als zukünftige Lebensgrundlage hergestellt wird.

4.3 Sprache als Kalkulationsmittel

Brandom behauptet, dass sich Rationalität und Denken aus den von der Logik explizierten Zeichenoperationen her erschließt. Es wurde dagegen eingewandt, dass sich erstens Rationalität nur aus dem Zusammenhang des Denken mit dem Handeln bestimmen lässt und zweitens logische Schlussregeln nur *eine* Sorte von Regeln darstellen, nach denen in den Operationen des sprachlichen Denkens verfahren wird, und dass sie allein nicht hinreichen, um Gedankengänge und Denkweisen zu charakterisieren.

Wenn auf den Grundzusammenhang zwischen Zeichengebrauch und Handlungsfähigkeit abgehoben wurde, um zu zeigen, dass Sprache nicht in erster Linie, sondern nur als Moment Erkenntnismittel ist, dass sie sich als Orientierungsmittel bestimmen lässt, so kam dabei bislang

die partielle Eigenständigkeit der Zeichenoperationen als Denktätigkeit etwas kurz. Das einfache Beispiel des Pilzesammelns kann nicht eben als Herausforderung für den gebildeten Intellekt durchgehen. Die wenigen ausschlaggebenden sinnlichen Eigenschaften zu überprüfen, die eine Klassifikation erlauben, verlangt selbst dem Ungeübten keine längeren Gedankengänge ab.

So leer ist die vergesellschaftete Gedankenwelt der Menschen nicht und ebenso wenig die materiellen und gesellschaftlichen Orientierungsanforderungen, dass die Orientierung verschaffenden Zeichenoperationen auf schematisches Klassifizieren und Handeln beschränkt blieben. Das macht diesen Gegenstand wiederum zu schwer zu behandeln, denn Denken bewegt sich wesentlich in Abarbeitung am Einzelnen und im Besonderen; das Allgemeine ist immer nur ein Moment und wird zur blassen Abstraktion, wenn man es wie in der Logik (als allgemeine Schlussregeln) getrennt behandelt. In die Erschließung des Einzelnen geht das Allgemeine ein, aber es geht nicht darin auf. An der roten Ampel hält man an. Aber wenn nun die Zeit drängt, ins Krankenhaus zu kommen, fährt man vielleicht weiter. Es ist jeweils eine neue Arbeit des Denkens, das Einzelne mit dem Besonderen und Allgemeinen zusammenzubringen, und wie in jeder Arbeit gibt es Routine und Ausnahmen, die besondere Aufmerksamkeit erfordern.

Es ist ein wichtiges Charakteristikum des sprachlichen Denkens, dass es Kalkulieren mit Zeichen einschließt. Die Durchdringung und Einordnung der Wirklichkeit, Techniken der Naturbeherrschung und des Zurechtfindens in der Gesellschaft, verlangen ein Auseinanderlegen, Kombinieren und Synthetisieren der Elemente. D.h. sie verlangen Kalkulationstechniken. Damit sind nicht nur geradlinige Rechenoperationen wie in den einfachen Bereichen der Mathematik gemeint (deren Geradlinigkeit ja bei Beweisproblemen auch recht schnell endet). Eine gar nicht so schematische Alltagstechnik ist zum Beispiel die Entscheidungsfindung, in der man sich die Optionen und ihre Vor- und Nachteile vorrechnet und dabei Gegebenheiten, Mittel, Wünsche und Bewertungen zueinander in Beziehung setzt. Oder die Urteilsfindung im Recht, in dem manche Fälle klar und leicht in die vorausgesetzten Bestimmungen einzuordnen sind, andere hingegen einiges an Deutungsleistung abverlangen, also bildlich gesprochen die Arbeit, gerade Linien durch das Gesetzeswerk zu zeichnen, die sich in den Bestimmungen des besonderen Falles schneiden.

Wie wird mit Bestimmungen, Urteilen, Regeln kalkuliert? Es wird untersucht, ob die Bedingungen für ein bestimmtes Urteil erfüllt sind – je nachdem kann dann mit den Folgerungsbeziehungen, die diesem Urteil anhaften, weitergearbeitet werden. Spricht zum Beispiel einiges dafür, dass sich jemand hinterhältig statt nachlässig verhält, dann bestimmt man Motive und folglich die Bedeutung von Handlungen anders und stellt sich anders dazu. Sätze, die explizit Regeln ausdrücken, werden in der Kalkulation dazu herangezogen, von schon gesetzten Bestimmungen zu weiteren Annahmen überzuleiten. In der Kalkulation, z.B. beim Vergleichen mit vergangenen Situationen, werden bekannte Muster aufgerufen, Parallelen hergestellt, aus denen Analo-

gieschlüsse gezogen werden. So läuft Denken gewöhnlich ab: keine geradlinige Deduktion aus klaren Prämissen mit eindeutigen Schlussregeln, sondern es werden Satzübergänge gemacht, die sich so oder ähnlich bewährt haben oder die man auf Vertrauen hin so gelernt hat. Das bedeutet nicht, dass man es mit Beliebigkeit zu tun hat. Regeln und Urteile werden auch mal überprüft, in Frage gestellt, ja widerlegt. In manchen Argumentationsketten lässt sich genau der Übergang identifizieren, an dem ein Fehler gemacht wurde (diese Eigenschaft ist ein definitorisches Merkmal dessen, was man als mathematische Beweise auffasst). Viele Einordnungen und Argumentationen im Alltagsdenken arbeiten mit Vagheiten, weil die Sache oder das Wissen darüber gar nichts anderes zulässt. Es werden Muster konstruiert, um Anhaltspunkte für eine Einschätzung zu gewinnen, Parallelen werden hergestellt, um überhaupt ein Vergleichswissen heranzuziehen. Übergänge sind hier nicht einfach regelkonform oder regelwidrig, sondern plausibel oder unplausibel. Vielleicht gibt es nicht einen Übergang, der falsch ist, sondern die systematische Ausblendung einer Seite der Sache, die sich durch eine ganze Darstellung zieht. So kann es zu einem Streit darüber kommen, ob Relevantes als nebensächlich vernachlässigt wurde. Oder man gerät in einen Widerstreit, indem gleichermaßen plausible Analogien herangezogen werden, die zu konträren Schlüssen Anlass geben.

Was leistet sprachliche Kalkulation, das Durchdenken einer Sache, für die Orientierung? Ob eine Handlung zweckmäßig oder sachgerecht ist, hängt nicht nur von der Handlung, sondern auch von der Sache ab. Herzmassage ist bei Herzstillstand förderlich, bei einer bloßen Ohnmacht schädlich. Während die jeweils angemessenen Handlungen weit auseinanderliegen, ja sich sogar konträr zueinander verhalten, liegen die zugänglichen Merkmale, anhand derer man sich orientieren kann, welcher Fall vorliegt, recht nah beieinander. Eine gute Orientierung leistet eine zweckmäßige Zuordnung der Wahrnehmung und der erinnerten Kenntnis einer Sache oder Situation zu brauchbaren Bewertungen oder Handlungsmöglichkeiten. Blindes oder unüberlegtes Handeln steht nicht von ungefähr in schlechtem Ruf. Routiniertes Handeln ist recht direkt in der Identifizierung der relevanten Informationen. Doch die Handlungsräume, mit denen Menschen in der Gesellschaft und in der Naturbeherrschung konfrontiert sind, lassen sich nicht auf einfache Routine reduzieren, auch wenn Maschinisierung die arbeitsteilige Trennung von Kopf- und Handarbeit ermöglicht, die letztere partiell auf quasi mechanisches Niveau herabdrückt. Wo man in der Orientierung dagegen mit mannigfaltigen Konstellationen konfrontiert ist, da hat man es häufig auch mit solchen, die man genau so nicht kennt, zu tun. Hier kann man nicht unmittelbar auf Erfahrung zurückgreifen, sondern muss diverse Erfahrungen auf die Sache beziehen, um zu einer Einschätzung zu gelangen. Das ist eben die Vermittlungsleistung einer Kalkulation bzw. eines Kalküls. Denn Kalkulieren ist eine Technik des Operierens mit Zeichen, die Aneignung entsprechender Operationsregeln voraussetzt. Und diese Regeln sind teils allgemeiner oder formeller Art wie der Gebrauch der Ausdrücke ‚alle‘ oder ‚wenn... dann‘, teils auch besonde-

rer Art, nämlich der Gebrauch der eigentümlichen Begriffe, Sätze und auch Satzübergänge, die einen spezifischen Orientierungsbereich erschließen.

4.4 Systemcharakter sprachlicher Orientierung als Materialität der Sprache

Die leitende Fragestellung war, welche Bedeutung die Sprache in der gesellschaftlichen Vermittlung spielt. Bevor die gesellschaftliche Ebene direkt zum Gegenstand wird, sollte zuerst erkundet werden, welchen Unterschied Sprache potentiell für die individuelle Handlungsfähigkeit machen kann. Die Bestimmung der Sprache als Kommunikationsmittel erfasst diesen Unterschied nicht, weil damit nicht verstanden ist, was der „Empfänger“ mit dem Kommunikationsinhalt nun anstellen kann. Es geht an der Bedeutung der Sprache vorbei, wenn ihre Leistung nur in der Mitteilbarmachung dessen gesehen wird, was ohne sie trotzdem vorhanden sein könnte. Eine Seite der Leistung wurde in der Koordinierung des Handelns mehrerer Individuen gefunden, in der Aufteilung der Handlungen für einen gemeinsamen Zweck auf mehrere Individuen. Aber auch diese Leistung hat noch die Voraussetzung, dass die Individuen selbst sich danach richten können müssen. Als tiefste Bestimmung zur Erklärung der Leistung der Sprache wurde entwickelt, dass die verinnerlichte Technik des Operierens mit Zeichen ein Orientierungsmittel ist. Orientierung ist unter anderem ein wesentlicher Bestandteil von sozialen Beziehungen und Sittlichkeit, die sprachliche Formierung des Handelns in der Gesellschaft stellt eine ihrer wesentlichen Vermittlungsleistungen dar. Recht ist ein hervorragendes Beispiel, an dem die notwendige Vermittlung durch Sprache unmittelbar evident ist. Daher konzentrierte sich die Analyse auf den Bereich, in dem die Leistung sprachlicher Vermittlung am schwersten zu fassen ist, dem der rationalen Beherrschung der gegenständlichen Welt. Am schwersten, weil man es hier mit einem Tätigkeitsbereich zu tun hat, der zunächst wesentlich als physische Bearbeitung der Dinge mittels materieller Werkzeuge erscheint. Dass das sprachliche Fixieren des Ziels der Tätigkeit und damit das ideale Zusammenfassen und zweckmäßige Beziehen der Teilhandlungen aufeinander Voraussetzung komplexer Arbeiten ist, liefert andererseits anschaulich den Nachweis, wie Sprachbeherrschung die Handlungsfähigkeit über die unmittelbare sinnliche Situation oder direkte Bedürfnisorientierung hinaustreibt zu komplexen Zweckketten und Bedeutungszusammenhängen. Weil bei der Naturbeherrschung im Gegensatz zu sozialen Interaktionen keinerlei Wirkung der Sprache auf die Sache eine Rolle spielt, zeigt sich hier in Reinform die handlungserweiternde Bedeutung der Sprache auf Seiten der Menschen, die sich die Tätigkeiten mitsamt ihrer sprachlichen Vermittlung angeeignet haben. Die sprachliche Seite daran ist die Selbsttechnik, mittels Zeichen die verfügbaren Mittel und Handlungen zu analysieren und frei zu kombinieren und auf ihre Zweckmäßigkeit hin zu prüfen, ohne nur einen Finger zu rühren; aber auch unter Zuhilfenahme

4.4 Systemcharakter sprachlicher Orientierung als Materialität der Sprache

der Finger Dinge hinsichtlich ihres Gebrauchswerts zu erproben, auszuwerten und zu modifizieren.

Orientierung bedeutet, die Erwartung oder das Handeln anhand von Vorannahmen erfolgversprechend auszurichten. In vielen Bereichen des menschlichen Lebens lässt sich Erfolg, nach Maßgabe der Handlungsziele, relativ gut reproduzieren. Die Sprache, als Stoff der geistigen Reproduktion, wird zum Mittel der praktischen Reproduktion: Wie es sich aktuell verhält und verhalten wird, wird ermessen durch Abschätzung des Vergangenen.

In eine Situation gestellt, ist Denken das Mobilisieren und Zusammenstellen der darauf beziehbaren Regeln. Man hat es nicht einfach mit Inferenzstrukturen zu tun, sondern mit dem Hervorholen, Kombinieren, Durchgehen, aufeinander Beziehen der Bestimmungen, ihrer nächsten Folgerungen sowie der erinnerten Vergleichserfahrungen. Als Materialität der Sprache kann die Internalisierung des ganzen Sets sprachlicher Regeln und sprachlichen Wissens gelten, die zum Denken, Beurteilen, Bewerten mobilisiert werden. Die Aufnahme neuer Regeln in den Denkhäusalt und die Modifikation des Wissens und der Begriffe ist als Arbeit an der Sprache zu werten. Eine geistige Anstrengung wird insofern abverlangt, als ein gewisses Maß an Konsistenz und Kohärenz hergestellt werden muss, um die Brauchbarkeit für die Orientierung nicht zu untergraben. Das bedeutet dann, Zusammenhänge mit anderen Regeln herzustellen, vielleicht auch, manche frühere Festlegungen zu revidieren oder einzuschränken; Teilbereiche der Sprache umzubauen.

Mehr Arbeit, größere Anstrengung erfordert es, ganz neue Sprachbereiche aufzubauen oder größere Wissens- oder Bewertungsbereiche umzubauen. Die Aneignung einer neuen Denkweise besteht nicht darin, ein paar allgemeine Sätze reproduzieren zu können, sondern solche Sätze charakterisieren eher die Denkweise auf allgemeinsten Ebene. Man könnte bei Denkweise auch gleich von Kultur sprechen, und eine Kultur ist ein in sich querverstrebtes System von Praktiken und Reflexionen, das nicht dadurch ausgetauscht wird, dass man schlicht die expliziten Prinzipien austauscht. Das heißt umgekehrt nicht, dass Prinzipien als allgemeine Orientierungsregeln nicht zum Ausstrahlungszentrum für das ganze Denken werden können.

Wenn die Materialität der Sprache im ganzen Set der Regeln besteht, die zur Orientierung herangezogen werden, dann zeigt sich diese Materialität in der Festigkeit der Tätigkeiten und Praxis, die von Denken und Reflexionen durchdrungen sind. Dass das gesellschaftliche Sein das Bewusstsein bestimmt, kann nun so übersetzt werden: Mindestens ein wesentlicher Teilbereich der individuell angeeigneten Sprache bietet Orientierung für den Ausschnitt der Gesellschaft, in dem sich das Individuum bewegt. Gesellschaftliche Arbeitsteilung erlaubt die Konzentration der Orientierungsfähigkeit in bestimmten Produktionssektoren auf wenige Individuen, während alle anderen mit den entsprechenden Produktionsapparaten und -stätten nichts anzufangen wissen. Mit der Scheidung ökonomischer Klassen, sozialer Schichten, Geschlechter, Altersgruppen etc.

kommt die Differenzierung von Anforderungen an die individuelle Reproduktion und Anerkennung von sozialen Verhaltensweisen, daher innergesellschaftliche Differenzierung von Orientierungswissen, das schließt Orientierung in den jeweiligen Bereichen der Dingwelt ebenso ein wie Orientierung in Lebensführung und kulturellen Ansprüchen.

Das gesellschaftliche Sein bestimmt das Bewusstsein hingegen nicht in der Weise, dass Handlungsorientierungen insgesamt eindeutig durch die gesellschaftliche Konstellation determiniert würden. Gesellschaftliche Zwänge reflektieren sich in den Reflexionen der Menschen, die ihnen ausgesetzt sind. Das bedeutet zunächst nur, dass sie zu spüren bekommt, wer sie nicht reflektiert. Darüber hinaus bedeutet es, dass Wege des Umgangs mit Zwängen und Anforderungen sowie Reflexionen über ihre Notwendigkeit oder Veränderbarkeit Bestandteil des reproduzierten Gedankenguts, der zirkulierenden Diskurse, sind. In der Sprache setzt sich die Vorstellung oder Einschätzung, dass bestimmte Umstände oder Voraussetzungen nicht im Bereich des Änderbaren liegen, in Form grammatischer Sätze fest, die in der Orientierung die Funktion haben, keine (angenommenermaßen) unnötigen Denkwegen über Sackgassen zu machen.

Doch diese Funktion ist ambivalent: sie hilft, die Handlungsoptionen überschaubar zu halten, und lenkt andererseits den Blick von Möglichkeiten ab. Auch Handgriffe oder bestimmte Schachzüge, also Handlungen im Kleinen, können unsinnig erscheinen, bevor man die Konsequenzen ein bisschen weiter durchdenkt oder einfach überraschende Erfahrungen damit macht, wenn andere sie sinnvoll einsetzen. Allgemein lässt sich aber vermuten, dass regelrechte Illusionen und falsche Begriffe am wildesten dort blühen, wo die Verhältnisse komplex und der Zugriff der Handelnden sehr vermittelt ist; wo beispielsweise ein System gesellschaftlicher Beziehungen durch die innerhalb dieses Systems logischen Handlungen aufrechterhalten wird und diese Beziehungen zu Verhältnissen gerinnen, auf die sich alle gesellschaftsändernden Handlungen nur als Voraussetzungen, nicht als Setzungen beziehen.

Die ungleiche Verteilung gesellschaftlichen Reichtums ist in kapitalistische Gesellschaften eine permanent reproduzierte Voraussetzung, als Problemlösung kommt daher zunächst nur eine gegensteuernde Umverteilung in den Sinn. ‚Die Frau‘ erscheint dem sexistisch-biologistischen Denken ‚naturgemäß‘, nicht durch gesellschaftliche Reproduktion von vergeschlechtlichten Subjektivitäten, als technikunbegabt. Dazu kann sich dann ‚der Mann‘ spottend oder hilfsbereit verhalten, in beiden Fällen das gesellschaftliche Herrschaftsverhältnis reproduzierend, indem er sich dazu als Naturtatsache verhält.

Dadurch, dass Wirklichkeitsbereiche von der bewussten Beeinflussung und Lösungssuche ausgenommen werden, sind sie aber nicht aus dem Denken ausgeschlossen: Insofern ihnen eine Bestimmung zugeschrieben wird, Urteile über sie gefällt werden, halten sie noch zur Rechtfertigung oder Begründung praktischer Schlüsse her. Weil die Überflutung von Jahr zu Jahr zunimmt, müssen die Dämme verstärkt werden. Weil ‚die Wirtschaft‘ nun mal zum Exzess neigt, muss sie

4.4 Systemcharakter sprachlicher Orientierung als Materialität der Sprache

reguliert werden. Weil ‚Gott‘ alles und uns geschaffen hat, sollen ‚seine‘ Gebote geehrt werden.

Urteile über die Natur einer Sache oder die größeren Zusammenhänge sind Bestandteil des sprachlichen Orientierungsnetzes. Sprache bildet ein System, aber nicht nur auf der begrifflichen Ebene, wo Farben nach ihren Misch- und Ausschlussverhältnissen und Tiere nach ihren Gattungen geordnet werden, sondern sie bildet ein Orientierungssystem, mit dem sich Handlungsräume rekonstruieren und konstruieren lassen, das Situationen danach ordnet, welche Handlungen mit welchem Ergebnis möglich und angemessen sind, und warum sie es sind. Die Situation, die Umwelt, die Dinge und ihren aktuellen Status festzustellen und sich darauf praktisch einzustellen, bedeutet, sie innerhalb eines Orientierungssystems zu verorten. Verschiedene Orientierungssysteme bestehen nicht nur innerhalb einer Gesellschaft nebeneinander auf verschiedene Personen und Personengruppen verteilt, sondern können auch innerhalb derselben Person innere Deutungs- und Entscheidungskonflikte generieren. Für alle Orientierungssysteme gilt, dass sie einerseits tatsächlich die Wirklichkeit widerspiegeln, insofern sie ein objektives, nicht psychotisches Sich-Beziehen auf die Welt einschließen, andererseits aber auch ein spezifisches Verhalten dazu bedeuten und damit eine subjektive Komponente besitzen. Objektiv meint dabei nicht wahr, sondern ausgerichtet an der Sache, subjektiv meint nicht Vereinzelung oder bloße Meinung, sondern Bestimmungen setzend, gestaltend, ausgerichtet an Zwecken.

Als Beispiel für ein fundamentales Orientierungssystem in kapitalistischen Gesellschaften kann das gesellschaftliche Verhältnis des Privateigentums gelten. Dabei handelt es sich um ein durch Staatsgewalt durchgesetztes gesellschaftliches Anerkennungsverhältnis, das die Verfügung über die Dingwelt bzw. den Ausschluss davon („privat“) regelt, also dem Willen der Individuen bezüglich ihres Eigentums Geltung verschafft, insofern sie andere von dessen Benutzung ausschließen oder es an andere abtreten wollen. Die Beziehung der in solchen Gesellschaften lebenden Menschen zu den Dingen ist sehr grundsätzlich durch dieses Verhältnis vermittelt. Ein guter Teil der Alltagsorientierung und die sie vermittelnden Sprachspiele stehen mit diesem gesellschaftlichen Verhältnis in Verbindung. Das heißt genauer: sie richten sich nach diesem Verhältnis und bilden gleichzeitig die subjektive Seite seiner Reproduktion.

Mitgliedern dieser Gesellschaft wird beigebracht, dass man zur Benutzung von Dingen erst den Eigentümer um Erlaubnis fragen oder sie erwerben muss; dass man auf seine eigenen Sachen aufpassen muss; dass man Arbeit für Geld tauschen kann; dass Geld als allgemeines Reichtumsäquivalent gilt und man damit haushalten muss etc. Der Ball, der in Nachbars Garten geflogen ist, der versehentliche Kratzer am fremden Auto auf der Straße, die Frage, wie viel etwas kostet und wie lange man dafür sparen muss, wie viel man verdient und was es heißt, den Job zu verlieren oder keinen Kredit mehr zu bekommen, oder auch, welche Optionen das Online-Banking bietet oder wie viel Zinsen das Tagesgeldkonto bietet, was Inflation oder Insolvenz oder eine Erbschaft ist. All diese Logiken sind Derivate der Eigentumslogik, dieses Wissen und diese Praktiken

gehören zum Leben und Handeln in kapitalistischen Gesellschaften.

Ein anderes Orientierungssystem innerhalb dieser Verhältnisse stellt ihre unmittelbare Nichtanerkennung in Form der Entwendung dar. Diebstahl als Akt missachtet die offiziellen Handlungsregeln. Sowohl das Strafrecht, das den juristischen Umgang damit regelt, Polizei, die Delikte verfolgt, als auch der Dieb, der seine individuelle Reproduktion auf die Vermeidung der Strafe baut und deshalb Techniken des unerkannt Bleibens ersinnt, generieren eigene Orientierungssysteme. Das spezifische Verhältnis des Diebstahls zum Eigentum ist die individuelle Umgehung der durchgesetzten Orientierungsregeln und ihrer gewaltförmigen Absicherung.

Der moralistische Humanismus, der wohlthätige Verantwortung des Reichtums einfordert, legt sich gewissermaßen widersprüchlich über die Eigentumsform. Hier wird neben die absolute Anerkennung des Willens der Eigentümer noch die moralische Forderung eines bestimmten Inhalts dieses Willens gesetzt. D.h. erstens wird der grundsätzliche Ausschluss der Verhungernden vom gesellschaftlichen Reichtum per Privateigentum nicht in Frage gestellt und zweitens wird die Realisierung dieses Ausschlusses seitens der Eigentümer mit Verachtung belegt. Das moralische Orientierungssystem ist aber nicht völlig konsequenzenlos. Wohltätigkeitsveranstaltungen mildern das größte Elend und das schlechteste Gewissen.

Ein weiteres Orientierungssystem bezüglich des Eigentumsverhältnisses ist ein politisches, das sich dazu als Ganzes verhält. Marx verhielt sich als Bürger anerkennend zum Eigentum, er hat seine Existenz nicht als Dieb gefristet, als Theoretiker hat er die Eigentumszyklen der Lohnarbeiter und des Kapitals, ihre Gesetze und Konsequenzen analysiert, als Kommunist hat er für die Aufhebung des privateigentümlichen Verhältnisses der Gesellschaft zu ihrem Reichtum argumentiert und seine politische Tätigkeit daran ausgerichtet.

5 Sprache, Gesellschaft, Politik

5.1 Allgemeine Überlegungen zur Bedeutung der Sprache in der Regelung der gesellschaftlichen Verhältnisse

Die menschengeschichtliche Entstehung des Orientierungsmittels Sprache hebt die menschliche Tätigkeit, die sie vermittelt, auf ein Niveau, das wesentlich als Voraussetzung in die Gesellschaftsorganisation eingeht. Es ist das Niveau von Zweck-Mittel-Ketten, von Wissenschaft und Ideologie, Antizipation und Geschichtsbewusstsein, Planung und Auswertung, Einigung und Erpressung, Kooperation und Arbeitsanweisung, von gesellschaftlicher Arbeitsteilung, Sittlichkeit, Politik und Institutionen. Von einem Niveau ist deshalb die Rede, weil hierbei zunächst von den jeweiligen historischen Gegenständen der Orientierung, also der Besonderheit der Tätigkeitskreise einer bestimmten Gesellschaft abgesehen ist, aber diese zumindest teilweise der Organisation jeder menschlichen Gesellschaft – welchen Charakters auch immer – zugrunde liegenden Tätigkeiten eine Reichweite, Diversifizierung, Flexibilität, Kommunizierbarkeit und Verallgemeinerung der Orientierungsleistungen erfordern, die eine materielle Vermittlung in Zeichenform voraussetzen. Ist Sprache einmal zum allgemein durchgesetzten Zwischenglied menschlichen Verkehrs geworden, lässt sie sich neuen Anforderungen und Zwecken gemäß umarbeiten: Die Einführung neuer Namen und Begriffe, die Übertragung der bereits entwickelten Denkmittel auf neue Umstände, die Bildung von Urteilen in neuen Situationen ist mehr oder weniger Bestandteil jeder Sprachpraxis. Wenn sich neue Zusammenhänge oder Probleme in den Lebensumständen auftun oder neue Technologien oder Kulturtechniken entwickelt werden, denen ein Gebrauchswert zugeschrieben wird, dann hat dies eine sprachliche Seite, wird in die Sprache hineingebildet – nicht einfach als äußerliches Erinnerungsmittel, das zu der neuen Praxis bloß hinzutritt, sondern als integrales Moment, insofern die Sprache in Form ihrer Unterscheidungen und Übergänge in die Unterscheidungspraxis selbst eingeflochten ist.

In dieser Weise machen Menschen ihre Sprache selbst, aber unter vorgefundenen Bedingungen im doppelten Sinn: einerseits in Form einer bestehenden Gesellschaft mit ihrem materiellen Reichtum, ihren Arbeits- und Verkehrsformen und den in ihr lebenden Menschen mit ihren unterschiedlichen Stellungen, Beziehungen, Haltungen und Bedürfnissen und andererseits in Form der dazugehörigen Orientierungs- und Denkmittel, die sie sich im individuellen Vergesellschaft-

tungsprozess in ihrer gesellschaftlichen Umgebung und in Konfrontation mit den Orientierungsgegenständen ihrer eigenen Lebensbedingungen angeeignet haben und tagtäglich gebrauchen, indem sie sich durch die Urteile, Schlüsse und Kommunikationsakte ihrer Lebenstätigkeit bewegen und ihre Erfahrungen in gedanklichen Übergängen fixieren und austauschen. Einerseits hat man es dabei mit zwei unterscheidbaren Seiten, der materiell-praktischen und der sprachlichen, zu tun, andererseits bedingen sich beide gegenseitig und sind miteinander verschränkt. Das ganze Problem der gesellschaftlichen Realität der Sprache dreht sich um diese Bestimmung und die Schwierigkeit, es nicht nach einer Seite hin aufzulösen. Daher soll zunächst noch einmal allgemein, d.h. auf der Ebene verständiger Abstraktion, die Frage aufgegriffen werden, wie dieses Verhältnis, in dem Sprache und materielle Praxis durch ihre Verschränkung stehen, analysiert werden kann, um dann im Folgenden drei in marxistischer Tradition stehende Versuche, diese Verschränkung teils theoretisch teils in konkreten Analysen in den Griff zu bekommen, unter die Lupe zu nehmen.

Jede Gesellschaft hat die zwei Seiten, in der gemeinschaftlichen Organisation des Naturverhältnisses der Individuen sowie des Verhältnisses der Individuen untereinander zu bestehen. Insofern Individuen selbst einer materiellen Reproduktion bedürfen, ist ihr gesellschaftliches Naturverhältnis in Form von Arbeit eine Grundbedingung des Daseins jeder Gesellschaft. Die dafür nötigen Kenntnisse, Techniken und Fähigkeiten müssen der Form der Arbeitsteilung entsprechend von den jeweiligen Teilen des Gesamtarbeiters beherrscht und an nachkommende Generationen weitergegeben werden. Von den Techniken der Naturbeherrschung sind die gesellschaftliche Organisation der Arbeit, die Verkehrs- und Beziehungsformen der Gesellschaft zu unterscheiden, in denen die Verhältnisse zwischen den Individuen geregelt werden. In der Bearbeitung der Natur erfolgt die Aneignung dieser Techniken einseitig: Arbeiter eignen sich (historisch entdeckte) Regeln an, denen folgend die Natur durch Einsatz von Arbeitskraft menschlichen Zwecken gemäß gemacht werden kann, die Natur dagegen verhält sich allenfalls regelmäßig (ein kleines Zwischenfeld bildet die Dressur von Tieren) und wird in der Arbeit unter Ausnutzung dieser Regelmäßigkeiten neu zusammengesetzt. Die Verhältnisse zwischen Menschen dagegen haben zur Grundlage, dass das Handeln aller Beteiligten, die wechselseitig aufeinander einwirken, von Regeln und Zwecken durchdrungen ist.

Zugleich durchdringen sich das Verhältnis zur Natur und das der Gesellschaftsglieder untereinander. Die gesellschaftliche Organisation der Arbeit, Entscheidungen über Arbeitsformen sowie Arbeitsmittel unterliegen, wenn sie irgendeine Art gesellschaftlicher Reproduktion gewährleisten sollen, zwar der Voraussetzung, dass tatsächlich die gewollten Gebrauchswerte resultieren, also einer Naturvoraussetzung, die die Gesellschaft nur in den Grenzen des technischen Fortschritts in der Hand hat. Dies aber gewährleistet, handelt es sich bei der Form des Stoffwechsels mit der Natur um eine Frage der gesellschaftlichen Regelung und Zwecksetzung. Ebenso

5.1 Allgemeine Überlegungen zur Bedeutung der Sprache in der Regelung der gesellschaftlichen Verhältnisse

bei der Produktivkraftentwicklung selbst: Es unterliegt nicht der menschlichen Willkür, welche Techniken der Naturbeherrschung überhaupt möglich sind, dagegen schon, in welche Richtung ihre Entwicklung betrieben wird. Umgekehrt kommen Naturvoraussetzungen auch in den Verhältnissen einer Gesellschaft zur Geltung: Die organische Natur der Individuen hat eine allgemeine Bedeutung für die Bedingungen ihrer Reproduktion und für die Anforderungen, die die Arbeit an ihre Körper stellen kann. Sie spielt aber ebenfalls eine Rolle beispielsweise bei Institutionen wie einer Gefängnishaft, die zwar eine willkürliche gesellschaftliche Einrichtung darstellt und etwa über ein Rechtssystem und über ihre ideellen Zwecke wie Strafe oder Läuterung einiges mit gesellschaftlicher Regelung zu tun hat, aber als Akt selbst von den Regeln, die sich das betroffene Individuum angeeignet hat, absieht und auf seine Naturseite geht, insofern der körperliche Bewegungsradius durch Barrieren massiv eingeschränkt wird.

Das Produktionsniveau einer Gesellschaft entscheidet nicht (zumindest nicht unmittelbar) darüber, welche Bewertung der materielle Reichtum erfährt und wie er und die Arbeit zu seiner Erzeugung verteilt werden. Es entscheidet allerdings darüber, wie viel überhaupt verteilt werden kann, welche materiellen Bedürfnisse potenziell befriedigt werden können. Das Produktionsniveau unterliegt nicht einfach dem gesellschaftlichen Willen, sondern hat seine historische Schranke am jeweiligen Stand der Naturaneignung. Diese hat folgende drei Momente: Stand der materiellen Mittel zur Naturbearbeitung, körperliche Ausbildung der Arbeitenden (was Motorik und Koordination der spezifischen Arbeitstätigkeiten einschließt) und die geistige Seite, also der Stand der Theoriebildung sowie die sprachliche Vermittlung der Aneignung der entsprechenden Tätigkeiten. Sprache ist dabei nicht einfach die Kehrseite oder nur abstrakte Bedingung der Technologieentwicklung, sondern besitzt eine partielle Selbständigkeit, die sich teils als Hemmnis, teils als Zugkraft geltend macht. An wissenschaftlichen Paradigmenwechseln wird sichtbar, wie ein Orientierungssystem nicht nur zweckmäßige Handlungsfolgen schnell reproduzieren lässt, sondern gleichzeitig andere beschneidet und in der Weise als Schranke wirken kann. Umgekehrt ist erst durch die Sprache die Möglichkeit gegeben, Probleme formulieren und festhalten und dadurch aktiv Lösungen suchen zu können.

Wie weit die Sprache auch mit unproduktiven Elementen der bloßen Neugierde, der Phantasie oder des Aberglaubens durchsetzt ist, sie ist notwendiger Bestandteil der Produktivkraft einer Gesellschaft. Um ihrer eigenen Reproduktion willen muss eine Gesellschaft auch für die Reproduktion der Sprache Sorge tragen, was hier das arbeitsteilige Beherrschenlernen der Tätigkeitsfelder, ihres Materials und ihrer Regeln bedeutet; dies wiederum setzt eine Beweglichkeit in den alltagspraktischen Sprachspielen des Umgangs mit Dingen und Menschen voraus, auf die in der Aneignung besonderer Tätigkeiten und Zeichensysteme aufgebaut werden kann. Die Menschheit auf einen unbearbeiteten erdähnlichen Planeten versetzt, würde vermutlich nicht nur Jahre, sondern Jahrzehnte benötigen, um wieder zu einem materiellen Reichtum und zu Ge-

brauchswerten zu gelangen, die heute Gang und Gäbe sind. Darin drückt sich die materielle Seite der Naturaneignung aus. Andererseits würde damit ein Stand reproduziert, für den zuvor Jahrtausende nötig waren, und diese Leistung würde auf den über diesen Zeitraum akkumulierten und über Sprache vermittelten Kenntnissen, Erfahrungen und Fähigkeiten beruhen.

Während es für die Naturbearbeitung hinreicht, wenn die benötigten Spezialarbeiter die entsprechenden Fähigkeiten und Verfahren beherrschen, gleichwohl auf Grundlage einer allgemeinen motorischen und geistigen Vertrautheit im Umgang mit der Dingwelt, beruhen Regeln des gesellschaftlichen Verkehrs insgesamt darauf, dass sich alle Beteiligten, ob in der gesamten Gesellschaft oder in bestimmten Milieus, die Regeln angeeignet haben. Die Festigkeit solcher Regeln ergibt sich teils nur daraus, dass man gemeinsame Formen an der Hand hat, auf die man sich in der Interaktion beziehen kann und die eine gewisse Einschätzbarkeit sozialer Situationen gewährleisten, so dass (auch mit bislang unbekannten Personen) eine Flüssigkeit des Verkehrs möglich ist; teils steht nicht freie Einigung aufgrund gemeinsamen Nutzens, sondern Gewalt hinter der Durchsetzung solcher Regeln, ob nun in physischer oder psychischer Form. Die gesellschaftliche Organisation und Ausübung von Macht und insbesondere Gewalt durchdringt ebenso auf mannigfaltige Weise die sprachliche Seite des Verkehrs. Dies ist deshalb festzuhalten, um nicht die allgemein analysierte Leistung der Sprache, Orientierung zu vermitteln, funktionalistisch mit einem allgemeinen Grund jeder historisch bestimmten Prägung der Orientierungsmittel zu verwechseln. Unterwerfung unter eine Gewalt ist zwar in der Tat eine Orientierungsleistung; aber nicht ein unterwürfiges Orientierungsinteresse ist der Grund für entsprechend gestaltete Orientierungsmittel, sondern die Gewalt oder Machtausübung selbst, der die Unterwerfung gilt. Für die Erklärung der Durchsetzung bestimmter Orientierungsmittel ist also nicht nur relevant, ob sie Individuen erlauben, sich besser zurecht zu finden, sondern ob und wie Gewalt in sie reflektiert.

Was im Unterschied zur Naturverhältnisseite die Verkehrsformseite des Verhältnisses von Sprache und Gesellschaft betrifft, so ist nicht nur, was Marx zum Überbau einer Gesellschaft rechnet, z.B. Recht, Sittlichkeit, Ideologie, sondern auch, was er zur Basis rechnet, über Verkehrsformen vermittelt, die teils den Austausch sprachlicher Orientierung beinhalten, teils auch in ihrer Form Gegenstand sprachlich vermittelter Orientierung sind. Zum Beispiel bedarf das Erlernen, was Privateigentum ist, also dass den Dingen Personen zugeordnet sind, deren Willkür über den Gebrauch dieser Dinge zu respektieren ist, ebenso sprachlicher Vermittlung wie das Erlernen, wie denn Verhandlungen zur Abtretung eigenen und zum Erwerb fremden Eigentums geführt werden. Den Verfahrensregeln einer Gerichtsverhandlung folgen die Beteiligten mittels sprachlicher Orientierung, die Verhandlung der Sache selbst, die einem Rechtsurteil unterworfen wird, beruht ebenfalls auf einem sprachlichen Urteils- und Schlussnetz, mittels dessen die Sachfrage rekonstruiert und in das Rechtssystem einsortiert wird.

5.1 Allgemeine Überlegungen zur Bedeutung der Sprache in der Regelung der gesellschaftlichen Verhältnisse

Gesellschaftliche Individuen finden nicht einfach materielle Bedingungen vor, sondern eine Gesellschaft, in der bestimmte Regeln des materiellen und interpersonellen Verkehrs üblich, anerkannt, durchgesetzt oder vorgeschrieben sind. Bezüglich dieser Regelung des gesellschaftlichen Lebens und ihres Verhältnisses zum Orientierungsmittel Sprache seien ein paar allgemeine Punkte festgehalten:

1. Materielle Grundbedingung der Regelung gesellschaftlichen Lebens: Materielle Grundlage des gesellschaftlichen Verkehrs sind menschliche Bedürfnisse und die Mittel zu ihrer Befriedigung, mithin die Interessiertheit am Zugang zu diesen Mitteln sowie Mittel zur Erlangung dieser Mittel, sei es Arbeitsgerät oder Kriegsgerät. Die Regelung des gesellschaftlichen Lebens ist also kein eigenständiger Inhalt, sondern die Formseite des im weiteren Sinne materiellen Lebens der Gesellschaft, das wiederum die Organisation des materiellen Lebens der gesellschaftlichen Individuen ist.

2. Regelung des gesellschaftlichen Lebens bezieht sich in erster Linie auf materielle Handlungen, unterschieden von Sprache: Wenn von Verkehrsformen die Rede ist, dann geht es um gesellschaftliche Praxis, die zwar das ganze Feld der Regelung des Sprachgebrauchs mit einschließt, sich aber vor allem auf Handlungen erstreckt, die in ihrer Ausführung wesentlich aus körperlichen Akten (jenseits der Benutzung der Sprachorgane) bestehen oder sie wesentlich einschließen, ohne damit behaupten zu wollen, dass sie ohne Orientierungsmittel Sprache möglich wären.

Z.B. besteht ein Restaurantbesuch nicht nur in Nahrungsaufnahme, sondern schließt in der Regel auch ein, sich erst einmal dorthin zu bewegen, sich auf bestimmte Weise zu kleiden und zu verhalten, sich nur im Gästebereich aufzuhalten und Reservierungen zu beachten, auf Seiten der Kellner aufzutischen und abzuräumen, abzukassieren (d.h. Geldscheine zu tauschen und eine Rechnung auszuhändigen) usw. Ungeachtet ihrer sprachlichen Vermittlung haben alle diese Handlungen die Seite, dass unter Einsatz der Körperorgane die Dingwelt modifiziert wird, und zwar nach bestimmten Regeln.

3. Durchdringung verschiedener Regelungsebenen: Was die Regelung dieser Akte betrifft, so durchdringen sich dabei verschiedene Ebenen, ökonomische, rechtliche, sittliche, ästhetische. Kellner und Köche tauschen ihre Arbeitskraft für die allgemeine Zugriffsmacht auf gesellschaftlichen Reichtum in kapitalistischen Gesellschaften, Geld, dafür unterwerfen sie ihre Tätigkeit in bestimmten Grenzen dem Kommando des Restaurantinhabers. Dieser Tausch hat in Form der Arbeitsverträge eine rechtliche Seite. Rechtlich geregelt sind zum Beispiel auch die Hygieneanforderungen an den Betrieb. Die Kleidung des Kellners ist eine Frage der Sittlichkeit, unterliegt dabei aber auch der Anordnung des Besitzers, der mit der Zufriedenheit seines Publikums als Mittel seines ökonomischen Erfolgs kalkulieren muss, da er in einem Konkurrenzverhältnis zu anderen Restaurantbetreibern steht.

Daran wird anschaulich, dass verschiedene Regelungsansprüche in einem hierarchischen, gegensätzlichen oder auch in einem sich gegenseitig ausschließenden Verhältnis zueinander stehen können: Privateigentümliche Produktion bedingt die spezifische Form kapitalistischer Konkurrenz und betriebswirtschaftlicher Berechnung sowie das Abhängigkeitsverhältnis der Lohnarbeitenden. Der eine Regelungsbereich ist mit dem anderen verzahnt, weil beide Entscheidungen über dieselben Dinge und Handlungen (Räumlichkeiten, Speisekarte, Nahrungsmittel, Einkauf, Zubereitung, Bedienung etc.) umgreifen, wobei die Eigentumsform als Voraussetzung, also hierarchisch höherstehend, eingeht. Ein gegensätzliches Verhältnis liegt zum Beispiel darin vor, dass die Regelung der Hygiene in Restaurantküchen durch den Staat Maßnahmen vorsieht, die dem Restaurantbetreiber gegen seine betriebswirtschaftliche Rechnung laufen können. Ausschließen können sich z.B. sittliche und rechtliche Anforderungen, etwa ein Ehrenkodex, der Selbstjustiz vorsieht und damit in Widerspruch zu einem staatlichen Monopolanspruch auf Justiz steht.

4. Zusammenhang von Regeln und Orientierung; Unterscheidung von strategischen und präskriptiven Regeln: Jedes menschliche Individuum wird, wenn es in eine Gesellschaft geboren wird, auch in eine Welt voller Regeln geboren, die mehr oder weniger den Rahmen vorgeben oder eingrenzen, für wen wo welche Erwartungen und Entwicklungsmöglichkeiten bestehen und welche Wege zur Befriedigung von Bedürfnissen und zur Anerkennung durch andere führen; welche Wege gesellschaftlich mit Widerständen versehen sind und bei welchen mit Unterstützung zu rechnen ist.

Sich in einer Gesellschaft gut bewegen zu können, d.h. nicht permanent auf Widerstände zu stoßen, setzt eine gute Orientierung in den geltenden Regeln voraus, ob nun in Form ihrer Beachtung, in Form des Unsichtbarbleibens der Übertretung oder in Form der aktiven Veränderung dieser Regeln. Aneignung der Verkehrsformen ist Teil des Vergesellschaftungsprozesses. Zweckdienliche Orientierung hat hier die zwei Seiten, nicht nur irgendwie korrekt, anerkannten Regeln gemäß, sondern auch zielführend, auf die gesetzten Zwecke hin, zu agieren. Sich beim Restaurantbetrieb an die rechtlichen Vorgaben zu halten, bedeutet nur, dass der Staat nicht einschreitet und seine Gewalt gegen diese Unternehmung in Bewegung setzt; das Ganze gewinnbringend zu betreiben, verlangt deutlich spezifischere Orientierung, z.B. an betriebswirtschaftlichen Regeln, die keine präskriptive, sondern eine strategische Orientierung geben. Die durchgesetzten präskriptiven Regeln zu beherrschen, ist dabei nur eine Voraussetzung, mit der herrschenden Gewalt der Gesellschaft nicht in Konflikt zu geraten. Die Beherrschung strategischer Regeln ist Voraussetzung für Erreichung gesteckter Ziele, verbürgt aber nicht allgemein die Aussicht auf Erfolg. Auf den Umfang des gesellschaftlichen Reichtums und die spezifischen Regeln seiner Produktion und Verteilung kommt es an, ob dadurch auch allgemein mit der Befriedigung der Bedürfnisse zu rechnen ist. Unter Bedingungen einer Hungersnot ist schlechthin nicht ausreichend Nahrung da, um alle Bedürfnisse zu befriedigen, gleich welcher Verteilungsmodus in

5.1 Allgemeine Überlegungen zur Bedeutung der Sprache in der Regelung der gesellschaftlichen Verhältnisse

Kraft gesetzt wird (wobei die Nahrungsmittelproduktion der Menschheit heute an einem Punkt angelangt ist, an dem Hungersnöte allein noch Resultate des Verteilungsmodus darstellen). Unter kapitalistischen Bedingungen bedeutet Arbeitslosigkeit, dass die Arbeitskraft einiger schlicht nicht gewinnbringend eingesetzt werden kann, mit der Folge, dass diese nach geltenden Regeln und trotz bester Bemühungen an die Zahlungskraft nicht gelangen können, die sie zur rechtskonformen Befriedigung ihrer Bedürfnisse brauchen, es sei denn sie gehören einem Staat an, der sich ihre Versorgung unter von ihm gesetzten Bedingungen und Zielen leistet.

5. Konstellationen von materiellen Bedingungen bzw. Mitteln, Regeln und Individuen: Eine konkrete Gesellschaft besteht nicht abstrakt aus materiellen Bedingungen, Regeln und Individuen, sondern konkret hat man es mit Konstellationen von materiellen Bedingungen bzw. Mitteln, Regeln und Individuen zu tun. Zu den gesellschaftlichen Sachverhalten gehören auch Institutionen und Kollektiv-Akteure, die jeweils konkrete Einheiten dieser drei Momente bilden und als solche maßgebliche Orientierungsbezüge für Individuen dieser Gesellschaft darstellen. Das gilt sowohl für ihre innere Organisation, die Ausbildung ihrer Ziele und die Ausrichtung der praktisch beteiligten Individuen, als auch für die Außenbeziehung, insofern diese Akteure und Institutionen eine gesellschaftliche Wirklichkeit besitzen, zu der sich Individuen, die nicht in die praktische Organisation einbezogen sind, verhalten können oder müssen. Zu den Orientierung erfordernden gesellschaftlichen Sachverhalten gehören ebenso gesellschaftliche Konstellationen verschiedener mit jeweils eigenem Willen ausgestatteter Akteure und der materiellen Umstände, unter denen sie agieren und auf die sie sich beziehen. Beispielsweise ist eine binäre Geschlechterordnung ein gesellschaftlicher Sachverhalt, der von der Mehrzahl der gesellschaftlichen Individuen getragen ist und reproduziert wird, der eine geschlechtsspezifische Beziehung zu den Gegenständen und der Individuen untereinander einschließt und eine geschlechtsspezifische Orientierung beansprucht. Worauf sich Regeln und gesellschaftliche Orientierung erstrecken, geht also bei weitem nicht in Beziehungen zwischen Individuen auf, sondern schließt auch deren Verbindungen untereinander bis hin zu gesamtgesellschaftlichen Verhältnissen ein.

6. Bedeutung der Sprache für die Aneignung von und den Umgang mit Regeln; materielle Bedingungen des Erfolgs von Regeln: Auch wenn nicht alle gesellschaftlich wirksamen Regeln explizit gelernt werden oder überhaupt explizit werden, ist das gesellschaftliche Regelwesen durch und durch sprachlich geprägt. Das ist die Grundlage dafür, auf dieser transhistorischen Abstraktionsebene die allgemeine Stellung des Orientierungsmittels Sprache in der gesellschaftlichen Organisation der Individuen abstecken zu können. Die Orientierung der Individuen in den gesellschaftlichen Zusammenhängen und Formen ist dabei keine äußerliche Beziehung: Der Vergesellschaftungsprozess schließt die Aneignung dieser Orientierung ein, zugleich ist die Regelorientierung der vergesellschafteten Individuen in die Formung des gesellschaftlichen Verkehrs hineinreflektiert. Dazu ist Sprache erfordert, denn erstens setzt ein gewisses Maß an Kom-

plexität des Regelinhalts wie etwa das Aufeinander-Beziehen von Willen und Gegenständen beim Eigentumsverhältnis sprachliche Bestimmung und Verallgemeinerung voraus, zweitens ist gesellschaftliche Verallgemeinerung sowie eine große Fülle an Regeln wie etwa im modernen Recht auf sprachliche Fixierung angewiesen und drittens verlangt das gedankliche Inbeziehungsetzen und Kalkulieren mit verschiedenen Regeln einen flüssigen geistigen Umgang damit, der über sprachliche Vermittlung zu erlangen ist.

Auch wenn einem großen Teil des Handelns nicht jedes Mal ein sprachliches Kalkulieren vorausgeht (sondern die sprachliche Vermittlung zur unmittelbareren Routine zusammengezogen ist), bleibt der aufmerksamen Tätigkeit doch permanent die Möglichkeit der geistigen Prüfung der Konsequenzen und beim Auftreten unübersichtlicher Situationen die Möglichkeit des Überlegens und Durchspielens von Optionen, unter Einbezug präskriptiver und strategischer Regeln, die darin in Form von Urteilen oder (Aus-)Schlüssen eingehen. Die Überführung einer Situation bzw. ihrer verschiedenen Facetten in sprachliche Bestimmungen, das Durchgehen und Aufeinander-Beziehen der Aspekte erlaubt nicht einfach nur eine synthetisierende Kategorisierung, sondern ermöglicht das konkrete Inbeziehungsetzen von Bedürfnissen und Interessen mit gesellschaftlichen Ansprüchen und strategischem Wissen hin zur praktischen Bewertung und Reflexion von Handlungsmöglichkeiten. Das schließt insbesondere einen Umgang mit entgegengesetzten Ansprüchen ein, einerseits das Abwägen sich gegenseitig ausschließender strategischer Optionen, andererseits das Austragen von Konflikten zwischen verschiedenen Regeln eines Regelsystems oder verschiedener Regelsysteme.

Die materielle Praxis und der Verkehr einer Gesellschaft *bestehen* dabei nicht aus Regeln, sondern sind regelorientiert. Denn Handlungen sind zweckgerichtet, sollen etwas Bestimmtes in der materiellen Konstellation erreichen, und dieses Erreichen unterliegt nicht schlechthin einer subjektiven oder kulturellen Festlegung, sondern hat Voraussetzungen, die nicht frei gewählt werden können. Man könnte das die technische Seite nennen, nach der nur bestimmte Mittel bestimmte Wirkungen erzielen. Zum Beispiel kann ein kollektiver Verständigungsprozess auf unterschiedliche Weise organisiert werden, hat aber zur Bedingung, dass die Auffassungen der Beteiligten durch die angewandten Verfahrensregeln tatsächlich zusammengeführt und aufeinander bezogen werden. Die kollektive Verständigung besteht dann aber in der Transformation der Bewusstseine oder Willen (und mithin der Orientierungsnetze) der Beteiligten, jedoch nicht in den Regeln selbst, nach denen dieser Prozess organisiert wird.

7. Möglichkeit von Ideologie, Fehleinschätzungen und Beschränkung der Handlungsmöglichkeiten durch Sprache: Sprache kann als Orientierungsmittel für die Beherrschung einer gesellschaftlichen Praxis notwendig sein, dabei eine Menge Urteile einschließen, die praktisch in diese (in diesem Rahmen durchaus zu gewünschten Ergebnissen führende) Orientierung eingehen, und gleichzeitig eine falsche Darstellung oder Bewertung dieser Praxis in dem Sinne bedeuten,

5.1 Allgemeine Überlegungen zur Bedeutung der Sprache in der Regelung der gesellschaftlichen Verhältnisse

dass beispielsweise die systematischen Zusammenhänge oder die Alternativen oder die Alternativlosigkeit dieser Praxis falsch eingeschätzt werden. Falsche Darstellung oder Bewertung kann damit bedeuten, dass der Zirkel der Handlungsorientierung gegen reale Möglichkeiten der Umorientierung geschlossen ist. Eine biologistische Geschlechterzuschreibung von Charaktermerkmalen vermittelt eine Orientierung in der sozialen Wirklichkeit und den gesellschaftlichen Erwartungen an die vergeschlechtlichten Menschen und verkennt gleichzeitig den eigenen Beitrag zur Schaffung dieses Verhältnisses. Dieses Orientierungsmittel erlaubt tatsächlich eine Orientierung in einer solchen Gesellschaft, allerdings nur immanent, denn die fehlende Einsicht in die Gesellschaftlichkeit dieses Verhältnisses versperrt eine bewusste Orientierung auf eine Änderung dieses Verhältnisses als Option. Falsche Darstellungen und Bewertungen bergen auch die Wahrscheinlichkeit, sich illusorische Lösungen für Probleme einfallen zu lassen, weil die Grenzen des praktischen Funktionierens dieser Orientierung übersehen und die Problemursachen falsch analysiert werden.

8. Epistemologische Bedingung der Erfassung einer Sprache/eines Diskurses: Die gesellschaftliche Wirklichkeit eines Zusammenhangs sprachlicher Orientierungsmittel ist nur zu erfassen, indem er in ein Verhältnis zur gesellschaftlichen Praxis gesetzt wird. Wenn die Praxis durch sprachliche Orientierung vermittelt ist, dann ist das zunächst eine spezifische Leistung der Sprache, die dadurch zu einem Moment der Praxis wird. In dem Orientierungsverhältnis sind aber zugleich eine bestimmte Auffassung dieser gesellschaftlichen Wirklichkeit und eine Einstellung zu ihr eingeschlossen. Also einerseits eine Auffassung des Charakters dieser Praxis, die eine Verkenntung dieser Wirklichkeit darstellen kann, ohne dass das der realen Orientierungsleistung einen Abbruch tut; und andererseits eine reproduktive oder transformative Ausrichtung in Beziehung auf diese Wirklichkeit. Damit ist die Gesamtorientierung kein bloß abhängiges Moment der Praxis, sondern in relativer Selbständigkeit ein die Praxis bestimmendes Moment. „Relative Selbständigkeit“ und „bestimmend“ haben dabei nicht die voluntaristische oder idealistische Bedeutung der Schaffung der gesellschaftlichen Praxis und Wirklichkeit gemäß dem Begriff, sondern bedeuten die bestimmte Verortung in einem Raum realer Möglichkeiten der gesellschaftlichen Praxis. Die Realisierbarkeit erweist sich letztlich nur in der gelingenden Realisierung und unterliegt Bedingungen, die nicht durch die Orientierung selbst gesetzt oder bestimmt werden können.

Daraus folgt, dass eine Einschätzung der Bedeutung eines Orientierungszusammenhangs bzw. Diskurses eine eigenständige Einschätzung der gesellschaftlichen Praxis, den er vermittelt, und ihrer materiellen Bedingungen voraussetzt und dazu in Beziehung gesetzt werden muss. Die Bedeutung dessen, was Menschen denken und sagen, ist die Stellung, die das Gesagte als Orientierungsmittel in Beziehung auf die gesellschaftliche Wirklichkeit hat. Das heißt, was auch immer ihr eigenes Bewusstsein über diese Gesellschaft und Geschichte, in der sie leben, ist,

die Bedeutung dieses Bewusstseins und der ihm entsprechenden Handlungen ist nicht an ihrer Selbstbewertung, sondern erst im Verhältnis zu dieser Wirklichkeit, die sie damit selbst mitbewirken, zu bemessen. Ein Urteil über diese Bedeutung schließt also ein Urteil über diese Wirklichkeit und ihre Möglichkeiten ein, getrennt davon, wie sie von diesem Bewusstsein selbst erfasst und bewertet wird.

Eine typische Form des Auseinanderfallens von Orientierungsmittel und Wirklichkeit besteht in der Transformation aktueller gesellschaftlicher Charaktere in überhistorische Bestimmungen. Zum Beispiel ist Egoismus ein praktischer Imperativ in einer Gesellschaft, die den Zugriff auf die Mittel der Bedürfnisbefriedigung in Form von Privateigentum organisiert und dazu nicht nur den Ausschluss aller anderen als dem Eigentümer garantiert, sondern durch die Abhängigkeit der Bedürfnisbefriedigung auch einen dem Privateigentum entsprechenden Willen mobilisiert. Kapitalismus als adäquate Wirtschaftsform für den seiner Natur nach egoistischen Menschen zu interpretieren, ist dabei nicht einfach nur ein Ausdruck einer funktionierenden strategischen Orientierung in einer spezifischen gesellschaftlichen Umgebung, sondern verkehrt erstens Ursache und Wirkung und projiziert zweitens diese historisch wirkliche, charakterlich eingeprägte Notwendigkeit, sich nur auf Kosten anderer um sein eigenes Wohl kümmern zu können, in die Anthropologie. Damit wird einer spezifischen, historisch durchaus sachgemäßen, wenn auch nicht alternativlosen Einstellung eine Naturlogik unterlegt, die eben jene gedanklichen Übergänge zu Alternativen von vornherein verbaut.

9. Politik als bewusstes Verhältnis zu den gesellschaftlich durchgesetzten Regeln; die sprachliche Seite daran: Die sprachliche Seite am Politischen besteht in der Stellung, die Individuen in ihrer Orientierung auf die gesellschaftlichen Beziehungen selbst einnehmen. Einerseits notwendiges Mittel zur Orientierung innerhalb dieser historisch vorausgesetzten Beziehungen, können sie andererseits selbst sprachlich als bestimmte erfasst, als gut oder schlecht bewertet und als beizubehaltende oder zu ändernde in eine Lebensorientierung eingeordnet werden.

Ein ideologischer Überschuss über die regelimmanente Orientierungsleistung kann die Regel selbst in Grammatik transformieren, dem Bereich bewusster Orientierung entziehen und somit zur permanent reproduzierten Voraussetzung machen. Umgekehrt bürgt die bloß sprachliche Neusetzung der Wirklichkeit in Form einer Aufzählung von Eigenschaften einer anderen möglichen Wirklichkeit oder der bloßen Zwecksetzung nicht für das Funktionieren und Gelingen anderer Regeln. Planung von Vorhaben und Gestaltung gesellschaftlicher Beziehungen sind überhaupt erst durch Sprache mögliche Tätigkeiten geworden. Das enthebt sie aber nicht außersprachlicher Bedingungen, vielmehr sind diese Tätigkeiten überhaupt erst reflektierte Tätigkeiten, indem sie eine Analyse der Realisierungsbedingungen und eine Bewertung der Erfahrungen integrieren.

Das bedeutet nicht, dass in der Menschheitsgeschichte bewusste Gestaltung das einzige oder

5.2 Einbindung der Sprache in gesellschaftsanalytische Kategorien bei Gramsci

auch nur dominante Prinzip gesellschaftlicher Veränderungen und Strukturen gewesen ist. Doch Politik als Versuch der bewussten Gestaltung der Gesellschaft ist nicht zu denken ohne sprachliche Verarbeitung der Wirklichkeit in ein orientierendes Projekt oder eine die Gegenwart organisierende Projektion der Zukunft. Das schließt notwendig Spekulation auf das Machbare ein, was für gesellschaftliche Transformation ebenso gilt wie für die Erhaltung ihrer Strukturen. Spekulation ist ideelles Moment jeder Politik. Spekulation bedeutet aber nicht unbegründetes Handeln, sondern ist notwendiges Element jeder Zwecksetzung. Phantasterei in der Spekulation findet ihr Maß in der besser oder schlechter begründeten Verarbeitung von Erfahrungen in Form der Analyse der Realisierungsbedingungen und Mittel.

Die damit abgesteckten Beziehungen zwischen Sprache und Gesellschaft sind völlig abstrakt in dem Sinne, dass darin von Gesellschaftsformationen unterscheidenden Bestimmungen abgesehen wurde, und entsprechend dürftig. Um zu konkreteren Bestimmungen zu gelangen, geht es im Weiteren um die Einordnung der Sprache in den Zusammenhang gesellschaftlicher Strukturkategorien. Als Bezugsrahmen dafür werden die Gesellschaftsanalysen und Theorieelemente in Gramscis *Gefängnisheften* dienen, die teils einen Blick auf staatlich überformte Klassengesellschaften vergangener Epochen werfen, vor allem aber die Verhältnisse in kapitalistisch-bürgerlichen Gesellschaften abdecken.

5.2 Einbindung der Sprache in gesellschaftsanalytische Kategorien bei Gramsci

In den *Gefängnisheften* hat Gramsci umfänglich und materialreich die marxische Metapher des Überbaus zu einem kategoriellen Analyseinstrumentarium ausgearbeitet. Er hat damit nicht nur einflussreiche marxistische Theoretiker der 1960er und 1970er Jahre wie Louis Althusser und Stuart Hall geprägt, sondern ist auch Ausgangspunkt der heute vor allem in der Politikwissenschaft vitalen akademischen Strömung des Neogramscianismus geworden. Eine besondere Bedeutung gewinnt er für eine materialistische Gesellschaftstheorie der Sprache, weil er in seine Gesellschaftsanalyse Sprache nicht nur als eigenes ernst zu nehmendes Moment, als materielles Substrat des Denkens einbezieht, sondern die Frage nach dem Verhältnis von Gesellschaft und Sprache in einer Weise behandelt, die über abstrakt-äußerliche Bestimmungen hinausgeht und stattdessen um eine Einordnung der Bedeutung und Stellung der Sprache *in* der Gesellschaft bemüht ist. Gramscis Ansatz zeichnet sich dadurch aus, dass er Sprache über eine Reihe vermittelnder Kategorien in den marxistischen Analyserahmen einfließt bzw. die Verflechtung der Sprache mit der Gesellschaft über diese vermittelnden Kategorien analysiert.

5.2.1 Politik als Kernkategorie in Gramscis Denken

Im Gegensatz zu Marx, dessen Theorieproduktion zum großen Teil mit der Erklärung der allgemeinen systemischen Zusammenhänge und ökonomischen Bewegungsformen der kapitalistischen Produktionsweise befasst ist, liegt der Kern von Gramscis Denken in der theoretischen Reflexion des Politischen, der politischen Stellung der Menschen zur Welt, der Frage nach den Möglichkeiten und Bedingungen politischen Wirkens; also in der Frage, was es bedeutet, dass Menschen die Geschichte selbst machen, und welches Licht das auf die Analyse der nicht selbst gewählten Bedingungen wirft, unter denen sie sie machen; aber nicht unter dem Gesichtspunkt einer allgemeinen Anthropologie, sondern – der Mitbegründer der Kommunistischen Partei Italiens und ehemalige Abgeordnete des italienischen Parlaments die Haft im faschistischen Gefängnis zur Entwicklung und Niederschrift dieser Gedanken nutzend – als weit ausholende Reflexion der politischen Handlungsbedingungen seiner Zeit. Seine in den *Gefängnisheften* in Hunderten Notizen, historischen Einzeluntersuchungen, ökonomischen, politischen, kulturtheoretischen, philosophischen Bemerkungen entwickelte Wirklichkeitsauffassung ist ein bewusster *historischer* Materialismus, der bestrebt ist, alle Sachverhalte in „eine historizistische Sprache“ (Gef 1238) zu bringen, also Naturkräfte, Produktionsbeziehungen, Handlungen und Ideen in ihrer geschichtlichen Bedeutung, in ihrem Verhältnis zu einem spezifischen Gesellschaftsbau, in ihrer historischen Wirksamkeit zu betrachten; dies nicht aus idealistischem Wissensdrang, sondern vor dem Hintergrund, dass die Analyse der zur Zeit des Handelns jeweils vorfindlichen Wirklichkeit, ihrer Wirkkräfte und Trägheiten, notwendiger Bestandteil einer bewussten politischen Stellung zu und Veränderung dieser Wirklichkeit durch dieses Handeln ist – die historische Selbsterkenntnis als Moment rationalen politischen Handelns.

Seine Aussage, „alles ist Politik, auch die Philosophie oder die Philosophien“ (Gef 892), muss in der Rekonstruktion seiner Politik-Philosophie ernst genommen werden. Wenn die Menschen ihre Geschichte selbst machen, und die Gesellschaft, in die sie geboren werden, die Voraussetzung ist, unter der sie sie machen, dann besteht ihre geschichtliche Wirklichkeit in ihrer diese Gesellschaft gestaltenden Aktivität, oder kurz: in ihrer politischen Tätigkeit, ob sie nun auf Bewahrung oder Veränderung zielt, ob sie ein passives oder aktives politisches Verhältnis zu ihr eingeht. Von dieser Bestimmung des Historisch-Politischen aus, die die Menschen als Gedanken und Willen bildende, ihre Beziehungen gestaltende Wesen in die Wirklichkeitsauffassung einbezieht, erschließen sich Gramscis Gesellschaftsanalysen, die sich die Frage nach der gesellschaftlichen Organisierung des Denkens und Willens unter der Voraussetzung der strukturell-materiellen Bedingungen stellen und sie zu diesem Zweck gedanklich zu rekonstruieren suchen.

Auch wenn sich für Gramsci folgerichtig das, was ein konkreter Mensch ist, nicht aus abstrakten Bestimmungen ergibt, sondern aus dem „Ensemble der gesellschaftlichen Verhältnisse“ (Gef 1341), in denen er steht, hebt er doch allgemein am praktischen Verhältnis jedes Menschen

5.2 Einbindung der Sprache in gesellschaftsanalytische Kategorien bei Gramsci

zu diesen jeweiligen gesellschaftlichen Verhältnissen das politische Moment daran mittels eines verallgemeinerten Begriffs des Gesetzgebers hervor: „Jeder Mensch, insofern er aktiv, das heißt lebendig ist, trägt dazu bei, die gesellschaftliche Umgebung zu verändern, in der er sich entwickelt (bestimmte Merkmale von ihr zu verändern oder andere zu erhalten), ist also bestrebt, ‚Normen‘, Lebens- und Verhaltensregeln aufzustellen. Der Umkreis seiner Tätigkeit wird größer oder kleiner sein, das Bewusstsein [vom eigenen Handeln und von den Zielen] wird größer oder kleiner sein; außerdem wird die repräsentative Macht größer oder kleiner sein und von den ‚Repräsentierten‘ in ihrem systematisch-normativen Ausdruck mehr oder weniger umgesetzt werden.“ (Gef 1637) Diese Bestimmung des Politischen, das aktive Verhältnis von Menschen zur Regelung ihrer gesellschaftlichen Umgebung, wird auch durch die Existenz eines Gesetzgebers im engeren Sinne nicht aufgehoben, sondern nur differenziert. Denn vielmehr ergibt sich daraus unter der Bedingung staatlicher Aneignung gesellschaftlicher Regelungsmacht ein *besonderes* Unterordnungs- und aktives Reproduktionsverhältnis zwischen staatlichen Gesetzgebern und zustimmenden Staatsbürgern, das über die gewaltförmige Durchsetzung staatlicher Gesetzgebung hinausgeht: „Wenn jedermann Gesetzgeber im weitesten Sinn des Begriffs ist, bleibt jedermann auch dann Gesetzgeber, wenn er Leitlinien anderer akzeptiert, und indem er sie ausführt, kontrolliert er, ob auch die anderen sie ausführen, da er sie in ihrem Geist verstanden hat, verbreitet sie, indem er aus ihnen gleichsam Regelwerke für die besondere Anwendung auf begrenzte und besondere Lebensbereiche macht.“ (Gef 1637) Diese Doppelung entspricht der Verbindung von Staat und Zivilgesellschaft, die an späterer Stelle genauer betrachtet werden wird.

In diesem allgemeinen Sinne des Einwirkens auf die (Regelung der) eigenen Lebensumstände ist alle menschliche Tätigkeit politisch, und sei es auch in unbewusster, idealistischer, passiver, schlicht reproduzierender Form. Daneben kennt Gramsci aber noch einen engeren, emphatischen, gewissermaßen reflektierten Politikbegriff, der ein aufgeklärtes Verhältnis zur Welt ausdrückt, wie Gramsci es anstrebt und befördern will. In diesem engeren Sinne ist Politik die selbstbewusste geschichtliche Tat, die Synthese von philosophisch-historischer Selbsterkenntnis und gestalterischem Willen: „Der Politiker in Aktion ist ein Schöpfer, ein Verursacher, aber weder schafft er aus dem Nichts heraus, noch bewegt er sich in der trüben Leere seiner Wünsche und Träume. Er gründet sich auf die faktische Wirklichkeit, aber was ist diese faktische Wirklichkeit? Ist sie vielleicht etwas Statisches und Unbewegliches, oder nicht eher ein Kräfteverhältnis in ständiger Bewegung und Gleichgewichtsverlagerung? Den Willen darauf zu verwenden, ein neues Gleichgewicht der wirklich existierenden und wirkenden Kräfte zu schaffen, sich dabei auf die bestimmte Kraft, die man für progressiv hält, stützend und sie stärkend, um sie triumphieren zu lassen, heißt immer, sich auf dem Boden der faktischen Wirklichkeit zu bewegen, aber um sie zu beherrschen und zu überwinden (oder dazu beizutragen). Das ‚Sein-Sollen‘ ist folglich Konkretheit, ja es ist die einzige realistische, historizistische Interpretation

der Wirklichkeit, ist allein Geschichte in Aktion und Philosophie in Aktion, allein Politik.“ (Gef 1555) Sein-Sollen, nicht zu verwechseln mit einem abstrakten Seinsollen, ist die philosophisch ausgedrückte Zusammenfassung der Wirklichkeit der menschlichen Welt in ihren zwei Momenten des aktuell Bestehenden und des auf dieses Bestehende bezogenen gestalterischen Willens. Der Anklang an Hegel, auch im Begriff des Konkreten, verstanden als die Zusammenfassung aller Bestimmungen statt als des isolierten Einzelnen, ist kein Zufall, da Gramsci den Marxismus bzw. die Kategorien von Struktur und Superstrukturen als historizistische Übersetzung der Hegelschen Wirklichkeitsanalyse interpretiert. Die Konkretheit von Gramscis Sein-Sollen ist die Zusammenfassung der Analysen des widersprüchlichen Zusammenhangs von Struktur und Superstrukturen, kapitalistischer Produktion, Staat und Zivilgesellschaft, der gesellschaftlichen Gruppen, ihrer politischen Organisation und der Tätigkeitsfelder, auf denen dies stattfindet, sowie der daraus entwickelten politisch-praktischen Orientierung.

5.2.2 Charakteristische Analyseoperationen

Das politisch-historische Interesse Gramscis führt ihn über die philosophischen Einflüsse Hegels und Marx' zu einer Erkenntnisperspektive, die gesellschaftliche Sachverhalte nicht isoliert, sondern in ihrer Beziehung zum gesamten Gesellschaftsbau einer Epoche zu analysieren versucht. Dabei spielen zwei methodische Bezugspunkte eine Rolle, die vor der Darstellung der konkreten Analysekatégorien kurz skizziert werden sollen, weil sie von wiederkehrender Bedeutung sind. Der eine Bezugspunkt ist die von Marx übernommene Überlegung, dass Massenphänomene quasi-materielle Wucht, historische Wirksamkeit haben, und ihnen daher in einer Analyse der Trägheiten und Veränderungskräfte einer Gesellschaft eine besondere Bedeutung zukommt. Eine von Gramsci zur Analyse von Massenphänomenen mehrfach benutzte Technik besteht, wie in den Fällen des Gesetzgebers und der Politik bereits gesehen, in einer Begriffsverdoppelung: Begriffe, die gewöhnlich eine arbeitsteilig getrennte gesellschaftliche Gruppe oder Tätigkeit umschreiben, werden in einem ersten Schritt entgrenzt bzw. verallgemeinert. Das heißt es wird neben diesem engeren ein weiterer Begriff definiert, der Aspekte dieser Tätigkeit als Teil des Lebens aller Menschen ausmacht und in der Weise erlaubt, ein Massenphänomen in den Begriff zu bekommen und in einem zweiten Schritt dann die Spezifik der Spezialisierung bzw. gesellschaftlichen Spezialistengruppe sowie das gesellschaftliche wie inhaltliche Verhältnis beider Ausprägungen zu bestimmen.

Der zweite Bezugspunkt ist „integrale Geschichte“ im Gegensatz zu „partielle oder äußerliche Geschichten“ (Gef 1228) und meint das Erfassen einer historisch-gesellschaftlichen Totalität in der Verschränkung gesellschaftlicher Strukturelemente. Dabei ist die zusammenfassende Kategorie der historischen Einheit die des historischen bzw. „geschichtlichen Blocks“ (Gef 1228). Dem liegt die Beobachtung zugrunde, dass partiell selbständige Momente einer Gesellschaft sich

5.2 Einbindung der Sprache in gesellschaftsanalytische Kategorien bei Gramsci

trotz aller historischen Veränderungen immer wieder in Konstellationen stabilisieren und darin, weil aufeinander wirkende Momente ein und derselben Gesellschaft, organisch miteinander verschränkt sind. Welche Momente ein geschichtlicher Block hat, ergibt sich aus der Darstellung der gesellschaftsanalytischen Kategorien und ihrer Beziehungen. Die Grammatik der Kategorie „geschichtlicher Block“ beinhaltet, dass seine Momente trotz Abhängigkeit voneinander nicht in einem logischen Ableitungsverhältnis stehen, sondern aufgrund ihrer partiellen Selbständigkeit auch in äußerlichen Beziehungen stehen und somit historisch genuine Verbindungen eingehen. Ihre Verschränkung in einem geschichtlichen Block berührt die Frage des politischen Handelns und der entsprechend angemessenen Analyse insofern, als dieser Umstand der organischen Verschränkung die isolierte Einwirkung auf oder Veränderung eines Moments unter Absehung der Verschränkung für illusorisch erklärt. In der konkreten Analyse drückt sich dies methodisch darin aus, dass Gramsci immer ein doppeltes Verhältnis analysierter Momente zu den Gesellschaftsstrukturen im Sinn behält: einerseits, wie es sich äußerlich zu den anderen Momenten fügt, andererseits, zu welchen inneren Unterscheidungen es sich entwickelt hat und wie diese zu der gesellschaftlichen Konstellation stehen.

Beispielsweise verdoppelt Gramsci dem massenanalytischen Bezugspunkt entsprechend auch den Begriff der Philosophie, indem er das Augenmerk darauf lenkt, dass alle Menschen eine bestimmte Denkweise entwickeln, bestimmte Gedanken über ihre Stellung in der Welt annehmen oder formen, die, wenn nicht die Grundlage, so doch den reflektierenden Rahmen ihrer Tätigkeit bilden. Die professionalisierten Philosophien erscheinen somit nicht als das Gegenteil des Alltagsdenkens, sondern vielmehr als kohärente Ausarbeitung oder systematisierte Weiterentwicklung dessen, was fragmentarisch und inkohärent im Denken aller oder einer gesellschaftlichen Gruppe als Verarbeitung der historischen Lebensbedingungen und gesellschaftlichen Situation eine Rolle spielt.

Dabei ist das Alltagsbewusstsein aber nicht durch die unmittelbaren Lebensbedingungen und -umstände allein, sondern auch durch allerlei teils bewusst gesellschaftlich organisierte Einflüsse des Denkens vermittelt, durch Erziehung, Kontakte mit anderen Menschen, mediale Öffentlichkeit etc. Somit wird es zu einem politischen Gegenstand, da die ganze Orientierung, die Menschen ihrem Handeln geben, damit verknüpft ist: Woran sie ihren Willen ausrichten, ob sie sich aktiv oder passiv, zustimmend oder ablehnend, individualisiert oder kollektiv organisierend zu ihren gesellschaftlichen Lebensumständen und Strukturen stellen und wie sie dies gedanklich verarbeiten – all dies wird somit zu einer Frage aktiver Einwirkung durch andere.

Die Analyse der Verschränkung des Alltagsbewusstseins mit gesellschaftlichen Strukturen geht noch weiter: So besteht sie zum einen in einer *Verortung* der Philosophien als Wirkungsmächte in der Gesellschaft. Dazu gehört die Scheidung in Alltagsdenken und professionelle Philosophen, deren unmittelbare Wirkung nur die Aufnahme durch und Veränderung der Denk-

weisen bei Intellektuellen ist, während die größere Wirkungsmächtigkeit die Gedankenwelten der nicht zu philosophischen Spezialisten Ausgebildeten sind, die andere Quellen für ihre Gedanken haben als die Tradition der professionellen Philosophie und die nur vermittelt und partiell von den Denkströmungen der Denkeliten affiziert sind. Zu dieser Analyse gehören bei Gramsci neben solchen soziologischen Unterscheidungen auch Betrachtungen der entsprechenden Diffusionswege der Denkinhalte und ihrer materiellen Strukturen, also Bibliotheken, Medien, Schulen usw. Zum anderen sieht sich Gramsci die *Inhalte* verschiedener Philosophien und Weltauffassungen daraufhin an, wie und von welchen Seiten her sie die gesellschaftliche Wirklichkeit thematisieren und welches willentliche oder praktische Verhältnis derjenigen, die sie denken bzw. ihnen anhängen, zu dieser Wirklichkeit sie einschließen bzw. hervorbringen; somit auch, zu welchen Lebensumständen oder gesellschaftlichen Gruppen und politischen Wirkkräften sie in Beziehung stehen; und damit, in welchem Verhältnis sie zum geschichtlichen Block stehen; spezifisch unter Gramscis politisch interessierter Fragestellung, ob sie den bestehenden Block gedanklich und argumentativ untermauern oder ob sie dazu beitragen, den subalternen Klassen intellektuelle Selbständigkeit zu verschaffen.

5.2.3 Struktur und Superstrukturen

Die Leitfrage in der Beschäftigung mit Gramsci in dieser Arbeit ist, welche Stellung er der Sprache zumisst. Als studierter Linguist hat er einige Notizen über das unmittelbare Themenfeld Sprache als Gegenstand der Linguistik hinterlassen, Reflexionen über Semantik und Grammatik, über Dialekte und Nationalsprachen. Für die Frage einer materialistischen Einordnung der Sprache im Gesellschaftsganzen sind jedoch andere Themenstränge von größerer Bedeutung: die Entfaltung von Kategorien, die eng mit Sprache verknüpft sind und das Denken der Menschen gesellschaftlich verorten. Es handelt sich um Kategorien wie Philosophie, Weltauffassung, Alltagsverstand, Ideologie und Hegemonie.

Gramsci, der sich im Bemühen, das historische Gesellschaftsganze begrifflich zu ordnen, methodisch an der marxschen Unterscheidung zwischen Basis und Überbau orientiert, verortet diese Kategorien in den „Superstrukturen“. Die italienischen Übersetzungen der Begriffe ‚Basis‘ und ‚Überbau‘, die Gramsci benutzt, sind „struttura“ und „superstruttura“. Entsprechend handelt es sich bei den Begriffen ‚Struktur‘ und ‚Superstruktur‘ um deutsche Rückübersetzungen mit Hervorhebung der *Eigenheit* von Gramscis Interpretation gegenüber den ursprünglichen deutschen Begriffen. Insofern Gramsci eine *eigenständige* Ausarbeitung der marxschen Metapher zu analytischen Kategorien vorgenommen hat, ist diese Übersetzungsentscheidung gerechtfertigt, zumal das Wort ‚Superstruktur‘ im Unterschied zu ‚Überbau‘ eine Pluralbildung erlaubt und betont, dass trotz Abhängigkeit von der ökonomischen Basis der Überbau eigentümliche Strukturelemente, eine eigene Festigkeit, Trägheit und Wirksamkeit, besitzt. Diese Betonung ist

5.2 Einbindung der Sprache in gesellschaftsanalytische Kategorien bei Gramsci

Gramscis Auffassung durchaus angemessen. Denn in seiner Bemühung, Marx' Bemerkungen im Vorwort zur *Kritik der politischen Ökonomie* zum Leitfaden seiner materialistischen Gesellschaftsanalyse zu machen, ist er permanent darauf bedacht, sich von Deutungen dieser Prinzipien abzugrenzen, die zu Gramscis Zeit bereits fester marxistischer Traditionsbestand geworden waren und die Überbauphänomene mechanistisch oder unmittelbar aus der ökonomischen Basis erklären zu können meinten und sie damit zu einem bloßen Widerschein der ökonomischen Verhältnisse herabsetzten. Die Argumente gegen den Ökonomismus müssen selbstverständlich epistemischer Natur sein, sie sind in den richtigen Urteilen der Gesellschaftsanalysen selbst zu suchen. Dies vorausgesetzt, hat der Ökonomismus als Denkströmung aber auch praktische Auswirkungen, die ihn für Gramsci zu einem *politischen Gegenstand*, einer zu bekämpfenden Denkströmung machen: auch wenn der Ökonomismus das Bedürfnis nach objektiver Sicherheit befriedigt, führe er in erster Linie zu einer politischen Passivierung seiner Anhänger.

Um an die Diskussion des generellen marxischen Interpretationsrahmens im ersten Kapitel anzuknüpfen, so verhält sich Gramsci in doppelter, widersprüchlicher Weise dazu: Einerseits reproduziert er unbegründbare oder jedenfalls unbegründete geschichtsphilosophische Elemente daraus oder verstärkt sie sogar, während er andererseits ein Programm zur Wegarbeitung metaphysischer, idealistischer Restbestände artikuliert und zu guten Teilen auch in seiner Bestimmung des Verhältnisses von Struktur und Superstrukturen umsetzt. Marx' unbegründetes Diktum, „eine Gesellschaftsformation geht nie unter, bevor alle Produktivkräfte entwickelt sind, für die sie weit genug ist, und neue höhere Produktionsverhältnisse treten nie an die Stelle, bevor die materiellen Existenzbedingungen derselben im Schoß der alten Gesellschaft selbst ausgebrütet worden sind“ (MEW 13, 9), wird von Gramsci (aus dem Gedächtnis) aufgegriffen und neu artikuliert: „Das Problem der Beziehungen zwischen Struktur und Superstrukturen muss genau gestellt und gelöst werden, um zu einer richtigen Analyse der Kräfte zu gelangen, die in der Geschichte einer bestimmten Epoche wirken, und ihr Verhältnis zu bestimmen. Man muss sich im Umkreis zweier Prinzipien bewegen: 1. desjenigen, dass keine Gesellschaft sich Aufgaben stellt, für deren Lösung nicht bereits die notwendigen und zureichenden Bedingungen vorhanden oder nicht wenigstens im Erscheinen und in Entwicklung begriffen sind; 2. und desjenigen, dass sich keine Gesellschaft auflöst und ersetzt werden kann, bevor sie all die Lebensformen, die in ihren Verhältnissen enthalten sind, entwickelt hat.“ (Gef 1556) Bemerkenswert ist die Verschiebung innerhalb von Gramscis zweitem Prinzip, das zugleich das fragwürdige von beiden ist: Marx spricht gewissermaßen technizistisch davon, dass eine Produktionsweise solange fortbesteht, wie sie die bis dahin entwickelten Produktivkräfte ihrer Form nach noch produktiv integrieren und nutzen kann. Während man davon sprechen kann, dass sich die kapitalistische Produktionsweise gemessen am Maßstab der produktiven Ausnutzung der verfügbar gemachten Arbeitskraft als der feudalistischen überlegen erwiesen hat, wird dieses Kriterium fragwürdig,

sobald sich die Frage der Aufhebung kapitalistischer Produktion stellt. Denn wenn kapitalistische Produktion den Zweck hat, aus Geld mehr Geld zu machen, d.h. den abstrakten Reichtum zu vermehren, was auf der Ausdehnung des Reichs der Notwendigkeit, d.h. der profitabel benutzbaren Arbeit beruht, so ist dieser Zweck dem der Ausdehnung des Reichs der Freiheit, d.h. der nicht in Arbeit gebundenen verfügbaren Zeit, geradewegs entgegengesetzt. Der etwaige Untergang der kapitalistischen Gesellschaftsformation lässt sich also nicht aus dem Szenario begründen, dass nun alle kapitalistisch nutzbaren Produktivkräfte entwickelt wären, was auch immer das heißen soll. Denn an technologischer Entwicklung ist kein Ende absehbar. Marx unterstellt hier implizit, dass dann neue Produktivkräfte entstünden, die kapitalistisch nicht mehr integrierbar wären, und *deswegen* eine neue Gesellschaftsformation entstünde – die Produktionsverhältnisse zu „Fesseln“ für die Produktivkräfte werden. Aber wenn der Maßstab für die Brauchbarkeit, also den Nutzen der Produktivkräfte ein gänzlich anderer ist, weil sie Mittel für gänzlich unterschiedliche Zwecke sind, dann wird es mehr eine Frage des politischen Willens und politischer Zwecksetzung – und auch der Bedingungen ihrer Organisation – sein denn einer vermeintlich vollständigen oder unvollständigen Entwicklung der Produktivkräfte, wie es um die Aufrechterhaltung oder Aufhebung dieser Gesellschaftsformation bestellt ist.

Gramsci übersteigert sogar noch Marx' fragwürdige Bestimmung¹, wenn er das Kriterium über die ökonomische Sphäre hinaus auf die gesamte Gesellschaft erweitert, das heißt er setzt im Gegensatz zu Marx sogar noch eine Totalität der in den ökonomischen Verhältnissen „enthaltenen“ Lebensformen voraus. Neben der Unplausibilität dieses „materialistischen“ Kriteriums bleibt außerdem ungeklärt, wie sich eine solche Totalität erkennen ließe, und sei es nur nach Hegelscher Weise *ex post*, und wieso es eine solche ideell in den Verhältnissen schon liegende Totalität überhaupt geben sollte. Man kann sicher sagen, dass Verteidiger einer Produktionsweise umso bessere Karten für ihr Anliegen haben, je reibungsloser und potenter die Produktionsverhältnisse sind, aus denen sie ihre Macht beziehen. Aber ob über kapitalistischen Produktionsverhältnissen ein bürgerlich-demokratischer oder ein faschistischer Staat installiert wird oder ob eine sozialistische Revolution in ihrem Ausmaß beschränkt bleibt oder sich zu einer Weltrevolution auswächst, hängt an allerlei weiteren historischen Umständen wie vor allem den politischen Kämpfen und der politischen Organisation der Zeit und lässt sich nicht auf eine aus Abstraktionen erklärte allgemeine Stufenabfolge in der Entwicklung des Weltkapitalismus zurückführen.

Gleichwohl ist ebenso festzuhalten, dass Gramsci diese Verallgemeinerungen nicht als Resultat

¹In einer anderen Fassung formuliert Gramsci näher an Marx: „1. dass keine Gesellschaftsformation verschwindet, solange die Produktivkräfte, die sich in ihr entwickelt haben, noch Raum für eine weitere Vorwärtsbewegung finden; 2. dass die Gesellschaft sich keine Aufgaben stellt, für deren Lösung nicht bereits die notwendigen Bedingungen ausgebrütet sind“ (Gef 1734) Doch an dieser Stelle geht es nicht darum, die plausibelste und kohärenteste Formulierung ausfindig zu machen, zumal die Kritik an Marx auch auf Gramsci zutrifft, sondern darum, auf geschichtsmetaphysische Restbestände in Gramscis Denken hinzuweisen.

5.2 Einbindung der Sprache in gesellschaftsanalytische Kategorien bei Gramsci

tate, sondern als Orientierungsrichtlinien einführt und dass seine Materialanalysen eine andere Sprache sprechen. Mehr noch, auch auf Theorieebene findet sich in Gramscis Denken ebenso eine vereinfachenden Geschichtsthesen entgegenarbeitende Stoßrichtung, und zwar was den geschichtlichen Status der Superstrukturen betrifft, deren eigene Trägheit und Wirksamkeit gegenüber der Ökonomie er hervorhebt. Seine Zustimmung zu Engels' Aussage, „dass die Ökonomie nur ‚in letzter Instanz‘ Triebfeder der Geschichte ist“ (Gef 1568), hat somit im Kontext von Gramscis Theorie zwei Seiten: zum einen, dass sich die Wirkung ökonomischer Entwicklungen erst in die Superstrukturen bzw. ihre eigentümlichen Formen übersetzen muss, die Bestimmung durch die Ökonomie somit eine vermittelte ist, zum anderen aber umgekehrt, dass sich die ökonomische Basis letztinstanzlich tatsächlich Geltung verschafft, wenn superstrukturelle Entwicklungen zur ökonomischen Form in Widerspruch geraten, wenn also beispielsweise politische Initiativen aufgrund mangelnder ökonomischer Bedingungen scheitern. Man darf Gramsci folglich nicht als Kulturalisten verstehen, um in einem zweiten Schritt dann einen Widerspruch zu seinen orthodoxen Überlegungen zur materialistischen Geschichtsauffassung zu entdecken. Gramsci nimmt die partielle Eigenständigkeit der Superstrukturen ernst, ihre eigene historische Wirksamkeit, aber auch die ökonomischen Bedingungen, unter denen sie nach wie vor stehen. Damit gelangt er zu historischen Analysen, die mit ökonomistischen Reduktionen nichts zu tun haben, ihnen geradezu entgegengesetzt sind, ohne jedoch vom globalen Deutungsrahmen der Abhängigkeit der Superstrukturen von der Struktur abzurücken. Nichtsdestotrotz bleibt eine gewisse Spannung zwischen seinen expliziten methodischen Grundsätzen und seinen historischen Analysen, die zum Teil auch in einem kulturalistischen Theorierahmen Platz fänden. Darüber hinaus birgt auch die Unterordnung der Superstrukturen unter die Struktur in der globalen Weise, wie Gramsci sie vornimmt, theoretische Fehler, wie an der Beziehung von Ökonomie und Staat noch gezeigt werden soll.

Um die Stellung der Superstruktur Sprache in Gramscis Analyse des Baus kapitalistischer Gesellschaften zu klären, reicht es außerdem nicht aus, nur das Verhältnis von Struktur und Superstrukturen im allgemeinen zu erläutern, um dann die Besonderheit des Verhältnisses von Sprache und ökonomischer Struktur zu bestimmen. Seine Analyse beinhaltet eine spezifische Anordnung und Gliederung der Superstrukturen untereinander, die für die Einordnung der Sprache fundamental ist. Daher ist es nötig, hierzu einen groben Überblick zu geben.

5.2.4 Verhältnis von Ökonomie und Staat

„Vorläufig lassen sich zwei große superstrukturelle ‚Ebenen‘ festlegen – diejenige, die man die Ebene der ‚Zivilgesellschaft‘ nennen kann, d.h. des Ensembles der gemeinhin ‚privat‘ genannten Organismen, und diejenige der ‚politischen Gesellschaft oder des Staates‘ –, die der Funktion der ‚Hegemonie‘, welche die herrschende Gruppe in der gesamten Gesellschaft ausübt, und der

Funktion der ‚direkten Herrschaft‘ oder des Kommandos, die sich im Staat und in der ‚formellen‘ Regierung ausdrückt, entsprechen.“ (Gef 1502) Gramscis Gebrauch des Ausdrucks ‚Staat‘ schwankt zwischen einer engeren und einer weiteren Definition. Während die engere eher der üblichen Bedeutung als institutionalisierte herrschende Gewalt über ein Territorium entspricht, fasst Gramsci auch die Gesamtheit von ‚politischer Gesellschaft‘ (sein Synonym für Staat im engeren Sinn) und ‚Zivilgesellschaft‘ im Ausdruck ‚Staat‘ zusammen, um die Kontinuität staatlicher und zivilgesellschaftlicher Einrichtungen in der Verfasstheit und den Verkehrsformen einer Gesellschaft zu betonen und beides als Elemente der Dominanz einer gesellschaftlichen Gruppe auszudrücken. Das Schwanken begründet sich für Gramsci also aus der Sache selbst und ist nicht als Inkohärenz seiner Theorie aufzufassen, sein Begriffsgebrauch lässt sich kontextuell jeweils eindeutig auflösen. Gleichzeitig ist in diesen zwei Verwendungsweisen auch der Unterschied einer klassentheoretischen und einer strukturellen Staatstheorie angelegt, auf den noch genauer eingegangen werden wird. Im Folgenden wird der Begriff Staat, wenn nicht anders vermerkt, ausschließlich in der engeren Bedeutung gebraucht.

Gramsci denkt den Staat als Superstruktur. Die Abhängigkeit der Staatsform von der Produktionsweise ergibt sich für ihn einerseits klassentheoretisch aus der durch die jeweilige Produktionsweise hervorgebrachten Klassen(verhältnisse) und strukturell aus den Anforderungen zur Aufrechterhaltung und Ausgestaltung dieser Herrschaft. Beide Ansätze spielen in seiner Staatstheorie eine Rolle. Dennoch ist sein explanatorischer Ausgangspunkt eindeutig klassentheoretisch, nämlich „ein eng an die Struktur gebundenes gesellschaftliches Kräfteverhältnis, das objektiv und vom Willen der Menschen unabhängig ist und mit den Systemen der exakten oder physikalischen Wissenschaft gemessen werden kann. Auf der Basis des Entwicklungsgrades der materiellen Produktivkräfte treten die gesellschaftlichen Gruppierungen auf, deren jede eine Funktion in der Produktion selbst repräsentiert und eine bestimmte Stellung zu ihr einnimmt.“ (Gef 1560) Hierin steckt ein geschichtsdeterministisches Erbe, dem Gramsci verhaftet bleibt. Materielle Produktivkräfte sind zunächst eine historische ökonomische Bedingung, die nicht nach Belieben gesetzt werden kann. Aber sie sind auch keine dem Willen gänzlich enttobene Voraussetzung, umso weniger die ökonomische Struktur, sondern auch und vor allem durch staatliche Ordnungsmächte *vermittelt*. Gramsci hält dagegen an seinem Produktivkraft-Materialismus fest, schwächt das deterministische Element darin aber weitgehend ab, indem er sich auf die Formel der „letzten Instanz“ zurückzieht und sich explizit gegen unmittelbare Determinismusauffassungen wendet: „Der (als wesentliches Postulat des historischen Materialismus dargestellte) Anspruch, jede Schwankung der Politik und der Ideologie als einen unmittelbaren Ausdruck der Struktur hinzustellen und darzulegen, muss theoretisch als primitiver Infantilismus bekämpft werden“ (Gef 878). Dagegen hebt er zwar die ganze Vermittlung mit den Superstrukturen, mit der Organisierung der gesellschaftlichen Gruppen und insbesondere

5.2 Einbindung der Sprache in gesellschaftsanalytische Kategorien bei Gramsci

dem Staat hervor, die den konkreten Geschichtsverlauf prägt; allerdings handelt es sich dabei um eine Strukturentwicklung, die *mit* den Superstrukturen, nicht *durch* sie vermittelt ist. Oder anders ausgedrückt: die konkrete Ökonomie wird durch allerlei Umstände und insbesondere den Staat geprägt, während die Produktionsweise bei Gramsci gleichwohl als etwas unvermittelter Ausgangspunkt erscheint.

Somit ist der „Übergang von der Struktur zur Sphäre der komplexen Superstrukturen“ (Gef 1561) nach Gramscis Auffassung über das politische Aktivwerden von Klassen vermittelt, die sich objektiv aus der ökonomischen Basis ergeben. Von diesem Ausgangspunkt aus erhebt sich der Staat über der Ökonomie als Superstruktur, weil er von der führenden Klasse zu ihren Zwecken gestaltet wird, wenn auch unter kompromissartiger Einbeziehung der Interessen untergeordneter Klassen. Damit wird der konkrete Staat zum gestalteten Ausdruck von Klassenverhältnissen. Indem Gramsci aber auch die partielle Eigenständigkeit der Superstrukturen herausarbeitet, nähert er sich in seiner Staatsanalyse von dieser Seite her einem strukturellen Ansatz an, der die Souveränität und Eigenlogik von staatlichen Strukturen gegen eine einseitige Abhängigkeit von Klassenstrukturen hervorhebt. Diese Annäherung zeigt sich in Passagen, in denen das Verhältnis von Ökonomie und Staat nicht als Genese des Staats aus Klassenverhältnissen abgehandelt wird, sondern als die ökonomischen (Binnen-)Verhältnisse gestaltende Staatsaktivität, in denen also der Staat als eigenständiger Akteur gegenüber seiner Bevölkerung und seinen ökonomischen Verhältnissen thematisiert wird.

Das zeigt sich in negativer Hinsicht, insofern die historische Bedeutung, die ökonomische Entwicklungen bekommen, von Reaktionen und Initiativen auf der politischen Ebene abhängig sind: „Ausgeschlossen kann werden, dass die unmittelbaren Wirtschaftskrisen von sich aus fundamentale Ereignisse hervorbringen; sie können nur einen günstigeren Boden für die Verbreitung bestimmter Weisen bereiten, die für die ganze weitere Entwicklung des staatlichen Lebens entscheidenden Fragen zu denken, zu stellen und zu lösen.“ (Gef 1563) Diese Bemerkung ist als Kritik an ökonomistischen, von der die kapitalistische Produktion flankierenden Staatsgewalt absehenden Vorstellungen eines Zusammenbruchs kapitalistischer Gesellschaften zu verstehen.

Dieser Zusammenhang besteht aber auch in positiver Hinsicht, insofern Staaten tatkräftig und gestaltend in die Organisation ihrer Ökonomie, das heißt vor allem ihrer eigenen materiellen Basis, eingreifen: „In Wirklichkeit muss der Staat als ‚Erzieher‘ aufgefasst werden, insofern er gerade danach strebt, einen neuen Typus oder ein neues Niveau der Zivilisation zu schaffen. Aufgrund der Tatsache, dass im wesentlichen auf die ökonomischen Kräfte eingewirkt wird, dass der Apparat der ökonomischen Produktion reorganisiert und entwickelt wird, dass die Struktur erneuert wird, darf nicht der Schluss gezogen werden, die Fakten der Superstruktur müssten sich selbst, ihrer spontanen Entwicklung, einem zufälligen und sporadischen Aufkeimen überlassen werden. Der Staat ist auch auf diesem Gebiet ein Instrument der ‚Rationalisierung‘, der

Beschleunigung und Taylorisierung, er wirkt nach einem Plan, drängt, treibt an, fördert, und „straft“ (Gef 1548) und kontrolliert sogar mittels seines Gewaltmonopols die jeweilige „Eigentumsform“ (Gef 719).

Dies geschieht in bürgerlichen Staaten in Form einer rechtlichen Durchregelung der Gesellschaft. „Wenn jeder Staat bestrebt ist, einen bestimmten Typus von Zivilisation und von Staatsbürger (und damit des Zusammenlebens und der individuellen Beziehungen) zu schaffen und zu erhalten, bestimmte Gewohnheiten und Verhaltensweisen zum Verschwinden zu bringen und andere zu verbreiten, wird das Recht das Mittel für diesen Zweck sein (neben der Schule und anderen Institutionen und Aktivitäten) und muss so ausgearbeitet werden, dass es dem Ziel angemessen, in höchstem Maße wirksam ist und positive Ergebnisse hervorbringt.“ (Gef 1548) Auch wenn Gramsci die Beziehung zwischen Staatsgewalt und Eigentumsform herstellt, bekommt er aufgrund der klassentheoretischen Subsumtion des Staates unter die untergeordnete Kategorie der Superstruktur nicht klar zu fassen, inwieweit kapitalistische Staaten die ökonomische Aktivität nicht nur flankieren, in Form von Wirtschaftspolitik auf sie einwirken und verteidigen, sondern sie auch durch die Rechtssicherung des Privateigentums als Voraussetzung kapitalistischer Produktion aktiv setzen, und zwar als ihre eigene ökonomische Basis, das heißt ihr Mittel. Darin überschneidet sich dieses Interesse eines kapitalistischen Staates mit dem seiner Kapitalisten und ihrer Organisationen, ohne je deckungsgleich zu werden. Gramscis Reflexion auf den Staat als setzende Macht seiner Ökonomie dagegen geht lediglich bis zur Bestimmung, dass die spezifische „Regulierung“ der ökonomischen Sphäre dem aktiven staatlichen Willen unterliegt, insofern zum Beispiel „auch der Liberalismus eine ‚Regulierung‘ staatlicher Natur ist, eingeführt und aufrechterhalten auf dem Wege der Gesetzgebung und des Zwanges: er ist eine Tatsache des sich der eigenen Ziele bewussten Willens und nicht der spontane, automatische Ausdruck der ökonomischen Tatsache.“ (Gef 1566) Dagegen sind die „realsozialistischen“ Staaten des 20. Jahrhunderts, wenn auch nicht bestrebt, Gramscis politisches Ziel der Auflösung des Staates ins Auge zu fassen, gleichwohl historische Beispiele der Setzung anderer Staatszwecke und staatlicher Aufhebung der Bedingungen einer privat organisierten Ökonomie, mithin auch der Einsetzung anderer Mittel zur Organisation von Produktion und Arbeit; d.h. sie sind Beispiel dafür, dass die Souveränität von Staaten tiefer reicht, als formierender Regulator einer vorausgesetzten Produktionsweise zu sein. Es ergäbe ein unstimmliges Bild, wenn man neben den bürgerlichen Demokratien der westlichen kapitalistischen Gesellschaften auch den „Ostblock“ des 20. Jahrhunderts als „ungeheuren Überbau“ des Weltkapitalismus interpretieren wollte statt als Gesellschaften mit eigener „ökonomischer Grundlage“, die diese Staaten mit ihrer Gewalt in Geltung gesetzt haben. Von einer Genese aus objektiven Produktivkraft-Bedingungen kann da ebenso wenig die Rede sein wie von einer Errichtung des Staates durch „die Arbeiterklasse“, vielmehr von der Durchsetzung von Parteien, die sich aus der Arbeiterbewegung entwickelten

und sich auf die Arbeiterklasse beriefen, sowie ihres neuen Staatsprogramms.²

Daraus muss die theoretische Konsequenz gezogen werden, dass die ökonomische Basis nicht nur politischen Rückwirkungen und Regulationen, sondern auch politischen Setzungen unterliegt sowie dass insgesamt die Rede von Superstrukturen als die der ökonomischen Basis „entsprechenden“ oder als ihr Ausdruck in zweierlei Hinsicht relativiert werden muss, insofern es erstens eine Frage der politischen Zwecksetzung und Durchsetzung wird, wie Produktion und Verteilung organisiert werden, sobald historisch die dafür nötigen Mittel vorhanden oder erreichbar sind, und zweitens die „Entsprechung“ nicht uneindeutig, sondern im Sinne eines „daran angepasst“, „angemessen“ oder „funktional“ Seins zu verstehen ist. Dadurch ist jedoch nicht aufgehoben, dass Entwicklungen und Charakteristiken einer Gesellschaft aus ihren ökonomischen Grundlagen und deren Sachzwängen erklärt werden können und müssen, sobald diese einmal eingerichtet sind, bzw. die allgemeinen ökonomischen Strukturen sehr weitreichende Ausstrahlung auf alle unter ihren Bedingungen stattfindenden Lebensäußerungen haben. Wie weit solche Erklärungen im spezifischen Fall reichen und welche sonstigen Strukturen und gesellschaftlichen Sachverhalte für eine Erklärung hinzugezogen werden müssen, ist ohnehin nur in der Auseinandersetzung mit dem Material zu prüfen.

5.2.5 Klassen und politische Kämpfe

Gramsci denkt sich die Genese des Staates als Ergebnis von Klassenkämpfen, wobei sich die Klassengenese notwendig aus der ökonomischen Struktur ergibt. Wie bei Marx stehen bei Gramsci detaillierte historische Klassenanalysen neben klassentheoretischen Abstraktionen. Aufgrund des Festhaltens an der Klassenperspektive musste die Mannigfaltigkeit, die sich in den konkreten Analysen politischer Kämpfe zeigte, auch in die abstrakte Reflexion mit aufgenommen werden – man fühlt sich in den dafür nötigen gedanklichen Verrenkungen erinnert an das Festhalten am geozentrischen Weltbild durch Einführung der Epizykeltheorie, um die Mannigfaltigkeit der vom einfachen Modell abweichenden Beobachtungen theoretisch zu fassen zu kriegen: „Wohl wird der Staat aufgefasst als der einer Gruppe zugehörige Organismus, der dazu bestimmt ist, die für die maximale Expansion der Gruppe selbst günstigen Bedingungen zu schaffen, [...] und das staatliche Leben wird als ein ständiges Sich-Bilden und Überwunden-Werden instabiler Gleichgewichte (im Rahmen des Gesetzes) zwischen den Interessen der grundlegenden Gruppe und denen der untergeordneten Gruppen aufgefasst, Gleichgewichte, in denen die Interessen der grundlegenden Gruppe überwiegen, aber nur bis zu einem gewissen Punkt, also nicht bis zum nackten korporativ-ökonomischen Interesse. In der wirklichen Geschichte bedingen sich diese Momente gegenseitig, sozusagen horizontal und vertikal, also je nach den sozialökonomischen (horizontalen) Aktivitäten und je nach den Territorien (vertikal), wobei sie sich wechselnd kom-

²Siehe etwa Wiards (2001).

binieren und aufspalten“ (Gef 1561). Hinzutreten noch kulturelle Einflüsse aus anderen Ländern sowie internationale Konstellationen, die die Komplexität weiter erhöhen, und schließlich auch noch die besonders vertrackte Klassen-Rolle der Intellektuellen, beispielsweise in der Frage nach der Stellung der Religionen und ihrer Institutionen.

Ein Schlüsselwerk des „Postmarxismus“ ist Ernesto Laclaus und Chantal Mouffes *Hegemonie und radikale Demokratie*. Dieser Versuch einer „Dekonstruktion des Marxismus“ besteht im Kern in einer Dekonstruktion des Klassenkampfparadigmas. Im theoriegeschichtlichen Teil des Buches zeichnen sie eine Entwicklung marxistischer Auffassungen von politischen Subjekten nach, die von einer orthodoxen Identifizierung von Klassenposition, Klasseninteresse und politischem Subjekt, das nur durch das Bewusstwerden dieser objektiven Voraussetzungen entsteht, bis hin zu Gramscis Hegemoniekonzept verläuft, in dem die Konstituierung politischer Subjekte nur noch an einer langen Leine von einer objektiven Klassenlage abhängig gesehen wird. Gramsci gehe immerhin den Schritt von einer Repräsentationslogik zu einer Artikulationslogik des Klassenkampfes. Die klassenanalytische Repräsentationslogik treibt jede politische Analyse zu dem Punkt, an dem „ein letzter Klassenkern erreicht ist, der vermeintlich der ganzen Reihe Sinn gibt. Diese Antwort leugnet offensichtlich jede Undurchsichtigkeit und Dichte der politischen Verhältnisse, als handele es sich um eine leere Bühne, auf der jenseits von ihnen konstituierte Figuren – die Klassen – ihren Kampf ausfechten.“ (Laclau, Ernesto und Chantal Mouffe 1991, 100) Die Artikulationslogik dagegen „akzeptiert die strukturelle Mannigfaltigkeit der Verhältnisse, in denen soziale Akteure eingebettet sind, und ersetzt das Prinzip der Repräsentation durch das der Artikulation. Die Einheit zwischen diesen Akteuren ist dann nicht der Ausdruck eines gemeinsam zugrundeliegenden Wesens, sondern das Resultat politischer Konstruktion und politischen Kampfes.“ (Laclau, Ernesto und Chantal Mouffe 1991, 100) Doch den letzten Schritt zur Überwindung eines klassenreduktionistischen Politikkonzepts geht Gramsci nicht. Für ihn „muss es, selbst wenn die verschiedenen sozialen Elemente eine lediglich relationale, durch artikulatorische Praxis erworbene Identität besitzen, in jeder hegemonialen Formation immer ein einziges vereinheitlichendes Prinzip geben, und dies kann nur eine fundamentale Klasse sein.“ (Laclau, Ernesto und Chantal Mouffe 1991, 105)

Laclau und Mouffe führen eine Reihe politischer Kämpfe des 20. Jahrhunderts an, für die diese Prämisse nicht mehr erfüllt ist: „Es sind die originären Formen der Überdeterminierung von sozialen Kämpfen in der Dritten Welt, wo die Konstruktion politischer Identitäten wenig mit strikten Klassengrenzen zu tun hat; es ist der Aufstieg des Faschismus, der die Illusion vom notwendigen Charakter bestimmter Klassenartikulationen brutal verjagen sollte; es sind die neuen Kampfformen in den entwickelten kapitalistischen Ländern, wo wir in den letzten Jahrzehnten Zeuge waren, wie ständig neue Formen politischer Subjektivität aufgetaucht sind, die zu den Kategorien der sozialen und ökonomischen Struktur querstehen.“ (Laclau, Ernesto und Chantal

5.2 Einbindung der Sprache in gesellschaftsanalytische Kategorien bei Gramsci

Mouffe 1991, 44f) Daraus ziehen sie den Schluss, mit dem Klassenparadigma in der politischen Theorie radikal zu brechen: „Es ist nicht länger möglich, die Subjektivitäts- und Klassenkonzeption, wie sie durch den Marxismus ausgearbeitet worden ist, seine Vorstellung vom historischen Verlauf der kapitalistischen Entwicklung und selbstverständlich auch nicht seine Konzeption des Kommunismus als einer transparenten Gesellschaft, in der die Antagonismen verschwunden sind, beizubehalten.“ (Laclau, Ernesto und Chantal Mouffe 1991, 34)

Aber die Konsequenz ist nicht nur theoretischer Natur, sondern vor allem auch eine Absage an die Strategie des Arbeiterklassenmarxismus, Politik identitär zu betreiben: „Die Suche nach der ‚wahren‘ Arbeiterklasse und ihren Grenzen ist ein falsches Problem, und als solches fehlt ihm jede theoretische und politische Relevanz. Offensichtlich impliziert dies nicht, dass die Arbeiterklasse und der Sozialismus unvereinbar sind, vielmehr die ganz andere Behauptung, dass grundlegende Interessen am Sozialismus nicht logisch aus bestimmten Positionen im ökonomischen Prozess deduziert werden können.“ (Laclau, Ernesto und Chantal Mouffe 1991, 122) Richtig an Laclaus und Mouffes Einwurf ist, dass eine Politik, die eine klassenlose Gesellschaft zum Ziel hat, in keiner Weise impliziert, sie als Klassenpolitik zu betreiben. Ebenso richtig ist, dass mit keiner logischen oder historischen Notwendigkeit aus einer Klassenposition eine politische Haltung folgt. Falsch dagegen ist, dass keine grundlegenden Interessen daraus deduziert werden können. Ob sich aber jemand die Gründe zu eigen macht, die zum Beispiel die objektiven Gegebenheiten von Lohnabhängigkeit und Konkurrenzzwang bieten, um an kapitalistischer Produktionsweise Anstoß zu nehmen, ist eine andere Frage – die ihren gesellschaftlichen Ort vor allem im Feld der Hegemoniebildung findet.

Laclaus und Mouffes Dekonstruktion bezieht sich auf die Idee, es bestünde ein notwendiger Zusammenhang zwischen Klassen, Ideologie und Politik. Damit ist keineswegs der Begriff der Klasse selbst, die politökonomische Unterscheidungen grundlegender gesellschaftlicher Gruppen nach ihrer Stellung im Produktionsprozess, in Frage gestellt. Ebenso wenig soll gesagt sein, dass dem Ausdruck ‚Klassenkampf‘ keine deskriptive Bedeutung gegeben werden kann. Die theoretische Schlussfolgerung ist allerdings die Verabschiedung jenes Bestandteils des Marxismus, der alle politischen Kämpfe nach dem Schema des Klassenkampfes interpretiert und auf diese Weise zwar in einen umfassenderen Kontext einordnet, aber mit der Konsequenz, Ziele in politische Kämpfe hineinzulesen, die sie nicht haben, und über die Zwecke hinwegzusehen, die sie artikulieren – das heißt am Ende, sie falsch einzuordnen. In Gramscis Analysen existiert tatsächlich ein Übergang von einer an Klassenkämpfen orientierten Deutung zu einer Betrachtungsweise von Denkströmungen und Kulturphänomenen, die nicht mehr auf eine Klassenartikulation zurückführt, sondern als Bezugsgröße die Gliederung des kulturellen, intellektuellen, sozialen oder politischen Felds und die Bedeutung für die Reproduktion des geschichtlichen Blocks nimmt.

5.2.6 Staat und Zivilgesellschaft

Es wurden zwei Kritikpunkte an Gramscis Auffassung des Verhältnissen von Ökonomie und Staat vorgebracht: einerseits, dass er (nicht die konkrete Ökonomie, aber) die Produktionsweise (und damit die Genese der Klassenstruktur) als quasi naturgesetzlich sich entwickelnde Voraussetzung der geschichtlichen Kämpfe und nicht selbst wiederum auch von der politischen Zwecksetzung und Durchsetzung abhängige Struktur begreift; andererseits, dass er den bürgerlichen Staat als kompromissförmige, aber fortdauernde Herrschaft der bürgerlichen Klasse auffasst statt umgekehrt als Souverän, der eine kapitalistische Organisation der Ökonomie als eine für seine Zwecke geeignete Grundlage ansieht und damit allerdings auf die fortgesetzte grundsätzliche Zustimmung und Unterstützung seitens der dadurch materiell Gewinnenden zählen kann. Dass es zur Durchsetzung dieses Willens des Souveräns nicht einer vorübergehenden oder gar permanenten „Diktatur der Bourgeoisie“ bedarf, zeigt etwa aktuell das Beispiel der bewussten Kapitalisierung Chinas durch die KPCh.³

Beide Kritikpunkte machen Gramscis Analyse des Superstruktur-Nexus nicht unbrauchbar, heben aber die strukturelle Seite als nützlich daran heraus, während sie die klassentheoretische Seite als problematisch kennzeichnen. Wie oben bereits zitiert, unterscheidet er dabei auf der basalsten Ebene zwischen Staat im engeren Sinn und Zivilgesellschaft – oder besser: auf der konkretesten oder integralsten Superstruktur-Ebene, da nachgeordnete Superstrukturen wie Recht oder Sprache zwar überall vermittelnd in die Verkehrsformen der Gesellschaft hineinreichen, aber gleichzeitig einen viel engeren oder spezifischeren Aspekt oder Ausschnitt der gesellschaftlichen Aktivität darstellen und mit anderen solchen untergeordneten superstrukturellen Ebenen in Staat und Zivilgesellschaft zu konkreten Einheiten verbunden bzw. integriert sind.

Gramsci fasst den Begriff der Zivilgesellschaft so weit, dass er zur Analyse verschiedener Epochen herangezogen werden kann. Im Gegensatz zum Begriff der bürgerlichen Gesellschaft, der als Übersetzung des Ausdrucks ‚civil society‘ denselben Ursprung hat, bezeichnet Zivilgesellschaft also nicht nur ein spezifisches an die kapitalistische Produktionsweise gebundenes historisches Phänomen. Im Deutschen trägt der Ausdruck „bürgerliche Gesellschaft“ die der kapitalistischen Produktionsweise angemessene Doppelbedeutung des Begriffs ‚Bürger‘ als *Citoyen*, also Staatsbürger, und *Bourgeois*, also des auf Basis von Freiheit (Verträge zu schließen und keiner persönlichen Herrschaft unterworfen zu sein), Gleichheit (als Rechtssubjekt) und Privateigentum ökonomisch Tätigen. Gramsci versteht unter Zivilgesellschaft dagegen allgemein die Organisation und Aktivität der Gesellschaft jenseits der unmittelbaren Tätigkeit des Staates im engeren Sinne. So versteht er auch die politisch angestrebte Aufhebung des zentralisierten Gewaltapparats Staat als Zurücknahme der Regelung der Gesellschaft in die Zivilgesellschaft,

³„In China passiert die Einführung des Kapitalismus auf das *Kommando der kommunistischen Partei* hin.“ (Dillmann 2009, 182)

5.2 Einbindung der Sprache in gesellschaftsanalytische Kategorien bei Gramsci

was gleichzeitig mit der Aufhebung einer privat organisierten Ökonomie einhergehen soll: „Das Element Staat-Zwang kann man sich in dem Maße als erlöschend vorstellen, wie sich immer beträchtlichere Elemente von regulierter Gesellschaft (oder ethischem Staat oder Zivilgesellschaft) durchsetzen.“ (Gef 783) Während der Begriff der bürgerlichen Gesellschaft also die privatisierte Form der ökonomischen Tätigkeit der Individuen hervorhebt, zielt der Begriff Zivilgesellschaft auf die ‚private‘ gesellschaftliche Tätigkeit, auf die politischen und ideologischen Wirkkräfte jenseits der Staatsapparate. Das schließt in Gramscis Analyse der kapitalistischen Gesellschaft die bürgerliche Öffentlichkeit in Form von Literatur oder Zeitungswesen ebenso ein wie die Durchsetzung von Verhaltensregeln in Form von Ethik und die Organisation in Vereinen oder Clubs. Während Marx Hegels Gesellschaftsanalyse in der Weise auf die Füße stellt, dass er in der *ökonomischen Spezifik* der bürgerlichen Gesellschaft die Basis für die bürgerliche Ausgestaltung des Staates findet, verkompliziert sich bei Gramsci die Lage insofern, als er sowohl die private ökonomische Tätigkeit als auch private politische und kulturelle Initiativen und Tätigkeiten der dem Staat gegenübergestellten Zivilgesellschaft zuordnet, gleichzeitig aber die Zivilgesellschaft als der ökonomischen Struktur untergeordnete Superstruktur bestimmt. Ökonomische Tätigkeit erscheint hier also doppelt, sowohl als strukturelle Grundlage als auch als abhängiges Superstruktur-Element. Dieser Knoten entwirrt sich, wenn man in der ökonomischen Struktur die Produktionsweise ausgedrückt sieht, die kapitalistische Staaten, von den dominierenden und interessierten gesellschaftlichen Gruppen und Kräften zu solchen gemacht, bewusst zu ihrer Bewirtschaftungsform nehmen und so ausgestalten, dass die ökonomische Tätigkeit staatlichen Regeln (dem Recht) unterworfen wird. Somit läuft die kapitalistische Produktion in einer historisch durchgesetzten, über den Globus verallgemeinerten Form ab, die, in Kraft gesetzt, eigene Gesetzmäßigkeiten aufweist und besondere Anforderungen an Staaten stellt; zugleich unterliegt sie auch der In-Kraft-Setzung und Regelung durch die Staaten; drittens besteht diese Regelung aber in der spezifischen Form von Rechten, die die ökonomischen Subjekte zu im Rahmen dieser Regelung selbständigen, privaten Akteuren freisetzt, die nach eigenem Gutdünken über ihr Eigentum verfügen. Somit hat man es in der Tat mit beidem zu tun, der vom Staat abhängigen privat-ökonomischen Tätigkeit und der generellen Produktionsweise, in der diese Tätigkeit grundsätzlich organisiert wird und die den Staaten, die diese Produktionsweise adaptierten, materielle Vorteile gegenüber früheren Produktionsweisen an die Hand gibt, aber auch bestimmte organisatorische Anforderungen aufnötigt.

Was diese ökonomische Seite der bürgerlichen Gesellschaft anbelangt, so interessiert sich Gramsci recht wenig für die von Marx analysierten allgemeinen Kategorien und Charakteristiken, die Zusammenhänge und Auswirkungen einer über Kapital, Geld und Lohnarbeit organisierten Wirtschaftsweise, kurz für die kapitalistische Produktionsweise im Allgemeinen, sondern vor allem für die besonderen historischen Organisationsweisen dieser Produktion wie zum Bei-

spiel die tayloristische rationalisierende Umstrukturierung der kapitalistischen Industrieproduktion. Er interessiert sich für die besondere ökonomische Situation, also, wenn man so will, für die superstrukturelle Seite der Ökonomie, auch wenn er selber diesen Unterschied nicht deutlich macht. Sein Blick geht auf die kulturelle und politische Ebene der ökonomischen Struktur, ob in der Analyse des Korporatismus oder in der Frage nach dem Arbeitertypus, den der Fordismus hervorbringt.

Allerdings ist auch die Stoßrichtung, die Gramsci dem Begriff Zivilgesellschaft gibt, nicht die einer Analyse, die nach der gesellschaftlichen Stellung der Ökonomie, nach dem Verhältnis von allgemeiner und besonderer ökonomischer Struktur fragt. Die Stoßrichtung ist unmittelbar politisch in dem Sinne, dass er sich für die der Zivilgesellschaft eigentümliche Trägheit interessiert, die einer strukturellen Umwälzung entgegensteht bzw. ein politisch-ökonomisches Regime auf ideologischer Ebene festigt. Die Zivilgesellschaft ist damit in der von Gramsci vornehmlich gebrauchten ausschließenden Verwendung des Begriffs eine von Staat *und* unmittelbarer ökonomischer Aktivität unterschiedene Tätigkeitssphäre, in deren Praktiken Bewusstsein und Willen organisiert werden, auch wenn sie in dieser Hinsicht nicht exklusiv ist. So ist seine Bemerkung zu verstehen, dass „zwischen der ökonomischen Struktur und dem Staat mit seiner Gesetzgebung und seinem Zwang [...] die Zivilgesellschaft [steht]“ (Gef 1267), die Lebens-, Organisations- und Denkweisen der Bevölkerung, die sowohl der Abhängigkeit von der ökonomischen Struktur als auch der Einwirkung des Staates unterliegen, aber zugleich ein eigenes Terrain bilden. So ist in den „fortgeschrittensten Staaten [...] die ‚Zivilgesellschaft‘ eine sehr komplexe und gegenüber den katastrophenhaften ‚Durchbrüchen‘ des unmittelbaren ökonomischen Elements (Krisen, Depressionen usw.) widerstandsfähige Struktur geworden“ (Gef 1589), die selbst bei beträchtlichen Schwierigkeit der ökonomischen Basis Zustimmung zu ihr organisieren kann. Wie weiter unten noch gezeigt werden soll, führt die Vernachlässigung der Analyse der allgemeinen ökonomischen Struktur des Kapitalismus allerdings zu Mängeln von Gramscis Ideologietheorie, deren Grundlage sein Verständnis von Zivilgesellschaft und Hegemonie bildet.

5.2.7 Hegemonie

Die politische Signifikanz der Zivilgesellschaft ergibt sich aus ihrer Bedeutung als Terrain der Herstellung von Hegemonie, das heißt der Vorherrschaft in den Feldern der Kultur, der privaten Lebensgestaltung, der Deutung der gesellschaftlichen Verhältnisse und Ereignisse. Hegemonie wiederum erhält ihre politische Bedeutung aus ihrer (positiven oder negativen) Beziehung zur Herrschaft. Gramsci geht von dem Urteil aus, dass stabile Herrschaftsverhältnisse nicht durch das Element des Zwangs alleine zustande kommen, sondern auf Dauer ebenso der Zustimmung größerer gesellschaftlicher Gruppen bedürfen. Dabei überlagern sich wiederum ein klassentheoretischer und ein struktureller Hegemonieansatz, wobei ersterer bei Gramsci überwiegt, aber

5.2 Einbindung der Sprache in gesellschaftsanalytische Kategorien bei Gramsci

vor allem der zweite in der Rezeption wirksam geworden ist. Klassentheoretisch geht die Hegemonieanalyse von dem „methodologischen Kriterium“ aus, „dass sich die Suprematie einer gesellschaftlichen Gruppe auf zweierlei Weise äußert, als ‚Herrschaft‘ und als ‚intellektuelle und moralische Führung‘.“ (Gef 1947) Das heißt Hegemonie wird als geistige Führung der aktiv oder passiv zustimmenden gesellschaftlichen Gruppen durch die führende Klasse – ihre Hegemonie *über* jene – gedacht. Daneben existiert aber auch eine Stoßrichtung des Hegemoniebegriffs, in der er lediglich die dominante Strömung in einem Gebiet bezeichnet, ohne sie eindeutig auf gesellschaftliche Gruppen als ihre Quelle zu beziehen. Aus klassentheoretischer Perspektive trägt dies dem Umstand Rechnung, dass nicht in allen Initiativen, Parteien, kulturellen Aktivitäten eine eindeutige Verankerung in einer gesellschaftlichen Gruppe oder einem Milieu auszumachen ist. Darin ist aber schon der Übergang enthalten von der fixe Klasseninteressen schlicht voraussetzenden Fragestellung, welche gesellschaftlichen Gruppen darin repräsentiert sind, zu der Fragestellung, welche politischen Ziele und Stoßrichtungen darin aufgehoben sind. Das macht die Frage danach, von welchen Milieus dies getragen ist und *ob* es einen Zusammenhang zur ökonomischen Stellung dieser Milieus gibt, nicht hinfällig, hebt aber die falsche Reduktion der wirklichen Gründe für eine bestimmte politische oder kulturelle Betätigung auf ökonomische Gruppeninteressen auf. Zwischen der Stellung eines Individuums *im* ökonomischen Prozess der Gesellschaft und seiner Stellung *dazu* steht eine gedankliche Verarbeitung, in der tausenderlei Gründe und ideelle Reproduktionen der Wirklichkeit eine Rolle spielen können.

Gramsci beantwortet also die Frage, wie Menschen zu dieser Verarbeitung, zu diesen Gründen und zur Zustimmung oder Ablehnung hinsichtlich gesellschaftlicher Verhältnisse kommen, nicht ideologietheoretisch, sondern hegemonietheoretisch, wenn man unter einer ideologietheoretischen Antwort eine versteht, die an falschem Bewusstsein oder objektiven Gedankenformen ansetzt. Das heißt er knüpft nicht an Marx' Überlegungen zum „Fetischcharakter der Ware“ im 1. Kapitel des *Kapital* oder vergleichbare Überlegungen an, die in der Form der (notwendigen) ökonomischen Betätigung bürgerlicher Individuen selbst einen Erklärungsansatz für falsche Einschätzungen einer solchen Ökonomie insgesamt und mithin einer falschen Wahl der Angriffspunkte für Kritik finden. Gramscis Hegemonieansatz ließe sich eher an die Äußerungen in der *Deutschen Ideologie* anknüpfen, dass die herrschenden Gedanken die durch die Intellektuellen ausgearbeiteten und verallgemeinerten Gedanken der Herrschenden seien.

Was die Verbreitung von Deutungen, die Herstellung von Hegemonie, von Zustimmung zu den gesellschaftlichen Verhältnissen angeht, ist darin selbstverständlich der Staat aktiv. Zunächst einmal bildet er aber das Element des „Zwangsapparats, der ‚legal‘ die Disziplin derjenigen Gruppen gewährleistet, die weder aktiv noch passiv ‚zustimmen‘, der aber für die gesamte Gesellschaft in der Voraussicht von Krisenmomenten im Kommando und in der Führung, in denen der spontane Konsens schwindet, eingerichtet ist.“ (Gef 1502) Darauf beschränken sich bürger-

liche Staaten zugleich nicht. Denn einerseits beziehen sie, wie alle Staaten, die eigenen Mittel aus ihrer ökonomischen Basis, sind daher an deren Gedeihen interessiert und kümmern sich folglich um die Herstellung eines „kulturellen und moralischen Niveaus[, das] den Entwicklungsnotwendigkeiten der Produktivkräfte und daher den Interessen der herrschenden Klassen entspricht“ (Gef 1043), deren eigene materielle Wohlfahrt davon abhängig ist, produktive Arbeitskräfte vorzufinden. Aber auch jener oben erwähnte „spontane Konsens“ derjenigen, die den gesellschaftlichen Einrichtungen „aktiv [oder] passiv zustimmen“, ist entgegen seinem Anschein nichts Unvermitteltes, besagte Staaten bleiben also andererseits auch nicht untätig, was die Herstellung von Zustimmung zu ihren Institutionen und Aktionen und ihre Legitimation insgesamt angeht. Parlament, Justiz und Regierung sind „auch Organe der politischen Hegemonie“ (Gef 773), üben also nicht nur exekutive und legislative Funktionen aus, indem sie die in ihrem Staat geltenden Regeln und von diesem Staat durchgeführten Aktivitäten festlegen und umsetzen, sondern haben darüber hinaus auch eine herausgehobene Stellung als diskursprägende Akteure. „Was ‚öffentliche Meinung‘ genannt wird, ist aufs Engste mit der politischen Hegemonie verknüpft, es ist nämlich der Berührungspunkt zwischen der ‚Zivilgesellschaft‘ und der ‚politischen Gesellschaft‘, zwischen dem Konsens und der Gewalt. Der Staat schafft, wenn er eine wenig populäre Aktion starten will, vorbeugend die angemessene öffentliche Meinung, das heißt, er organisiert und zentralisiert bestimmte Elemente der Zivilgesellschaft.“ (Gef 916f) Ebenso auf der Ebene der intellektuellen und moralischen Führung aktiv sind, wenn auch mit dem Zwangselement eng verknüpft, die Institutionen der „Schule als positive Erziehungsfunktion und [der] Gerichte als repressive und negative Erziehungsfunktion“ (ebd.), die ihrem staatlichen Auftrag gemäß ihren Beitrag zur kulturellen und sittlichen Prägung der Bevölkerung leisten.

Doch auf diesem Terrain ist der Staat nicht der einzige Akteur: „In Wirklichkeit zielt darauf eine Vielzahl anderer sogenannter privater Aktivitäten und Initiativen, die den Apparat der politischen und kulturellen Hegemonie der herrschenden Klassen bilden.“ (ebd.) Damit ist die Sphäre der Zivilgesellschaft angesprochen, die in bürgerlichen Demokratien nicht in der Hand staatlicher Institutionen liegt und gleichwohl ein zentrales Feld der Herstellung von Sittlichkeit, Kultur, Weltdeutung und Zustimmung zu (aber auch Ablehnung gegenüber) den gesellschaftlichen Verhältnissen und ihrer staatlichen Lenkung darstellt. Wo Gramsci plakativ zusammenfasst, geht er so weit, das Element der Hegemonie überhaupt der Zivilgesellschaft zuzuweisen und dem Element des Zwangs in Form des Staats gegenüberzustellen. Doch so, wie Gramsci neben der Gegenüberstellung von politischer und ziviler Gesellschaft gleichzeitig ihre Verbundenheit betont, wenn er neben dem engen auch den integralen Staatsbegriff kennt, so ist in der ausführlicheren Analyse klar, dass auch Staaten im engeren Sinne auf Herstellung von Hegemonie hinwirken und dass auch Privatpersonen Gewaltmittel an der Hand haben können.

Was macht nun Hegemonie aus, worin besteht sie? Ihr Lebenselement ist das, was sich Men-

5.2 Einbindung der Sprache in gesellschaftsanalytische Kategorien bei Gramsci

schen über die Gesellschaft, in der sie leben, über ihre Stellung darin, über andere Menschen und das Weltgeschehen denken und wie sie sich dazu stellen, der ganze Bereich der Ideologie und Kultur, Ethik, Weltauffassungen, sozialen Verkehrsformen, selbst Empfindungen. Dies alles sind veränderbare und gestaltbare Momente gesellschaftlichen (Zusammen-)Lebens, Verkehrsformen, die in doppelter Weise keine isolierten Elemente darstellen: Sie nehmen die gesellschaftlichen, vor allem ökonomischen Lebensbedingungen auf, stellen Weisen der Verarbeitung dieser Bedingungen, Arrangements damit dar, zugleich nehmen sie selbst eine vermittelnde Stellung im gesellschaftlichen Gefüge ein. Damit werden solche Elemente auch zu einer Frage des (reibungslosen) Funktionierens oder des Fortbestehens eines ökonomischen und politischen Regimes. In dem Maße, wie sie als Schmiermittel oder Bremsklötze ökonomischer oder politischer Vorgänge wirken, bekommen sie über ihre unmittelbare Relevanz als bestimmte Lebens- und Umgangsweisen hinaus die Bedeutung von politisch relevanten Eingriffs- und Gestaltungssphären. Beispielsweise wirkt eine Ethik, die Arbeitsamkeit mit Gottgefälligkeit oder Selbstwert verbindet, als affirmatives Element und Produktivkraft in einer Gesellschaft, in deren Produktion es um die Vermehrung von Wert geht. Aber nicht nur in Bezug auf die Ökonomie, sondern auch in Bezug auf den Staat hat die kulturelle Ausrichtung der Individuen politische Bedeutung: „Die Aussage, dass der Staat identisch ist mit den Individuen (mit den Individuen einer gesellschaftlichen Gruppe), als aktives Kulturelement (das heißt als Bewegung, um eine neue Zivilität, einen neuen Typus des Menschen und Staatsbürgers zu schaffen), soll dazu dienen, den Willen zu bestimmen, in der Umhüllung der politischen Gesellschaft eine komplexe und reich gegliederte Zivilgesellschaft zu errichten, in der das einzelne Individuum sich von selbst regiert, ohne dass deswegen seine Selbstregierung mit der politischen Gesellschaft in Konflikt gerät, im Gegenteil, indem es deren normale Fortsetzung, die organische Ergänzung wird.“ (Gef 1016f)

Die grundlegende Unterscheidung in der Bestimmung von Gramscis Hegemoniebegriff ist die Differenz zu Gewaltapparaten als Mittel des Umbaus oder der Aufrechterhaltung gesellschaftlicher Verhältnisse, also die Unterscheidung zwischen Konsens bzw. Zustimmung und Zwang. Wenn nun der gesamte Bereich des Denkens und der Kultur das Lebenselement der Hegemonie ausmacht, so bezeichnet sie selbst die Vorherrschaft oder Führung auf diesen Terrains. Wenn die führenden Initiativen und die vorherrschenden Weltdeutungen anerkennenden Charakter gegenüber dem bestehenden Regime haben, dann ergänzt diese Hegemonie die Gewaltbasis, bis zu dem Punkt, dass auch die Gewalt selbst als notwendig Zustimmung erfährt. Wo die Hegemonie einem Regime dagegen fehlt, etwa eine „Loslösung der zivilen Gesellschaft von der politischen“ (Gef 882) eintritt, kommt es (hier problematischerweise nur klassentheoretisch erklärt) zu einer „Hegemoniekrise der herrschenden Klasse, die entweder eintritt, weil die führende Klasse in irgendeiner großen politischen Unternehmung gescheitert ist, für die sie den Konsens der großen Massen mit Gewalt gefordert oder durchgesetzt hat (wie der Krieg), oder weil breite Massen

[...] urplötzlich von der politischen Passivität zu einer gewissen Aktivität übergegangen sind und Forderungen stellen, die in ihrer unorganischen Komplexität eine Revolution darstellen.“ (Gef 1578). Das macht die Erlangung von Hegemonie zu einer zentralen geschichtlichen Kategorie und zum politischen Gegenstand: die hegemonialen „Ideologien [...] sind reale geschichtliche Fakten, die man bekämpfen und in ihrem Wesen als Herrschaftsinstrumente enthüllen muss, [...] um, als notwendiges Moment der Umwälzung der Praxis, die Regierten von den Regierenden intellektuell unabhängig zu machen, eine Hegemonie zu zerstören und eine andere zu schaffen.“ (Gef 1325)

Hegemonie geht dabei in der Regel nicht in einer schlichten Deutungshoheit, der Durchsetzung einer Weltauffassung, einer Kultur, einer Denkweise aufgrund überlegener intellektueller und kommunikativer Mittel und größeren Prestiges auf, sondern beinhaltet durchaus auch eine materielle Unterfütterung, deren Kompromissform als Grund für Zustimmung in die Waagschale geworfen werden kann: „Die Tatsache der Hegemonie setzt zweifellos voraus, dass den Interessen und Tendenzen der Gruppierungen, über welche die Hegemonie ausgeübt werden soll, Rechnung getragen wird, dass sich ein gewisses Gleichgewicht des Kompromisses herausbildet, dass also die führende Gruppe Opfer korporativ-ökonomischer Art bringt, aber es besteht auch kein Zweifel, dass solche Opfer und ein solcher Kompromiss nicht das Wesentliche betreffen können“ (Gef 1567). Das verweist darauf, dass sich Hegemonie nicht nur in der Weise auf heterogenem Terrain abspielt, dass sich die Frage der Hegemonie auf unterschiedlichen Feldern gesellschaftlicher Aktivität stellt, was sich in zusammengesetzten Ausdrücken wie kulturelle, politische oder ethische Hegemonie zeigt, sondern dass ihr Terrain auch in der Hinsicht heterogen ist, dass sich in einer Gesellschaft, zumal in einer Klassengesellschaft, diverse Gruppen mit eigener Stellung in der Produktion oder im sozialen Gefüge differenzieren und damit mehr oder weniger große Unterschiede in den Lebens- und Denkweisen einhergehen. Dass also eine Denkform, Ethik, kultureller Geschmack usw. verallgemeinert ist über einem Bevölkerungsrelief ganz unterschiedlicher Stellungen im Gesellschaftsgefüge und mithin unterschiedlicher Lebensbedingungen. Hegemonie kann hier wie tendenziell in bürgerlichen Gesellschaften die Form einer generelleren Homogenisierung bzw. Ausrichtung an führenden Gruppen annehmen, die Form der Aufrichtung allgemeiner Verhaltens- und Ansehensmaßstäbe, sie *kann* aber auch die Anerkennung von Prestige und Führerschaft einer von vornherein als übergeordnet akzeptierten Gruppe unter Beibehaltung der „Wesensart“ der eigenen gesellschaftlichen Stellung seitens untergeordneter Gruppen bedeuten.

Strukturell aufgefasst erlaubt die Hegemonietheorie, sich einen Begriff von der „soft power“ einer Gesellschaft als Moment der Reproduktion oder Veränderung der Verhältnisse zu machen. Explanatorisch rückt dabei die Praktikabilität dieser Verkehrs- und Denkformen inmitten eines ökonomischen Regimes, also die Erklärung solcher Superstrukturen aus der ökonomischen

Basis, in den Hintergrund und ihre Variabilität und partielle *Eigenständigkeit* in den Vordergrund, aber nicht im Sinne einer gegenüber anderen gesellschaftlichen Sphären unabhängigen Entwicklung, sondern im Sinne ihrer Formbarkeit durch politische Initiativen. Dabei hebt der Hegemoniebegriff nicht nur die Beziehung der Verhältnisse auf den diversen Terrains zu einem Gesamtregime hervor, sondern auch, dass diese Terrains intern geordnet sind nach über- und untergeordneten Strömungen, nach hegemonialen, auf die man sich gewissermaßen als allgemeine Verkehrsform beziehen kann, und subalternen, für die das nicht gilt und deren Gebrauch mit größeren Umständen und Widerständen verbunden ist.

5.2.8 Lebens- und Denkweisen

Unter dem Gewaltmonopol moderner Staaten im Rahmen der formell-rechtlichen Regelung des gesellschaftlichen Lebens öffnet und entfaltet sich das konkrete Leben der Zivilgesellschaft, Formen der Lebensführung, an der sich Kultur, Ethik und Weltauffassung als Momente unterscheiden lassen. Diese Kategorien bestimmen sich bei Gramsci nicht aus scharfen Abgrenzungen gegeneinander, sondern heben jeweils unterschiedliche Aspekte der Lebens- und Denkweisen hervor, die um das Zentrum der Produktionsweise herum ausgebildet werden. Während Kultur die besonderen Praxisformen des Umgangs und der Lebensgestaltung bezeichnet, beschreibt Ethik die Normativität und Beurteilung des Handelns und Lebensvollzugs, Weltauffassung wiederum fasst die gedankliche Verarbeitung der Lebensumstände und eigenen Stellung zusammen. Im Gegensatz zu Wittgenstein sieht Gramsci diese Lebensformen erstens in materialistischer Abhängigkeit von den ökonomischen Lebensbedingungen und in der bisherigen Geschichte auch von herrschaftlicher Erzwingungsgewalt und zweitens als politisches Terrain. Sie sind nicht beliebig, sondern spezifische *Lösungen* der praktischen Lebensprobleme und als solche gewinnen sie ihre Festigkeit, solange sie funktionierende Bewegungsformen in den widersprüchlichen Bedingungen und Anforderungen herstellen. Die Lebensformen in den Zivilgesellschaften kapitalistischer Staaten bewegen sich also zwischen der Anpassung an die ökonomischen Bedingungen und dem Versuch, eine lebbare Praxis und zugehörige Denkweise zu entwickeln, und bilden als solche den Gegenstand des Ringens hegemonischer Kräfte um die Gestaltung des gesellschaftlichen Lebens.

Erster Ausgangspunkt zur Erklärung der historischen Genese von Lebensformen ist für Gramsci das herrschaftliche Interesse, sich die Arbeitskraft anderer verfügbar zu machen und den jeweiligen Produktionsbedingungen zu unterwerfen: „Bislang sind alle Wandlungen der Seins- und Lebensweise durch brutalen Zwang zustande gekommen, also durch die Herrschaft einer gesellschaftlichen Gruppe über alle Produktivkräfte der Gesellschaft: die Auswahl oder ‚Erziehung‘ des an die neuen Zivilisationstypen, das heißt an die neuen Produktions- und Arbeitsformen angepassten Menschen ist unter Anwendung unerhörter Brutalitäten erfolgt, wobei die

Schwachen und die Widerspenstigen in die Hölle der Unterklassen gestürzt oder gänzlich eliminiert wurden.“ (Gef 2083) Den letzten Erneuerungsschub seiner Zeit findet er in der fordistischen Mechanisierung der Industrieproduktion. „Das Leben in der Industrie erfordert eine allgemeine Ausbildung, einen Prozess der psycho-physischen Anpassung an bestimmte Bedingungen der Arbeit, der Ernährung, der Wohnung, der Gewohnheiten usw., was nichts Angeborenes, ‚Natürliches‘ ist, sondern erworben sein will“ (Gef 2072). Die „neuen Methoden verlangen eine rigide Disziplin der Sexualtriebe (des Nervensystems), das heißt eine Stärkung der ‚Familie‘ im weiten Sinne (nicht dieser oder jener Form des Familiensystems), der Regelung und Stabilität des Sexualbeziehungen.“ (Gef 2084) Auch „die Nachforschungen der Industriellen über das Privatleben des Arbeiter, der von einigen Industriellen geschaffene Inspektionsdienst zur Kontrolle der ‚Moralität‘ der Arbeiter sind Erfordernisse der neuen Arbeitsmethode.“ (Gef 2086) Diese ökonomischen Anforderungen ergeben sich aus dem Interesse (und der Konkurrenznot) der kapitalistischen Produzenten, die Produktivität zu steigern. Von dieser Seite wird so versucht, auch außerhalb der Fabrik (also außerhalb des durch Lohnzahlung erworbenen direkten Kommandos) auf die Lebensführung der Arbeitskräfte Einfluss zu nehmen. Auf der anderen Seite finden sich die ökonomisch Abhängigen in der Situation, ihr Leben unter diesen Bedingungen erhalten und einrichten und daher funktionierende Formen des Zusammenlebens und der eigenen Reproduktion entwickeln zu müssen, also Kulturen und Denkweisen, mit dieser Situation umzugehen.

In diesem Spannungsfeld zwischen aufgezwungenen Lebensanforderungen und dem Eigeninteresse, funktionierende Lebensformen zu entwickeln, sieht Gramsci den politischen Einsatzpunkt, eine neue Kultur und Weltauffassung zu entwickeln, die die ökonomisch Abhängigen zunächst intellektuell und schließlich ökonomisch unabhängig machen soll. Dabei stellt sich ihm die Frage nach dem Verhältnis von praktischer und gedanklicher Seite historisch wirksamer, das heißt der Erneuerung fähiger gesellschaftlicher Kräfte. Dieses Verhältnis diskutiert er unter anderem anhand eines umfassenden Ideologiebegriffs, der sich an Marx' Bestimmung aus dem Vorwort zur Kritik der politischen Ökonomie anlehnt und der sich im Gegensatz zu den „ökonomischen Produktionsbedingungen“ auf die „juristischen, politischen, religiösen, künstlerischen oder philosophischen [...] Formen“ (MEW 13, 9) bezieht. Dabei unterscheidet Gramsci „zwischen historisch organischen Ideologien, die also notwendig sind für eine bestimmte Struktur, und willkürlichen, rationalistischen, ‚gewollten‘ Ideologien. Als historisch notwendige haben sie eine Wirksamkeit, die ‚psychologische‘ Wirksamkeit ist, sie ‚organisieren‘ die Menschenmassen, bilden das Terrain, auf dem die Menschen sich bewegen, Bewusstsein von ihrer Stellung erwerben, kämpfen usw. Als ‚willkürliche‘ bringen sie nichts hervor als individuelle, polemische ‚Bewegungen‘ usw.; (auch sie sind nicht gänzlich unnütz, weil sie wie der Fehler sind, der sich der Wahrheit entgegensetzt und sie bestätigt).“ (Gef 875f) In dieser ganzen Frage polemisiert Gramsci gegen intellektualistisch-abstrakte Beurteilungskriterien und führt statt-

5.2 Einbindung der Sprache in gesellschaftsanalytische Kategorien bei Gramsci

dessen politische ein. Politisch ist der reflektierte gesellschaftliche Veränderungswille, der nur durch massenhafte Veränderung sein Ziel erreicht. „Es ist offensichtlich, dass es zu einer derartigen Konstruktion von Masse nicht ‚willkürlich‘, um eine beliebige Ideologie herum, kommen kann, durch den formal konstruktiven Willen einer Persönlichkeit oder einer Gruppe, die es sich aus dem Fanatismus ihrer eigenen philosophischen oder religiösen Überzeugungen heraus vornimmt. Die Massenzustimmung zu einer Ideologie oder die Nichtzustimmung ist die Weise, in der die wirkliche Kritik der Rationalität und Geschichtlichkeit der Denkweisen stattfindet.“ (Gef 1390) Weder die Schlüssigkeit einer politischen Kritik noch ihre wissenschaftliche Richtigkeit sind folglich die *entscheidenden* Kriterien dafür, wirkliche Kritik zu werden, denn wenn sie abstrakt, das heißt auf die Köpfe weniger beschränkt bleiben, statt sich mit dem Leben vieler zu verbinden, bleiben sie bloßes Beiwerk, kommen nicht zu einer Verwirklichung.

Natürlich ist mit der Notwendigkeit der organischen Ideologie nicht das Anerkennen oder Affirmieren der ökonomischen Basis gemeint; vielmehr eine Beziehung zwischen Praxis und Ideologie in der Weise, dass das Kriterium einer organischen Ideologie die praktische Lebbarkeit unter den strukturellen Bedingungen ihres Ortes in der Geschichte ist, sie also den Lebensbedingungen nicht äußerlich gegenübersteht, sondern ebendiesen eine zentrale Rolle zukommt, weil „die Menschen auf dem Terrain der Ideologien ein Bewusstsein von ihrer gesellschaftlichen Stellung und somit von ihren Aufgaben gewinnen, was keine geringfügige Aussage über die Wirklichkeit ist; die Philosophie der Praxis ist selbst eine Superstruktur, ist das Terrain, auf dem bestimmte gesellschaftliche Gruppen Bewusstsein von ihrem eigenen gesellschaftlichen Sein, ihrer eigenen Stärke, ihren eigenen Aufgaben, ihrem eigenen Werden erlangen.“ (Gef 1325) Eine organische Ideologie ist also nur zu verstehen als Reflexion des gesellschaftlichen Seins, auch wenn dieses historische Sein nicht allein auf Grundlage der Ideologien ihrer Zeit zu beurteilen ist.

Die politische Auffassung der gedanklichen Seite der gesellschaftlichen Wirklichkeit geht bei Gramsci schließlich auch in eine organisatorische Frage über. Einerseits formuliert er daraus eine Kritik intellektualistisch-aufklärerischer Politikvorstellungen: „Ein sehr verbreiteter Fehler besteht darin zu denken, dass jede soziale Schicht ihr Bewusstsein und ihre Kultur auf dieselbe Weise, mit denselben Methoden, das heißt mit den Methoden der berufsmäßigen Intellektuellen, ausarbeitet. [...] Es ist kindisch zu denken, dass ein in geeigneter Weise verbreiteter ‚klarer Begriff‘ in die unterschiedlichen Bewusstseine mit denselben ‚organisatorischen‘ Effekten allgemein verbreiteter Klarheit eingeht: es ist dies ein ‚aufklärerischer‘ Irrtum. Die Fähigkeit des berufsmäßigen Intellektuellen, Induktion und Deduktion geschickt miteinander zu kombinieren, zu verallgemeinern, ohne in leeren Formalismus zu verfallen, gewisse Unterscheidungskriterien aus einer Beurteilungssphäre in die andere zu übertragen und sie den neuen Bedingungen anzupassen usw., ist eine ‚Spezialität‘, eine ‚Qualifikation‘, es ist keine Gegebenheit des allgemeinen

Alltagsverstandes. [...] Derselbe Lichtstrahl geht durch verschiedene Prismen hindurch und ergibt verschiedene Brechungen des Lichtes: wenn man dieselbe Brechung erhalten will, ist eine ganze Serie von Korrekturen der einzelnen Prismen erforderlich.“ (Gef 2176f) Diese Problemstellung eröffnet den Komplex der Intellektuellenfrage, die sich für Gramsci in der Weise stellt, dass er die Notwendigkeit „organischer Intellektueller“ sieht, die in nicht berufsmäßig intellektuellen Milieus verankert sind und dadurch in der Lage sind, die in der Sprache Intellektueller geführten Diskussionen zu übersetzen.

Das ganze Problem der Hegemonie stellt sich für Gramsci also als das der „Verbreitung einer homogenen Denk- und Handlungsweise“ (Gef 2176) über verschiedene Milieus und Lebenszusammenhänge, weil nur auf dieser Basis ein Kollektivwille hervorgebracht werden kann, die Lebens- und Produktionsverhältnisse zu transformieren. Voraussetzung dieser Diskussion ist, überhaupt dem Denken ein Gewicht in der Ausrichtung des Handelns beizumessen. So findet er nicht nur in ausgearbeiteten philosophischen Systemen von Intellektuellen, sondern auch in den Handlungen eines jeden eine Weltauffassung enthalten, die die gedankliche Ausrichtung derselben repräsentiert. „Übernimmt man die Definition, die Croce von der Religion gibt, nämlich als einer Weltauffassung, die zur Lebensnorm geworden ist, weil man Lebensnorm nicht papieren, sondern als lebenspraktisch verwirklichte auffasst, dann sind die Menschen zum größten Teil Philosophen, insofern sie praktisch wirken und in ihrem praktischen Wirken (in den Leitlinien ihres Verhaltens) implizit eine Weltauffassung, eine Philosophie enthalten ist.“ (Gef 1268) Dies ist der unmittelbare Zusammenhang zwischen Handeln und der zugehörigen Weltauffassung: „die eigene Weltauffassung antwortet auf bestimmte von der Wirklichkeit gestellte Probleme, die in ihrer Aktualität ganz bestimmt und ‚originell‘ sind.“ (Gef 1376) In diesem Sinne kann eine Weltauffassung irrtümlich sein und dennoch widerstandsfähig gegen „Kritiken rationaler Art“ (Gef 1301), weil sie „praktischen Ursprungs“ (Gef 1308) ist und die Stellung einer Lösung praktischer Probleme einnimmt, die durch die Kritik allein nicht aufgelöst sind.

Die Verbreitung einer Weltauffassung schließt also die Entwicklung einer daraus hervorgehenden Ethik und der Schaffung einer Kultur ein, die dieser praktischen Anforderung gerecht wird: „Eine neue Kultur zu schaffen, bedeutet nicht nur, individuell ‚originelle‘ Entdeckungen zu machen, es bedeutet auch und besonders, bereits entdeckte Wahrheiten kritisch zu verbreiten, sie sozusagen zu ‚vergesellschaften‘ und sie dadurch Basis vitaler Handlungen, Element der Koordination und der intellektuellen und moralischen Ordnung werden zu lassen.“ (Gef 1377) Das schließt für Gramsci, dessen Politik auf gedankliche Unabhängigkeit der Subalternen und die Verbreitung einer kritischen Weltauffassung zielt, notwendig einen Kritikprozess ein, der unmittelbare, unreflektierte, bloß übernommene Elemente der im Alltagsverstand enthaltenen Weltauffassung in Frage stellt. Darin ist der Unterschied zwischen unkritischer und kritischer Weltauffassung enthalten: „Durch die eigene Weltauffassung gehört man immer zu einer be-

5.2 Einbindung der Sprache in gesellschaftsanalytische Kategorien bei Gramsci

stimmten Gruppierung, und genau zu der aller gesellschaftlichen Elemente, die ein- und dieselbe Denk- und Handlungsweise teilen. [...] Wenn die Weltauffassung nicht kritisch und kohärent, sondern zufällig und zusammenhanglos ist, gehört man gleichzeitig zu einer Vielzahl von Masse-Menschen, die eigene Persönlichkeit ist auf bizarre Weise zusammengesetzt: es finden sich in ihr Elemente des Höhlenmenschen und Prinzipien der modernsten und fortgeschrittensten Wissenschaft, Vorurteile aller vergangenen, lokal bornierten geschichtlichen Phasen und Intuitionen einer künftigen Philosophie, wie sie einem weltweit vereinigten Menschengeschlecht zu eigen sein wird. Die eigene Weltauffassung kritisieren heißt mithin, sie einheitlich und kohärent zu machen und bis zu dem Punkt anzuheben, zu dem das fortgeschrittenste Denken der Welt gelangt ist. Es bedeutet folglich auch, die gesamte bisherige Philosophie zu kritisieren, insofern sie verfestigte Schichtungen in der Popularphilosophie hinterlassen hat. Der Anfang der kritischen Ausarbeitung ist das Bewusstsein dessen, was wirklich ist, das heißt ein ‚Erkenne dich selbst‘ als Produkt des bislang abgelaufenen Geschichtsprozesses, der in einem selbst eine Unendlichkeit von Spuren hinterlassen hat, übernommen ohne Inventarvorbehalt.“ (Gef 1376) Die Verbreitung der Philosophie der Praxis als Weltauffassung beinhaltet also eine immanente Kritik des vorfindlichen Denkens, die Bemühung, die widersprüchlichen Elemente zu prüfen und kohärenzuarbeiten. In diesem Sinne ist Gramsci nicht aufklärungs- oder wissenschaftsfeindlich, sondern reflektiert, dass die Verbreitung einer Weltauffassung einer ganzen Reihe von Voraussetzungen unterliegt, von denen Kohärenz nicht die einzige ist, also „dass der Verbreitungsprozess der neuen Auffassungen aus politischen, das heißt, in letzter Instanz aus gesellschaftlichen Gründen erfolgt, dass aber das formale Element der logischen Kohärenz, das autoritative Element und das organisatorische Element in diesem Prozess eine sehr wichtige Funktion haben“ (Gef 1389). So spielt das Moment, einer Gruppe oder einem sozialen Zusammenhang anzugehören, bei der individuellen Entwicklung oder Wahl einer Weltauffassung oft eine größere Rolle als besonders ausgefeilte Argumentationen: „Das wichtigste Element hat unzweifelhaft nicht-rationalen Charakter, ist Glaube. Aber an wen und an was? Besonders an die gesellschaftliche Gruppe, der er angehört, insofern sie in allen Einzelheiten so denkt wie er [...] Einmal blitzartig überzeugt worden zu sein ist der bleibende Grund, bei der Überzeugung zu bleiben, auch wenn man sie nicht mehr argumentativ zu vertreten vermag.“ (Gef 1389)

Man kann gewissermaßen sagen, dass die gesellschaftliche Bedeutung einer organischen Weltauffassung die ist, eine Orchestrierung und funktionierende Verkehrsform in der seriel- len Zerstreuung der Individuen hervorzubringen, es ist die zerstreute Form einer gemeinsamen Denk- und Handlungsweise, auf der sich die organisierte Form eines Kollektivwillens gründen kann, ob als nationale Mobilisierung für einen Krieg beispielsweise oder als oppositionelle, das bestehende Gemeinwesen überwinden wollende gesellschaftliche Kraft. Eine Weltauffassung ist immer auch im widersprüchlichen Alltagsverstand enthalten, die Kategorie beschreibt aber eine

systematischere Seite, ihre Existenzform ist die teilweise Durchbildung des Alltagsverstands zu einem Zusammenhang praktischer, ethischer und bewusster Elemente. Dieses gesellschaftliche Feld der Hegemoniebildung und Verbreitung von Weltauffassungen ist für Gramsci vor allem der Ort, an dem er sich das Problem der Sprache vorlegt.

5.2.9 Sprache

Ein inhaltlicher Sprachbegriff

Die Ausarbeitung der Bestimmungen der Sprache als Orientierungs-, Koordinations-, Denkmittel in den vorangegangenen Kapiteln geht weit über das hinaus, was Gramsci über die genauere Funktionsweise von Sprache zu sagen weiß. Aus seinen Analysen lässt sich jedoch eine Makroperspektive gewinnen, die ihren Ausgangspunkt bei der integralen Stellung von Sprachen in der Gesellschaft nimmt, das heißt von vornherein, ähnlich Wittgenstein, von einem intimen Zusammenhang zwischen Sprache und Denk- und Lebensweise ausgeht, ohne dabei der Frage genauer nachzugehen, in welcher Weise Sprache in diesen Zusammenhang als ermöglichendes Mittel eingeht. Sprache erhält für ihn ihre Bedeutung unmittelbar aus der gesellschaftlichen Stellung des Denkens: „Sprache, Sprachen, Alltagsverstand. Unterstellt man die Philosophie als Weltauffassung und das philosophische Wirken nicht mehr [nur] als ‚individuelle‘ Ausarbeitung systematisch kohärenter Begriffe, sondern darüber hinaus und besonders als kulturellen Kampf zur Umformung der Volks-, ‚Mentalität‘ und zur Verbreitung der philosophischen Erneuerungen, die sich in dem Maße als ‚geschichtlich wahr‘ erweisen werden, in welchem sie konkret, also geschichtlich und gesellschaftlich universell werden, dann muss die Frage der Sprache und der Sprachen ‚technisch‘ an vorderste Stelle gerückt werden.“ (Gef 1334) Dem lässt sich bereits zweierlei entnehmen: dass Gramsci Sprache nicht rein formell, sondern inhaltlich bestimmt sowie dass er ihre Beziehung zu gesellschaftlichen Kollektiven in den Vordergrund stellt. Inhaltlich ist sie nicht nur insofern bestimmt, als er von *ausgearbeiteten* Begriffen, einem „Ensemble von bestimmten Bezeichnungen und Begriffen [...] und nicht etwa nur von grammatikalisch inhaltsleeren Wörtern“ (Gef 1375) spricht, sondern auch in dem Sinne, dass Sprache als Substrat von Denken und Mentalität aufgefasst wird, als historisch konkrete Sprache, die aus bestimmten Begriffen, Urteilen, Denkweisen *besteht*, die mit einer bestimmten Kultur verschränkt sind. Kollektiv ist Sprache nicht bloß in der Weise, dass sich alle an dieselben Regeln halten – Gramscis erweiterter Grammatikbegriff weist Ähnlichkeiten zu dem Wittgensteins auf, auch wenn er dessen sprachanalytische Tiefe nicht erreicht –, sondern in der Weise, dass ihre geschichtliche Bedeutung in ihrer Wirksamkeit, d.h. in der Verbreitung oder Kollektivierung einer Denk- und folglich Lebensweise besteht. Eine Sprache repräsentiert und trägt eine gemeinsame Kultur.

Gleichzeitig darf der Kollektivcharakter und die Homogenisierungswirkung, die Gramsci als

5.2 Einbindung der Sprache in gesellschaftsanalytische Kategorien bei Gramsci

politisches Mittel interessiert, nicht darüber hinwegtäuschen, dass Sprache ihrem Wesen nach gerade nicht das einheitliche Gebilde ist, das die klassische Linguistik und normative Grammatik interessiert und konstruiert. „Man kann wohl sagen, dass ‚Sprache‘ wesentlich ein Sammelname ist, der eine weder in der Zeit noch im Raum ‚einheitliche‘ Sache voraussetzt.“ (Gef 1334) Vor allem ist ein Konstrukt wie eine Nationalsprache, das durchaus entgegengesetzte Lebens- und Denkweisen zusammenfasst, trotz aller Homogenisierungseffekte zugleich eine äußerliche Zusammenfassung: „Sprache bedeutet auch Kultur und Philosophie (sei es auch auf der Ebene des Alltagsverstands), und darum ist das Faktum ‚Sprache‘ in Wirklichkeit eine Vielzahl mehr oder weniger kohärenter und koordinierter Fakten: überspitzt kann man sagen, dass jedes sprechende Wesen eine eigene persönliche Sprache hat, das heißt eine eigene Denk- und Fühlweise. Auf ihren verschiedenen Ebenen vereint die Kultur eine größere oder geringere Menge von Individuen in zahlreichen Schichten mit mehr oder weniger expressivem Kontakt, die sich untereinander in unterschiedlichem Grad versteht usw. Es sind diese geschichtlich-gesellschaftlichen Unterschiede und Unterscheidungen, die sich in der Alltagssprache widerspiegeln“ (Gef 1334f). Zunächst einmal nur auf der deskriptiven Ebene stellt sich das Problem, dass man bei ziemlich entleerten (von Gedankeninhalten abstrahierten) Bestimmungen herauskommt, wenn man die Einheit einer Sprache formell erfassen möchte. Lässt man sich dagegen auf eine weniger formelle Bestimmung ein, wie Gramsci hier vorgeht, also Sprache über Kultur und Denkweise definiert, ergibt sich das Bild von sich auf unterschiedlichen Ebenen überlappenden und ineinander übergehenden Teileinheiten ohne klare Grenzen. Deren vages Kriterium ist eine mehr oder weniger vergleichbare Denk- und Lebensweise, ihre Uneinheitlichkeit nimmt in der Praxis die Form gegenseitiger Verständnisschwierigkeiten und Reibungen im Verkehr miteinander an.

Bis zu diesem Punkt bestehen zahlreiche Übereinstimmungen von Gramscis Sprachauffassung mit der Wittgensteins: Verschränkung von Sprache und Kultur, Verinhaltlichung des Grammatik- und Sprachbegriffs, Sprache als zerstreuter Gegenstand. Allerdings eröffnet Gramsci mit dieser Zerstreuung auch eine soziologische Dimension, ein Einlassen auf eine gesellschaftliche Zusammensetzung, die sich bei Wittgenstein nicht findet. Vollends als Gegensatz erscheinen beide Ansätze, wenn man hinzunimmt, worauf beide mit ihren Überlegungen zielen: Für Gramsci hat diese Zersplitterung der Sprache nämlich im Gegensatz zu Wittgenstein, der auf der Ebene des Beschreibens und Verstehens sprachlich bedingten Missverstehens stehen bleibt, eine politische Dimension und Relevanz, insofern sich ihre Vereinheitlichung als Hegemonie-Problem stellt: „Hieraus folgt die Bedeutung, die das ‚kulturelle Moment‘ auch für die praktische (kollektive) Tätigkeit hat: jeder geschichtliche Akt kann nur vom ‚Kollektivmenschen‘ vollzogen werden, setzt also die Erreichung einer ‚kulturell-gesellschaftlichen‘ Einheit voraus, durch die eine Vielzahl auseinanderstrebender Willen mit heterogenen Zielen für ein und dasselbe Ziel zusammengeschweißt werden, auf der Basis einer (gleichen) und gemeinsamen Weltauffass-

sung (einer allgemeinen oder besonderen, transitorisch – auf emotionalem Wege – wirkenden oder permanenten, deren intellektuelle Basis so verwurzelt, assimiliert, gelebt ist, dass sie zur Leidenschaft werden kann). Da es so geschieht, scheint die Bedeutung der allgemeinen Sprachfrage auf, das heißt des kollektiven Erreichens ein und desselben kulturellen ‚Klimas‘.“ (Gef 1335)

In dem Verweis auf unterschiedene Schichten mit nur beschränktem Kontakt untereinander und unterschiedlichen Stellungen in und zu der Gesellschaft, woran sich die innere Heterogenität einer übergreifenden (National-)Sprache festmacht, ist der Übergang zu einem weniger äußerlich bestimmten Sprachbegriff enthalten, demzufolge „jede Sprache [...] eine integrale Weltauffassung“ (669) ist, so dass „man sagen kann, dass jede gesellschaftliche Gruppe ihre ‚Sprache‘ hat“ (Gef 753). Insofern aber auch eine Nationalsprache keine rein formelle staatlich-territoriale Zusammenfassung sich bloß äußerlicher, isolierter Gruppensprachen darstellt (was es auch gibt in der staatlichen Zusammenfassung unterschiedlicher Sprachgemeinschaften), sondern (neben stärker ideologischen Zwecken) gerade einen binnenstaatlich gemeinsamen Verkehr ermöglichen oder verflüssigen soll, bleiben sich auch beide Sprachbegriffe nicht unvermittelt gegenüber – im folgenden Zitat ist ihre Vermittlung ausgedrückt am Verhältnis der Sprache politisch homogener Gruppen zur Nationalsprache: „Tatsächlich schafft jede politische Strömung ihre eigene Sprache, das heißt, sie nimmt an der allgemeinen Entwicklung einer bestimmten Nationalsprache teil, indem sie neue Termini einführt, bereits gebräuchliche Termini mit neuem Inhalt anreichert, Metaphern schafft, sich historischer Namen bedient, um das Verständnis und die Beurteilung bestimmter aktueller politischer Gegebenheiten zu erleichtern usw. usw.“ (Gef 2174)

Diese Diskussion um die Bestimmung des Sprachbegriffs sollte nicht als Dekonstruktion missverstanden werden. Zu dem Changieren zwischen verschiedenen Definitionen kommt es, weil der wirkliche Gegenstand, der damit erfasst werden soll, verschiedene strukturelle Schichten aufweist, die nicht einheitlich auf die gesellschaftliche Schichtung der (diversen) Sprachen projiziert werden können. Daher ist die Lösung der Linguistik im Gegenteil eine künstliche Abstraktion, nämlich die Trennung der Sprache von ihren historisch konkreten Denkinhalten, ohne die der Zusammenhang mit dem konkreten Leben prinzipiell gar nicht mehr erfasst werden kann. Aber umgekehrt würde die Abstraktion, nur vom gedanklichen und kulturellen Gehalt auszugehen, nicht mehr verstehen lassen, was den inneren Zusammenhang einer Nationalsprache ausmacht, also starke Überscheidungen in Grammatik und Wortbestand, die heterogene Denk- und Kulturwelten zusammenfassen, so dass eine basale sprachliche Verständigung immer gewährleistet ist. Der staatliche oder nationalistische Zweck der Schaffung einer *Nationalsprache* beinhaltet immer das Ziel, eine kulturelle Einheit zu schaffen, was zugleich immer auf die Schranken sozialer und politischer Differenzierung trifft. Dennoch ist auch eine reale

5.2 Einbindung der Sprache in gesellschaftsanalytische Kategorien bei Gramsci

Homogenisierung darin enthalten, die über Grammatik und Wortbestand hinausgeht und eine Reihe von Kulturtechniken betrifft, die durch die Produktionsweise vereinheitlichte Verkehrsformen mit sich bringen. Nicht nur staatliche Standardisierungspolitiken und Verrechtlichung, sondern zum Beispiel auch die Verallgemeinerung von Geld als ökonomisches Grundmittel erlauben eine Vereinheitlichung der Sprache, weil diese Orientierungsgegenstände in der gesamten Gesellschaft dieselben sind. Somit entspricht die politische Durchsetzung einer Nationalsprache auch dem Bedürfnis einer kapitalistischen Volkswirtschaft, bei allgemein verflüssigten Beziehungen in der Zirkulationssphäre und insbesondere flexibilisierten Arbeitsbeziehungen, nicht an Sprachbarrieren Reibungsverluste zu erleiden. Ist eine Standardsprache zumindest auf nationaler Ebene durchgesetzt, wird sie auch zum allgemeinen Bezugspunkt für besondere Sprachen: als Fundus und Basis, als Gegenstand der Abgrenzung und Einwirkung.

Den Unterschied des nationalen und des enger inhaltlichen Sprachbegriffs kann man sich damit veranschaulichen, was es heißt, eine *andere* Sprache zu erlernen. Als deutschsprachige Person die Nationalsprache Französisch zu lernen bedeutet in erster Linie, sich die Redeweisen, Ausdrücke und Formulierungen anzueignen, mit denen sehr wohl bekannte Abläufe des täglichen Verkehrs in Frankreich erledigt werden. Auch wenn an bestimmten Punkten kulturelle Unterschiede auffallen werden, sind doch auf einer basalen Ebene die Lebensweisen völlig vergleichbar. Man hat es in diesem Sinne nicht mit der Aneignung neuer Kulturtechniken oder Verkehrsformen und Lebensweisen zu tun, sondern mit der Aneignung anderer Ausdrücke, die auf derselben Logik basieren. Die Aneignung eines neuen Gegenstandsbereichs oder einer neuen Lebensweise oder Kultur dagegen verlangt, sich ein neues Orientierungsnetz in der Sprache aufzubauen. Dadurch kann es schwieriger sein, die Sprache einer anderen Gruppe mit anderer Lebenswirklichkeit und Weltauffassung innerhalb derselben Gesellschaft mit derselben Nationalsprache zu durchdringen, zumal wenn die (subjektiven) Lebensverhältnisse fremd und undurchsichtig sind, in denen diese Orientierung Sinn ergibt, als sich mit Menschen mit ähnlicher Lebenslage oder Weltauffassung, aber anderer Nationalsprache zu verständigen.

Dabei ist noch auf einen wichtigen Unterschied hinzuweisen, der die Hegemoniefrage berührt. Insofern Unterschiede in Kultur und Lebensweise bloße Unterschiede sind, also ein schlichtes Nebeneinander erlauben, stellt sich auch die Teilhabe der jeweiligen Sprachen an einer geteilten gemeinsamen Sprache nur als gegeneinander gleichgültige Besonderung oder Ausdifferenzierung dar – selbst wenn dieselben Wörter in den verschiedenen Kontexten unterschiedlich besetzt sind, ist der darin enthaltene Gegensatz nur ein scheinbarer, der sich durch Kontextualisierung löst. Sobald Unterschiede aber als reale inhaltliche Gegensätze bestimmt sind, stellt sich dies in der gemeinsamen Sprache, jedenfalls dort, wo sich gegenseitig ausschließende Weltauffassungen in notwendigen Kontakt miteinander treten, als Widerspruch dar, der die politische Bewegungsform einer Auseinandersetzung um Hegemonie annimmt.

An der Sprache muss sich dies nicht nur an der Verbreitung verschiedener Sprachen, sondern an der Verschiedenheit bzw. Gegensätzlichkeit ihres Inhalts manifestieren. Das heißt in einem Gegensatz von Begriffen, Urteilen und Schlüssen, der einen praktischen Gegensatz der Orientierung bedeutet, Orientierungen, die sich auf denselben Gegenstand gegensätzlich beziehen. Ein Mangel an Gramscis Sprachtheorie ist allerdings, dass er ihren Inhalt, über den er sie bestimmt, nur in Form des Anderen der Sprache, nicht in dieser ihrer eigenen Form erfassen kann. Das heißt, er fasst ihren Inhalt als Weltauffassung und Kultur, ihm fehlen aber die begrifflichen Mittel, die diese Inhalte verarbeitenden Sprachstrukturen zu beschreiben. Hier kommt er über semantische Begriffe nicht hinaus. Als Lösungsansatz für dieses Problem hat sich in den vergangenen Jahrzehnten der Begriff Diskurs durchgesetzt – in späteren Teilen dieser Arbeit wird im Rahmen einer materialistischen Diskurstheorie diese Seite einer materialistischen Gesellschaftstheorie der Sprache beleuchtet werden. An dieser Stelle soll jedoch betont werden, dass die Änderung der Blickrichtung vom Orientierungsgegenstand auf das Orientierungsmittel die begrifflichen Abgrenzungsprobleme in Bezug auf ersteren nicht löst. Vielmehr findet sich, dass man mit denselben Phänomenen des Changierens zwischen Homogenität und Heterogenität konfrontiert ist, die bei Gramsci als Eigenschaft der zu begreifenden Sache selbst hervortreten. Daher kann es nicht als Schwäche der Begriffswerkzeuge ‚Diskurs‘ oder ‚Sprache‘ oder ‚Kultur‘ gewertet werden, wenn sie die Flexibilität erhalten, einmal im engeren Sinne und dann wieder in einem umfassenderen Sinne gebraucht werden zu können, solange jedes Mal der Bezugsrahmen aus dem Gebrauch hervorgeht. Darüber hinaus soll festgehalten werden, dass die Orientierungsmittel gar nicht verstanden werden können, wenn sie abstrahiert von ihrem Gegenstand betrachtet werden, was für den Diskursbegriff die Frage aufwirft bzw. aufgeworfen hat, ob die ‚zugehörige‘ Praxis als Moment in den Begriff selbst integriert werden soll oder sein Umfang auf die Sprachform begrenzt werden soll. Die erste Lösung bringt die Gefahr mit sich, die Eigentümlichkeit und partielle Selbständigkeit des Zeichenmittels nicht mehr erfassen zu können, die zweite Lösung die Gefahr, den organischen Bezug auf das Andere der Sprache aus den Augen zu verlieren. Im Sinne der zweiten Lösung bietet sich an, mit Gramscis inhaltlichem Sprachbegriff als Rahmen für einen sprachfixierten Diskursbegriff weiterzuarbeiten.

Sprachgeschichte

Mit diesem denk-, ideologie- und kulturbezogenen inhaltlichen Sprachbegriff geht auch ein eigentümlicher Blick auf die Sprachgeschichte einher, in dem äußerliche Eigenschaften des Sprachmaterials hinter ihren Orientierungsgehalten zurücktreten. „Wenn eine neue Weltauffassung auf eine vorhergehende folgt, so wird für gewöhnlich die vorhergehende Sprache weitergebraucht, doch sie wird eben metaphorisch gebraucht. Die gesamte Sprache ist ein fortwährender Metaphorisierungsprozess, und die Geschichte der Semantik ist ein Aspekt der Kulturgeschich-

5.2 Einbindung der Sprache in gesellschaftsanalytische Kategorien bei Gramsci

te: die Sprache ist in einem etwas Lebendiges und ein Museum von Fossilien des vergangenen Lebens und der vergangenen Zivilisationen.“ (Gef 1431) Identität und Nichtidentität der Sprache entsprechen hier materialer Kontinuität und inhaltlicher Diskontinuität. Das alte Sprachmaterial wird weiterverwendet, aber die Änderung von Lebensweise und Kultur, die eine Änderung von Orientierungsgegenstand und Orientierung mit sich bringen, führen zu einer Umarbeitung der Urteils- und Schlussbezüge des Sprachmaterials.

Nachdem Gramsci die Identität von Kultur und Sprache zum Ausgangspunkt genommen hat, tritt an Übergangsphänomenen ihre Differenz hervor. Beide können im Geschichtsprozess auseinanderzutreten, einerseits in der Form der nachholenden Anpassung der Sprache an geänderte Lebensbedingungen und -umstände, das heißt der Übersetzung der (Anforderungen der) Wirklichkeit ins Denken, andererseits in der umgekehrten Form, in der eine Idee zur gestaltenden Kraft wird. Beide Fälle des Auseinandertretens von Kultur und Sprache beschreiben ihre Nichtübereinstimmung in der Bewegung, sie in Übereinstimmung zu bringen. Dabei interessiert sich Gramsci als politisches Moment nicht für die abgetrennte Erschaffung oder Entstehung einer neuen Denkweise per se, für ihre von der gesellschaftlichen Wirksamkeit abstrahierte Logik (was auch eine Form der Verselbständigung der Sprache darstellt), sondern für „den Punkt des ‚logischen‘ Übergangs jeder Weltauffassung zu der Moral, die ihr entspricht, jeder ‚Anschauung‘ zur ‚Handlung‘, jeder Philosophie zur politischen Handlung, die von ihr abhängt. Es ist dies also der Punkt, wo die Weltauffassung, die Anschauung, die Philosophie ‚wirklich‘ werden, weil sie bestrebt sind, die Welt zu verändern, die Praxis umzuwälzen.“ (Gef 1278f)

Die Frage der historischen Veränderung der Sprache ist bei Gramsci eingebettet in seine allgemeinere Auffassung geschichtlicher Erneuerung, die er, wenn auch in distanzierenden Anführungszeichen, in patriarchalen Zeugungsmetaphern formuliert: „Die Literatur erzeugt keine Literatur usw., das heißt, die Ideologien schaffen keine Ideologien, die Superstrukturen erzeugen keine Superstrukturen, außer als Erbe von Trägheit und Passivität: sie werden erzeugt, nicht durch ‚Jungfernzeugung‘, sondern durch den Eingriff des ‚männlichen‘ Elements – die Geschichte – die revolutionäre Aktivität, die den ‚neuen Menschen‘ schafft, das heißt neue gesellschaftliche Verhältnisse.“ (Gef 756) Gramsci greift hier die marxische Kritik idealistischer Auffassungen der Geistesgeschichte auf, die die Fortentwicklung des Denkens oder des Geistes als immanente Antwort und Reaktion auf *deren* bis zu diesem Punkt vorangeschrittenen Inhalt darstellen und behandeln, statt den Grund dieser Fortentwicklung letztlich in den (fortentwickelten) *materiellen* Lebensbedingungen zu suchen, die überhaupt, wenn auch vermittelt, den Stoff bedeuten, an dem sich der menschliche Geist abarbeitet. Zugleich betont Gramsci aber, dass diese Erneuerung des Geistes – bzw. in materialistischen Begriffen ausgedrückt der Superstrukturen – keinen bloßen Widerschein der Struktur darstellt, sondern genuine Erneuerung einer wenn auch abhängigen, so doch eigenen Sphäre ist und in diesem Sinne als ein schöpferischer, aktiver Prozess funktioniert.

„Auch in der Sprache gibt es keine Jungfernezeugung, also dass die Sprache eine andere Sprache erzeugt“ (Gef 761). Wo Gramsci explizit Veränderungen der Sprache diskutiert, bleibt er derart abstrakt. Die Rückbindung an seine zahlreichen konkreten Analysen kultureller Erscheinungen und Initiativen erfolgt über die darin enthaltenen Elemente von Weltauffassung und Denken, die nach seinem inhaltlichen Begriff der Sprache gerade in dieser aufgehoben und mit ihr verbreitet werden. Die Entwicklung und Verbreitung von Gedanken und einer Denkweise hat die Form der Entwicklung und Verbreitung einer Sprache und von Sprechweisen. Nur hat Gramsci wenig Konkretes über diese Form zu sagen. Das gilt auch für Unterschiede in den Veränderungsweisen von Sprachen. Dabei unterscheidet Gramsci grob zwischen „Interferenz verschiedener Kulturen“, bei der die Veränderung „durch eine ganze Masse von sprachlichen Elementen“ stattfindet, und „molekulare[r] Beeinflussung“ (Gef 761), bei der die Veränderung einzelne Elemente oder Bereiche der Sprache betrifft. Beides „kann im Schoße ein und derselben Nation, zwischen verschiedenen Schichten usw., stattfinden; eine neue Klasse, die führend wird, erneuert als ‚Masse‘; der Jargon der Berufe usw., das heißt der besonderen Gesellschaften, erneuert molekular.“ (Gef 761) Diese Beobachtungen sind weit entfernt von einer Sprach(entwicklungs)theorie. Was sich Gramscis Ansatz, Sprache zu fassen, aber entnehmen lässt, ist eine holistische Perspektive auf Sprache. Seine Bestimmungen verweisen die Theoretisierung der Sprache, weil nicht ohne Entleerung ihrer Substanz von ihrem Inhalt abstrahiert werden kann, auf einen komplexen Zusammenhang mit soziologisch-kulturellen Bestimmungen der Lebensweise und politisch-ökonomischen Bestimmungen des geschichtlichen Blocks.

Nimmt man derart den lebenspraktisch-gesellschaftlichen Gehalt der Sprache in ihren Begriff auf, ergibt sich in Form der *Übersetzung* eine weitere Form von außen induzierter sprachlicher Transformation, in der zwar Gehalte, aber nicht das ursprüngliche Sprachmaterial übertragen werden. Weil der Gehalt immer mit einer Lebenspraxis verbunden ist, lässt sich dieser Gehalt in ein anderes Sprachmaterial, beispielsweise in eine andere Nationalsprache übersetzen, wenn die entsprechende Praxis zu den Lebensbedingungen derjenigen passt, bei denen diese Sprache in Gebrauch ist. Die organische Verbindung von Sprache und Lebensweise hat aber nicht nur in die eine Richtung Folgen für den Begriff der Übersetzung: So ist nicht nur die Übersetzung von einer Sprache in eine andere durch Äquivalenzen in den Kulturen bedingt, so dass „unter dem praktischen Gesichtspunkt der Förderung der Kultur“ die Art von Übersetzer verlangt ist, „der eine kulturelle Welt in die Sprache einer anderen kulturellen Welt zu übersetzen versteht, weil er die Ähnlichkeiten auch da zu finden weiß, wo sie nicht da zu sein scheinen, und die Unterschiede auch da zu finden weiß, wo es nur Ähnlichkeiten zu geben scheint“ (Gef 916). Sondern der Begriff der Übersetzung überträgt sich umgekehrt auch auf den Bereich der Kultur selbst. Gramsci führt das zu der Formulierung, „dass zwei grundsätzlich gleiche Strukturen ‚äquivalente‘ und ineinander übersetzbare Superstrukturen haben, welches auch immer die be-

5.2 Einbindung der Sprache in gesellschaftsanalytische Kategorien bei Gramsci

sondere nationale Sprache sei.“ (Gef 1462) Wenn Kultur und Weltauffassung Lösungen für den Umgang mit bestimmten Lebensbedingungen darstellen, lassen sich diese übertragen, solange die jeweiligen Lebensbedingungen und ihre Probleme vergleichbar sind.

Da die Lebensbedingungen wesentlich eine Frage der ökonomischen Struktur sind, aber die ökonomische Struktur allein die Kultur nicht hervorbringt, sondern nur in der Weise bedingt, dass dadurch Reproduktionsformen gesellschaftlicher Gruppen gesetzt sind, ergibt sich daraus ein doppeltes Bild der Sprachgeschichte. Sie hat einerseits die passive Seite der inhaltlichen Abhängigkeit der Orientierung von ihrem vorausgesetzten Orientierungsgegenstand. Andererseits ist sie aktiver Bestandteil der Entstehung und Verbreitung neuer Kulturen, integraler Teil der Schaffung eines neuen Orientierungsgegenstands. „Die Sprache wandelt sich mit der Wandlung der gesamten Zivilisation, durch das Auftauchen neuer Klassen in der Kultur, durch die von einer Nationalsprache über andere ausgeübte Hegemonie usw., und übernimmt eben metaphorisch Wörter der vorangegangenen Zivilisationen und Kulturen. [...] Die neue ‚metaphorische‘ Bedeutung breitet sich aus im Zuge der Ausbreitung der neuen Kultur, die im übrigen funkelneue Wörter schafft oder die von anderen Sprachen mit einer bestimmten Bedeutung entlehnt, das heißt ohne den extensiven Bedeutungshof, den sie in der ursprünglichen Sprache hatten.“ (Gef 1422) Damit ist die Entstehung des sprachlich Neuen aber vorerst nur von der Sprache auf ihren kollektiven Träger verschoben worden.

Diese Träger denkt Gramsci als aktive Schöpfer ihrer Kultur, und das schließt wirkliche Neuerungen ein, die sich nur als Kollektivphänomene durchsetzen, aber von der individuellen Ebene ihren Ausgang nehmen. Dieser Ausgangspunkt ist zugleich ein historisch-gesellschaftlicher im Sinne der gewordenen Beziehungen und Bedingungen, die die Stellung und Situation jedes Individuums ausmachen. So hat das Handlungsfeld der Einzelnen zunächst allgemeineren Charakter, wie Gramsci an dem Spannungsfeld von Dorfkultur und in der Schule vermitteltem modern-bürgerlichen Wissenschaftsverständnis beschreibt, mit dem die vom Staat zur Erziehung bestimmten Kinder konfrontiert werden: „das Bewusstsein des Kindes ist nichts ‚Individuelles‘ (und schon gar nichts Einzigartiges), es ist die Widerspiegelung des Ausschnitts der Zivilgesellschaft, an dem das Kind teilhat, der gesellschaftlichen Verhältnisse, wie sie sich in der Familie, in der Nachbarschaft, im Dorf usw. knüpfen. Das individuelle Bewusstsein der überwältigenden Mehrheit der Kinder widerspiegelt zivile und kulturelle Verhältnisse, die abweichen von und im Widerspruch stehen zu denen, die von den Lehrplänen vertreten werden“ (Gef 1523). Hier hat man den Fall einer ‚natürlichen‘ Reproduktion des gesellschaftlichen Lebensumfelds und einer nachträglichen Umformung des Denkens gemäß einer anderen Kultur, die in Gestalt von Erziehungsinstitution und Lehrern auftritt. Die Kinder sind keine „mechanischen Behälter“ mit abstrakten Kenntnissen“ (Gef 1523), sondern bewegen sich mit ihren Kenntnissen in einem bestimmten Lebensumfeld, zu dem sie eine aktive Beziehung haben und das ihnen ihre prak-

tischen Probleme aufwirft. Diese gesellschaftlichen Verhältnisse, Reproduktionsformen sowie Schranken und Probleme stellen den Rahmen und Ausgangspunkt der praktischen und geistigen Aktivitäten und somit reproduzierter und neuer Denk- und Lebensweisen dar. „Die Menschheit, die sich in jeder Individualität widerspiegelt, setzt sich aus unterschiedlichen Elementen zusammen: 1. dem Individuum; 2. den anderen Menschen; 3. der Natur. [...] Das Individuum tritt nicht durch Aneinanderreihung in Verhältnisse mit anderen Menschen ein, sondern organisch, also indem es eine Teilnahme an Organismen eingeht, von ganz einfachen bis zu sehr komplexen“ (Gef 1347f), Staaten, Unternehmen, Vereinen, Parteien, Familien etc. „Ebenso tritt der Mensch nicht einfach aufgrund der Tatsache, dass er selbst Natur ist, ins Verhältnis zur Natur, sondern tätig, mittels der Arbeit und der Technik.“ (Gef 1348) Beides macht in seinen konkreten gesellschaftlichen Formen einen Vermittlungszusammenhang für jedes Individuum aus, das zunächst mit seinem Bewusstsein selbst vermittelnd dazwischensteht: „Diese Verhältnisse [...] sind tätig und bewusst, das heißt, sie entsprechen einem größeren oder geringeren Grad des Verständnisses, das der Einzelmensch von ihnen hat.“ (Gef 1348) Daran ist zunächst als Kern der Philosophie der Praxis festzuhalten, dass „all diese Verhältnisse tätig und in Bewegung sind, wobei ganz deutlich festgestellt wird, dass der Sitz dieser Tätigkeit das Bewusstsein des Einzelmenschen ist, der erkennt, will, bewundert, schafft“ (Gef 1349). Auch wenn die gesellschaftlichen Tätigkeits- und Verkehrsformen herrschaftlich sind, bedeutet doch die Tatsache, dass all die gesellschaftlichen Verhältnisse durch bewusstseinsvermittelte Tätigkeit geschaffen werden, die Möglichkeit ihrer bewussten Veränderung. „In diesem Sinne ist und kann der wirkliche Philosoph nichts anderes sein als der Politiker, das heißt der tätige Mensch, der die Umwelt verändert, wobei unter Umwelt das Ensemble der Verhältnisse zu verstehen ist, die jeder einzelne eingeht. Sich eine Persönlichkeit bilden heißt dann, wenn die eigene Individualität das Ensemble dieser Verhältnisse ist, ein Bewusstsein dieser Verhältnisse gewinnen, die eigenen Persönlichkeit verändern heißt das Ensemble dieser Verhältnisse verändern.“ (Gef 1348) Dass gesellschaftliche Veränderungen im kollektiven Maßstab vor sich gehen, dass also die Veränderung einer Kultur oder gar Produktionsweise die Schaffung eines geistigen Klimas oder Kollektivwillens einschließt, ist hier nicht vergessen, sondern deren Bedingungen auf die Molekularebene zurückverfolgt. „Man wird sagen, es sei recht wenig, was das einzelne Individuum seinen Kräften gemäß zu ändern vermag. Was nur bis zu einem gewissen Punkt stimmt. Denn der einzelne kann sich mit all denen zusammenschließen, die dieselbe Veränderung wollen, und wenn diese Veränderung vernünftig ist, kann der einzelne sich in einem imponierenden Ausmaß vervielfachen und eine Veränderung erzielen, die viel radikaler ist, als es auf den ersten Blick möglich erscheint. Gesellschaften, denen ein einzelner angehören kann: sie sind sehr zahlreich, zahlreicher, als es zunächst scheint. Durch diese ‚Gesellschaften‘ hat der einzelne teil am Menschengeschlecht.“ (Gef 1348f)

Um sich durchzusetzen, muss eine Sprache dies leisten, individuelle Orientierung in den ma-

teriellen und gesellschaftlichen Anforderungen sowie als Teil dieser Orientierung Koordination in den Verkehrsformen zu gewährleisten. Das praktische Leben der Sprache besteht dann in der tagtäglichen Orientierungsbewegung der Individuen und Gruppen, die mit ihren historischen Lebensbedingungen konfrontiert sind. Das individuelle Bewusstsein – das bestimmte Denken und Handeln – ist der praktische Durchgangspunkt der Sprache. Zugleich ist Teil dieser Orientierung die Reproduktion der kollektiven Verkehrsformen und damit gesellschaftlichen Lebensbedingungen. Über die Reproduktion der gesellschaftlichen Formen hinaus steckt in der individuellen und kollektiven Orientierung zugleich eine transformatorische Potenz, deren Ausgangspunkt Gramsci in der Erkenntnis der gesellschaftlichen Beziehungen sieht, in denen die Individuen stehen.

5.2.10 Ambivalenzen in Gramscis politischer Transformationsvorstellung

In der Bemühung, gegen den Ökonomismus die Superstrukturen als Handlungsfeld für eine progressive Umgestaltung der Wirklichkeit wiederzugewinnen, entstehen Gramsci Ambivalenzen in der Beurteilung der Eigenständigkeit dieses Handlungsfelds, weil er dessen strukturelle Durchdringung durch die ökonomischen Bedingungen nicht analysiert. Die erste Ambivalenz betrifft die Frage, worin eine progressive Umbildung der Sprache beziehungsweise Kultur besteht, die zweite betrifft die Grenzen dieser Umbildung.

Auch bei der Frage der Schaffung einer neuen Kultur schlägt bei Gramsci das Klassendenken durch in der Weise, dass er keine Notwendigkeit sieht, den politischen Inhalt der Philosophie der Praxis genauer zu bestimmen. Grund dafür ist die implizite Annahme, dass es sich um die der Arbeiterklasse *entsprechende* Weltauffassung handelt. Daher besteht auch seine Idee ihrer populären Verbreitung in der Verbreitung kritischen Nachdenkens, das er wiederum versteht als unabhängig Machen vom Denken anderer und *Kohärentmachen* und *Ausarbeiten* der eigenen Weltauffassung. Das heißt folglich, die eigene Weltauffassung ist in den eigenen Lebensverhältnissen schon enthalten, wird aber überlagert von fremden Denkeinflüssen, und der Weg zu ihrer Herausschälung führt über das *Erkennen* der gesellschaftlichen Beziehungen und der eigenen Stellung darin.

Was dabei der Philosophie der Praxis zufolge erkannt wird, ist auf allgemeinsten Ebene die Widersprüchlichkeit der bestehenden Gesellschaft, die von anderen Ideologien dagegen verschleiert wird. Der Widerspruch ist dabei als die strukturelle Reproduktion gegensätzlich aufeinander verwiesener Klassen verstanden. Die politische Perspektive ist daher eine Gesellschaft, in der diese Widersprüchlichkeit aufgehoben ist, das heißt eine klassenlose Gesellschaft, die Vereinigung des Menschengeschlechts durch Verselbständigung der Arbeiterklasse, die sich an sich in der gesellschaftlichen Reproduktion auf sich selbst stützen kann, weil sie nicht auf die Arbeit anderer angewiesen ist. Dies ist ein bestimmter politischer Inhalt, der für Gramsci aber

gewissermaßen natürlich zu der Stellung der Arbeiterklasse gehört, so dass als ideologisch-organisatorisches Problem in der Zivilgesellschaft lediglich bestehen bleibt, sich von fremdem Denken zu befreien und diesen bereits angelegten Inhalt in einer zusammenhängenden Weise herauszuarbeiten. Dabei ist auch die Arbeiterbewegung in ihrer Geschichte auf durchaus verschiedene politische Inhalte gekommen, nicht zu reden von kulturellen Inhalten, die beispielsweise die ganze Bandbreite zwischen autoritärsten und radikal antiautoritären Elementen abdecken. Die Ambivalenz besteht hier also darin, dass für Gramsci das kulturelle und gedankliche Element durchaus aktiv geschaffen wird und eine relative Selbständigkeit gegenüber der ökonomischen Basis gewinnt, dass er diese Selbständigkeit zugleich aber nicht so ernst nimmt, politische Inhalte von Klassenpositionen zu trennen.

Dies leitet zur zweiten Ambivalenz über: Gramsci klassifiziert Ideologie und Kultur zwar als Superstrukturen, erweckt aber stellenweise den Eindruck, die Zivilgesellschaft wäre eine Sphäre, in der diese Elemente eigenständig entwickelt werden könnten, indem sie von Fremdbestimmung frei gemacht werden. Genauer gelingt es ihm nicht, das ökonomische Element als die gesamten gesellschaftlichen Beziehungen Bedingendes in die Superstrukturen hinein zurückzuverfolgen. Damit ist nicht nur die Integration der Kulturproduktion in den kapitalistischen Verwertungszusammenhang gemeint, sondern vorgelagert schon die Tatsache, dass beispielsweise die Lohnarbeitsform die möglichst reduzierte ‚Freizeit‘ mit der Aufgabe der Reproduktion der Arbeitskraft beschlägt und in dieser Weise als Beschränkung tief in die Gestaltung der Lebensweise hineinreicht. Damit lässt sich kulturell unterschiedlich umgehen, wobei die mit Lohnarbeit gegebene ökonomische Vereinzelung kollektive Organisationsformen jenseits der Kleinfamilie erschwert. Doch aufheben lässt sich diese Bedingung gerade nicht kulturell, sondern allein auf Ebene der Produktionsweise.

Insofern Gramsci Kultur aber auch als Boden der Schaffung eines Kollektivwillens begreift, die einer gemeinsamen Weltauffassung entspringt, holt er damit eine organisatorische Bedingung der Änderung der Produktionsweise zumindest formell wieder ein, erspart sich jedoch, die inhaltliche Seite aufzugreifen, die in der kategoriellen Kritik der politischen Ökonomie steckt. Seine Kritik an der kapitalistischen Gesellschaft richtet sich gegen die Herrschaft der bürgerlichen Klasse, die die Arbeit der Subalternen ausbeutet. Dabei fällt er hinter Marx' systematische Analyse zurück, die in der „Charaktermaske“ Kapitalist die funktionale Verkörperung des Kommandos über fremde Arbeit sieht, die dem Verwertungszweck folgt. Statt den materiellen Privatnutzen aus dieser Gleichung herausstreichen und Wertproduktion unter dem Kommando von Planungskommissionen simulieren zu wollen, zielt Marx auf die grundsätzliche Aufhebung des Wertprinzips, um es perspektivisch durch das Prinzip „jeder nach seinen Fähigkeiten, jedem nach seinen Bedürfnissen“ zu ersetzen. Gramsci entgeht dieser Unterschied, das heißt die Signifikanz einer kategorialen Ökonomiekritik. Dieser oberflächlichen Auseinandersetzung mit den

ökonomischen Formen der kapitalistischen Produktionsweise entspricht eine Ideologietheorie, die in gedanklicher Hegemonie im Wesentlichen Klassenherrschaft wiederentdeckt und deren gesellschaftliche Mittel analysiert, auf die strukturellen Ursprünge bürgerlicher Gedankenformen aber nicht eingeht.

5.2.11 Aufgaben und Lösungen

Es wurde bereits ausgeführt, dass Gramsci in der Bestimmung seines Ideologiebegriffs an die Bestimmung im Vorwort zur Kritik der politischen Ökonomie anknüpft. Dabei greift er den Gedanken auf, „dass die Menschen auf dem Terrain der Ideologien ein Bewusstsein von ihrer gesellschaftlichen Stellung und somit von ihren Aufgaben gewinnen“ (Gef 1325). An dieser Formulierung Gramscis ist einiges bemerkenswert.

Erstens verschiebt Gramsci in seiner Wendung die Begriffsbedeutung von Ideologie. Im Vorwort zur Kritik der politischen Ökonomie fasst Marx den gesamten Überbau in die Kategorie der Ideologie zusammen und stellt fest, dass sich die Menschen der Widersprüche, die sich zwischen Produktivkräften und Produktionsverhältnissen entwickeln, bzw. der „Umwälzung in den ökonomischen Produktionsbedingungen“ (MEW 13, 9) eben nicht in dieser Sphäre bewusst werden, sondern in den Überbaustrukturen, in denen diese Widersprüche bearbeitet werden. Der Ausdruck „ideologisch“ bezieht dabei zwar die geistige Verarbeitung mit ein, doch die von Marx an dieser Stelle getroffene Unterscheidung zwischen Produktionsverhältnissen und Ideologie ist gerade nicht die zwischen „materiell“ und „geistig“. Sonst wäre die Behauptung, Menschen würden sich der Umwälzung in den ideologischen Formen bewusst, nämlich tautologisch, weil Bewusstsein in diesem Gegensatz offensichtlich dem „Geist“ zuzuschlagen wäre, die Menschen sich also, um die Formulierung zuzuspitzen, im Bewusstsein bewusst würden. Vielmehr ist die ökonomische Seite „naturwissenschaftlich treu zu konstatieren“ (MEW 13, 9), hat also selbst eine geistige Verarbeitung, so wie der Überbau auch. Nur richtet sich das Augenmerk der Menschen bei diesen Umwälzungen eben nicht auf die materielle Grundlage, das ist der Inhalt der Aussage, sondern auf den abhängigen Überbau. In diesem Sinne ist hier von „ideologischen Formen“ die Rede, weil sich diese geistigen Verarbeitungsformen in der superstrukturellen Erscheinung herumtreiben und den Veränderungen und Widersprüchen nicht auf den ökonomisch-materiellen Grund gehen. Diese Behauptung ist plakativ und nur cum grano salis richtig, insofern man kaum sagen kann, dass die Widersprüche nicht auch in der ökonomischen Sphäre immer wieder zu Bewusstsein kommen, wenn auch häufig in fetischisierter Form. Umso mehr darf dieser Satz nicht als Allgemeinaussage verstanden werden, als Marx mit seiner Kritik der politischen Ökonomie die Analyse der Widersprüche gerade systematisch in die Sphäre der Ökonomie zurückführen möchte, sondern muss als einer verstanden werden, der den Fehler der üblichen Verarbeitungsweise benennt. Das heißt in Marx' Formulierung steckt der

Kern einer Theorie der Verschiebung des Problembewusstseins von der Ursache auf Wirkungen.

Gramscis Übergang ist ein anderer. Statt den Unterschied im Erklärungsgehalt zwischen Wissenschaft und den „ideologischen Formen“ auch in einem kritischen Begriff der Ideologie festzuhalten, subsumiert er jede gedankliche Verarbeitung selbst unter den Unterschied zwischen Basis und Überbau. Somit gehört auch die Kritik der politischen Ökonomie genauso wie andere „Ideologien“ dem Überbau an: „Die Philosophie der Praxis ist selbst eine Superstruktur“ (Gef 1325). Der kritische Unterschied zu anderen Ideologien kehrt bei ihm zwar in der Bestimmung wieder, dass die Philosophie der Praxis die Widersprüche aufdeckt und als Erkenntnis festhält, statt sie zu verschleiern. Dennoch tritt bei Gramsci die epistemische Frage nach der richtigen oder falschen Analyse zurück hinter die politische Frage der erfolgreichen Verbreitung einer Weltauffassung und Gewinnung von Hegemonie. Wenn Weltauffassung aber zurückgebunden ist an die Lösung von Lebensproblemen, lassen sich beide Seiten nicht gegeneinander ausspielen: Es stimmt zwar, dass eine richtige Analyse in der Tat noch keine historische Wirklichkeit hat und unter Umständen lediglich „polemische Bewegungen“ statt einer wirkmächtigen „organischen Ideologie“ hervorbringt. Doch ob eine Idee die Massen ergreift oder nicht, ist kein Kriterium dafür, ob ihre Analyse richtig oder falsch ist. Vielmehr ist eine richtige Analyse die notwendige Bedingung einer rationalen Problemlösung. Das heißt im Umkehrschluss, dass die Durchsetzung einer Weltauffassung, die die Gründe für die Lebensprobleme falsch verortet, eine mit Illusionen behaftete historische Wirklichkeit hervorbringt.

Dass für Gramsci das Problem der *Verbreitung* der Weltauffassung im Vordergrund steht, zeigt sich auch an der spezifischen Wendung, die er der Formulierung an dieser Stelle gibt: Er interessiert sich für Ideologie nicht unter ihrem inhaltlichen Aspekt, sondern als superstrukturelles Moment einer Gesellschaft, unter ihrem gewissermaßen geographischen Aspekt – er interessiert sich für das „Terrain der Ideologien“, „das Terrain, auf dem bestimmte gesellschaftliche Gruppen Bewusstsein von ihrem eigenen gesellschaftlichen Sein, ihrer eigenen Stärke, ihren eigenen Aufgaben, ihrem eigenen Werden erlangen.“ (Gef 1325). Es ist eine in Sprachräume entäußerte überindividuelle Landschaft der gedanklichen Verarbeitung der Wirklichkeit, die die Individuen genauso vorfinden wie diese Wirklichkeit selbst, Erkenntnis- und Orientierungsmittel, die sie sich zunächst aneignen müssen, um sich zurechtzufinden. Die Festigkeit dieser Landschaft stellt sich als das politische Problem ihrer Transformation, das durch rationale Kritik alleine nicht gelöst ist, solange sie auf versprenkelte Punkte dieser Landschaft begrenzt bleibt, sondern sich als das Problem der Hegemoniegewinnung stellt.

Das zweite Bemerkenswerte an Gramscis Formulierung betrifft den funktionalen Gehalt von Ideologie. Von der Bewusstwerdung der „Menschen“, von der Marx spricht, geht er auf die gesellschaftlicher Gruppen über. Hier tritt das Klassendenken besonders hervor, nicht nur als Ursprung von Ideologien, sondern auch als inhaltliche Quelle: die einer Klasse eigentümli-

5.2 Einbindung der Sprache in gesellschaftsanalytische Kategorien bei Gramsci

che Ideologie fällt mit ihrer Selbsterkenntnis, ihrem Klasse-für-sich-Werden zusammen. Diese Selbstfindung ist nicht gedacht als Bewusstwerdung über die eigenen (individuellen) Wünsche und Bedürfnisse, der gesellschaftlichen Gründe ihrer Beschränkung sowie der gesellschaftlichen Bedingungen und Mittel, diese Beschränkung aufzuheben; sondern sie ist gedacht als Erkenntnis der in dieses Klassendasein eingeschriebenen, gewissermaßen objektiven „Aufgaben“. Aus den subjektiven Aufgaben, die die Menschen *sich* nach Marx stellen, werden objektive Klassenbestimmungen, die die Frage nach den politischen Zwecken überflüssig erscheinen lassen, aber in Richtungstreits um die Erkenntnis dieser Objektivität wieder hervortreten lassen.

Dennoch enthält diese Textstelle einen Ansatz, die praktische Signifikanz der ideologischen Inhalte genauer zu bestimmen. Die Substanz einer Weltauffassung oder Ideologie war bestimmt worden als spezifische Lösung oder Lösungsansatz der praktischen Probleme eines gesellschaftlichen Handlungsfelds, was Gramscis Analyse mit dem Orientierungsansatz in der Sprachtheorie kompatibel macht. Während die Begriffe ‚Weltauffassung‘ und ‚Bewusstsein der eigenen gesellschaftlichen Stellung‘ aber eher die passive Bedeutung der geistigen Reproduktion der Wirklichkeit hervorheben, drücken die Begriffe ‚Aufgabe‘ und ‚Lösung‘ eher das aktive praktische Engagement in der Wirklichkeit aus. Selbst eine sich gleich bleibende Ideologie in Gramscis Sinne ist nichts Statisches, sondern wird permanent bei der tagtäglichen Handlungsorientierung in Bewegung gesetzt, aktualisiert, in der Weise in Anspruch genommen, dass Probleme identifiziert und Lösungen formuliert werden. Das gilt für die individuelle Lebensführung ebenso wie für kollektive Entscheidungen und Handlungen.

Die Aufgaben der Philosophie der Praxis sieht Gramsci nun darin, den widersprüchlich zusammengesetzten Alltagsverstand zu einer kohärenten Weltauffassung auszuarbeiten und die subalternen Klassen dadurch von den Ideologien der herrschenden Klassen unabhängig zu machen, das heißt also, sie an den Punkt zu bringen, *ihre* Probleme nicht in denen der Nutznießer der Klassengesellschaft zu finden, sondern ihre eigenen Probleme und entsprechende Lösungen zu erkennen. Das von Marx durch seine Kritik der politischen Ökonomie eingeführte Kriterium geht bei Gramsci allerdings verloren: dass die identifizierten Probleme auch auf der Ebene ihrer Ursachen erkannt werden müssen, um rationale Lösungen finden zu können. Oder anders ausgedrückt: die Kritik der ökonomischen Kategorien spielt keine Rolle, weil der Kapitalismus von Gramsci wesentlich als Klassenherrschaft begriffen wird, also in Ausbeutungsverhältnissen, deren Probleme dann behoben sind, wenn keine sich das ausgebeutete Mehrprodukt aneignende Klasse mehr existiert. Dementsprechend erscheint ihm das Ideologieproblem auch lediglich als gedankliche Abhängigkeit der unterdrückten Klassen von den Gedanken der Herrschenden, von der sie sich befreien, indem sie sich selbst erkennen. Das Ideologieproblem reicht aber tatsächlich tiefer, insofern zu erklären bleibt, wie diese Abhängigkeit überhaupt möglich ist, also wie es funktioniert, die Probleme eine Klasse als Probleme der Allgemeinheit darzustellen, bzw.

wie die Abhängigen sich mit der Aufgabe identifizieren können, ihre eigene Abhängigkeit zu erhalten.

Die Seite, die Gramsci herausarbeitet, ist die Macht der ideologischen Arbeit, die im nächsten Abschnitt noch einmal Thema wird. Doch gerade die These, dass jede gesellschaftliche Gruppe selbst unter fremder Hegemonie entsprechend ihren Lebensbedingungen durchaus ihre eigene Sprache ausbildet, bedeutet, dass eine solche Hegemonie nicht in schlichter Täuschung bestehen kann. So wie das „Opium des Volks“ von den Herrschaftsverhältnissen nicht nur im Sinne der Verschleierung, sondern auch im Sinne des erträglicher Machens ablenkt, so muss eine funktionierende Hegemonie auch ein wirkliches Mittel der Lebensführung sein. Der Mangel an Gramscis Ideologietheorie besteht darin, diese Bestimmung nicht in einen inhaltlichen Zusammenhang mit der gesellschaftlichen Strukturanalyse zu bringen. Auf Seiten der Ökonomie hätte er in Marx' Fetischanalysen eine beispielhafte Erklärung dafür finden können, wie zu oberflächliche oder unmittelbare Ansätze der Begriffsbildung nicht nur zu falschen, sondern zu ideologischen, also Herrschaft verschleiern den Bestimmungen führen.

Die allgemeine Formulierung dieser Fragestellung, wie die Beherrschten sich in den ideologischen Verallgemeinerungen der Herrschaft wiederfinden können, verlangt, hinter die Kategorie der Aufgabe zurückzugehen und die Kategorie des Zwecks einzuführen. Nach der Bestimmung, dass sich menschliche Tätigkeit durch Zweckmäßigkeit auszeichnet, also alle gesellschaftliche Praxis durch die Verfolgung von Zwecken charakterisiert ist, stellen sich auch Aufgaben und Probleme nur relativ zu Zwecken, nämlich als die Anforderung, entsprechende Mittel zu finden. Wenn Herrschaft die Aufzwingung von Zwecken ist, dann Ideologie die gedankliche Form, unter der die Unterworfenen die Mittel der fremden Zwecke als ihre eigenen denken. Das gilt auch für die Ideologie (also nicht materielle Verkehrsformen, sondern Gedankenformen) selbst, die den Unterworfenen nicht als fremdes Mittel erscheint, das sie sich freiwillig unterwerfen lässt, sondern als ihr eigenes Mittel, sich selbst durch die bestehenden Verhältnisse zu manövrieren.

Die allgemeine Form, die Ideologie annimmt, lässt sich offensichtlich gut mit einer Sprachtheorie verknüpfen, die Sprache als Kalkulations- und Orientierungsmittel fasst. Das gilt für alle realen oder vorgestellten Handlungsebenen, von der individuellen Lebensführung über Kollektive bis zur gesellschaftlichen Ebene staatlicher Entscheidungen. In der kapitalistischen Produktion kann dem Lohnarbeiter seine Arbeitsstelle als Mittel erscheinen, um an die Dinge seines Lebensbedarfs zu gelangen. Der Zweck dieser Produktion ist allerdings gerade nicht der, die Bedürfnisse der Menschen schlechthin zu befriedigen, wie Lohnarbeiter an den Kriterien erfahren, nach denen sie eine Arbeitsstelle bekommen. Das Kriterium ist nämlich nicht, dass sie Bedürfnisse haben, sondern dass sie Arbeitskraft verkaufen, die profitabel eingesetzt werden kann – profitabel nicht für den Verkäufer, sondern den Käufer der Arbeitskraft. Ebenso ist das Kriterium der staatlichen Rettung eines kapitalistischen Unternehmens nicht die Erhaltung der

Arbeitsplätze, sondern die Profitabilität des Unternehmens. Dass Unternehmer und Lohnarbeiter dabei unterschiedliche Zwecke haben, geht in der ideologischen Verarbeitung verloren, in der das Unternehmen für beide als Mittel ihrer Zwecke erscheint und sie sich darüber in der Aufgabe der Erhaltung dieses Mittels einig sein können. In der Praxis ergibt sich auf dieser Ebene tatsächlich kein großer Unterschied, da mit der Erkenntnis, dass der Zweck des kapitalistischen Wirtschaftens nicht in der Versorgung der Menschheit besteht, die staatlich erzwungene Abhängigkeit und damit Notwendigkeit zur Unterwerfung unter den gesellschaftlich verallgemeinerten und objektivierten wirklichen Zweck der Verwertung in keiner Weise aufgehoben ist. Aber auch auf staatlicher Ebene findet sich die ideologische Verkehrung von Mittel und Zweck in Form nationalökonomischen Denkens, in dem die Schaffung von Arbeitsplätzen als Dienst an der Bevölkerung erscheint und nicht als Benutzung derselben im Dienste der ökonomischen Basis der staatlichen Souveränität. Gleichzeitig ist der ideologisch dargestellte Zusammenhang nicht bei den Haaren herbeigezogen, insofern unter diesen Bedingungen die Bevölkerung tatsächlich von Arbeitsplätzen abhängig ist, sondern er ist falsch bestimmt, und zwar in einer Weise, die die Reproduktion der Herrschaft im allgemeinen Interesse erscheinen lässt.

Erst von der Warte der Analyse der gesellschaftlich objektivierten Zwecke aus erklärt sich, wie politische Aufgaben als allgemeine dargestellt werden können: indem sie die diese Zwecke realisierenden Mittel (Verkehrsformen) als allgemeine Mittel voraussetzen, was sie insofern tatsächlich sind, als alle darauf verpflichtet sind. Die kritische Quintessenz des *Kapital* lässt sich darin zusammenfassen, dass Tausch und Geld nicht die Mittel einer Gesellschaft sein können, deren Produktion den Zweck der Bedürfnisbefriedigung haben soll, bzw. jede Aufgabenstellung, die subjektiv diesem Zweck folgt, aber Kapital und Märkte als Mittel in Kauf nimmt, sich notwendig in (theoretischen wie praktischen) Widersprüchen herumtreibt. Daher lässt sich erst auf der Ebene allgemeiner gesellschaftlicher Zwecksetzung die Problemstellung der Subalternen in einer Weise formulieren, die diesen Widerspruch hinter sich lässt. Dementsprechend genügt es, eine niedrigere Ebene für die Formulierung der politischen Problemstellung zu wählen, um die Abhängigkeit vom allgemeinen ökonomischen Mittel geltend zu machen und ein entsprechend allgemeines Interesse zu konstruieren.

5.2.12 Produktion der Sprache

Gramscis Einsatzpunkt für die Sprachanalyse war die Frage nach den Bedingungen der Aufrechterhaltung herrschaftlicher Verhältnisse in modernen Gesellschaften. Über die Grundunterscheidung zwischen dem Zwangselement des Staates und dem Zustimmungselement, das vor allem in der Sphäre der Zivilgesellschaft hergestellt wird, hatte er den Hegemoniebegriff entwickelt. Nach seiner Auffassung stellt die Hegemonie der herrschenden über die subalternen Gruppen die Abhängigkeit der letzteren in Kultur, Denkweise, Weltauffassung dar, und das heißt nach

seiner Definition eine Abhängigkeit in der Sprache; also eine Abhängigkeit oder Gefolgschaft in den Mitteln der Bewusstseinsbildung und Orientierung.

Dass diese Art Abhängigkeit möglich ist, setzt grundsätzlich voraus, dass die in Gesellschaft verlangte Orientierung nichts Unmittelbares ist, sondern solcherart produzierter und verallgemeinerbarer Mittel bedarf, zweitens, dass sich ein funktionierendes Orientierungssystem anzueignen weniger Arbeit verlangt als selbständig eins zu entwickeln, dass also eigenständige Wissensproduktion mehr Aufwand verlangt und voraussetzungsreicher ist als die Aneignung von Wissen, drittens, da Sprache vor allem dezentral bzw. im molekularen Kontakt reproduziert und auch spontan produziert wird, dass auch in den Ausstrahlungszentren der Sprachproduktion und -distribution die Zustimmung hegemonial ist.

Dadurch kommt ein zusätzliches gesellschaftlich-strukturelles Moment in die Ideologiediskussion. Distribution und Produktion thematisiert Gramsci einerseits unter dem Gesichtspunkt der „materiellen Organisation“ der „ideologischen Struktur einer herrschenden Klasse“ (Gef 373): „Die Presse ist der dynamischste Teil dieser ideologischen Struktur, aber nicht der einzige: all das, was die öffentliche Meinung direkt oder indirekt beeinflusst oder beeinflussen kann, gehört zu ihr: die Bibliotheken, die Schulen, die Zirkel und Clubs unterschiedlicher Art, bis hin zur Architektur, zur Anlage der Straßen und zu den Namen derselben.“ (Gef 374) Allerdings formuliert Gramsci das Problem der Analyse der materiellen Strukturen lediglich und lässt in deren Aufzählung staatliche, gewerbliche und private bloß nebeneinander stehen, ohne dass er selbst zu einer solchen Analyse voranschreitet. Seine Analyse zielt dagegen auf den ‚menschlichen Faktor‘: die Bildung und Einbindung der spezialisierten Spracharbeiter, der Intellektuellen. Ein nicht unbeträchtlicher Anteil der Untersuchungen in den *Gefängnisheften* widmet sich den Intellektuellen und wirft ein Licht auf die zahlreichen Funktionen und Stellungen, die die bürgerlich-kapitalistische Gesellschaft für professionalisierte Kopfarbeiter hervorgebracht hat: einerseits in der ökonomischen Sphäre zur Produktivkraftentwicklung in der Wissenschaft, im Produktionsprozess als Ingenieure und in der jüngeren Vergangenheit Informatiker, in den Leitungsfunktionen, aber heute auch prominent in den gewerblichen Bereichen der Kultur-, Informations- und Bewusstseinsproduktion von den Medien über Public Relations bis zur Kunstproduktion; andererseits vor allem im Staatsdienst: von der nationalen Reproduktion der Arbeitskraft durch Lehrer über Verwaltungsaufgaben bis zu „Politik“ und dem ganzen Rechtswesen, wobei teilweise Übergänge von staatlicher zu gewerblicher Verrichtung von Reproduktionsfunktionen existieren, beispielsweise im Gesundheitswesen, aber auch in der Ausbildung. Gramscis Untersuchungen lassen dahingehend zu wünschen übrig, dass er sich zwar für die Klassenlage und das Bewusstsein verschiedener Intellektuellengruppen interessiert, aber keinen Blick für eine systematische Untersuchung der jeweiligen funktionalen Stellung in der Gesellschaft entwickelt.

Eine solche Analyse kann auch hier nicht geleistet werden, zumal der vielfältigen Differen-

zierung des arbeitsteiligen Einsatzes von Kopfarbeitern eine ebensolche Vielfalt der Einsatzbereiche und Institutionen entspricht, die einer gesonderten Untersuchung ihrer Zwecke, Mittel sowie Stellung in der gesellschaftlichen Reproduktion bedürften, um die jeweils dort organisierte Sprachproduktion erklären zu können. Das Ensemble dieser institutionell organisierten Produktions- und Distributionsstrukturen drückt einem beträchtlichen Teil der gängigen Diskurse einer Gesellschaft ihren Stempel auf. In diesem Sinne sind sie Mittel der Hegemoniebildung und müssen in eine Erklärung des Funktionierens einer Herrschaft einbezogen werden. Zugleich ist es irreführend, die Frage nach der Materialität von Sprache und ihrer gesellschaftlichen Vermittlungsrolle dadurch zu beantworten, dass sie auf die organisierten Produktions- und Distributionsstrukturen abgewälzt wird. In eine solche Argumentationsrichtung geht der vom Projekt Ideologietheorie entwickelte Ansatz in der Ideologietheorie. Die folgende kurze Auseinandersetzung damit soll in einem ersten Schritt eine weitere Klärung der Stellung der Sprache in der Ideologiedebatte leisten und in einem zweiten Schritt anhand einer mit diesem Ideologietheorieansatz durchgeführten konkreten Sprachanalyse in den letzten Abschnitt dieser Arbeit überleiten, in dem es noch einmal konkreter um den praktischen Zusammenhang von Sprachstrukturen und Gesellschaftsstrukturen gehen wird.

5.3 Diskurs- und Ideologietheorie: das Projekt Ideologietheorie

5.3.1 Das Ideologische

Sprachtheorie fällt nicht mit Ideologie- oder Hegemonietheorie zusammen. Dass das eine im Marxismus vor allem im Zusammenhang mit dem anderen thematisiert wurde, erklärt sich daraus, dass zur Erklärung von Herrschaftsverhältnissen Sprache nicht für sich, sondern vor allem als ideologisches Medium interessiert. Die gesellschaftliche Bedeutung der Sprache geht zwar bei weitem nicht in Ideologie auf, wie schon die Auseinandersetzung mit der Kulturhistorischen Schule gezeigt hat, die sich über politische Kritik hinaus wähnte, dennoch hat eine Auseinandersetzung mit Ideologietheorie für eine materialistische Sprachtheorie darin ihre Berechtigung, dass Herrschaft ein wesentliches Kennzeichen der Gesellschaften der bisherigen Menschheitsgeschichte darstellt und ausgehend von ihren verschiedenen praktischen Strukturen auch jeweils der Sprache ihren Stempel aufgedrückt hat. Herrschaft, das heißt die zu einem gesellschaftlichen Verhältnis entwickelte gewaltmäßig abgesicherte Verfügung über und Benutzung von Menschen, schlägt sich auch in elementaren Sprachspielen wie dem Kommando beziehungsweise grammatikalisch dem Imperativ nieder, dessen durchgesetzte Verwendung keine bloße Koordinationsfunktion darstellt, sondern Über- und Unterordnungsverhältnisse vermittelt. Während sich klassische Ideologietheorie auf der Ebene der gedanklichen Synthese und Beurteilung der gesellschaftlichen Gegebenheiten bewegte, sich also mit der Frage befasste, wie verkehrte Vor-

stellungen über die Gesellschaft zustandekommen und Einverständnis hervorbringen, verschob sich die Fragestellung in der Gramsci folgenden Ideologietheorie bei Althusser und dem Projekt Ideologietheorie (PIT) auf die im weiteren Sinne verstandenen staatlichen Formen *praktischer* Einbindung der Subjekte.

Gegenstand dieser Arbeit ist eine Klärung, was Sprache ist. Da Sprache ein gesellschaftliches Produkt darstellt, schließt die Beantwortung der Frage eine gesellschaftstheoretische Perspektive ein. Die ausgedehntere Darstellung Gramscis sollte dazu dienen, einen gesellschaftstheoretischen Hintergrund für die Einordnung der Sprache zumindest in modernen kapitalistischen Gesellschaften bereitzustellen. Ideologietheorie berührt dieses Vorhaben insofern, als Ideologie einen wesentlichen Bereich ausmacht, in dem Sprache in herrschaftlich verfassten Verhältnissen Gesellschaft vermittelt, weil deren Stabilität von der permanenten Organisation von Zustimmung abhängig ist. Umgekehrt ist Ideologietheorie hier auch nur soweit relevant, wie sie eine Klärung der Stellung der Sprache verspricht. Der Ansatz des PIT soll aus der ideologietheoretischen Diskussion herausgegriffen werden, weil darin der Versuch unternommen wurde, eine allgemeine Ideologietheorie mit konkreten Untersuchungen zu verbinden, die sowohl die praktische als auch die Sprachebene mit einbeziehen. Der hier relevante Fortgang gegenüber Gramsci besteht in einem am Sprachmaterial selbst arbeitenden Ansatz der Ideologiekritik. Eigentümlich ist dabei, dass Sprache in der theoretischen Reflexion zugleich einen untergeordneten Stellenwert zugewiesen bekommt, der zu prüfen sein wird.

Das PIT, das sich positiv an Marx/Engels, Gramsci und Althusser anlehnt, sieht den Fortschritt des Letzteren in der Ideologietheorie darin, den Blick konsequent fort von Bewusstsein und Ideen auf Praxen und Institutionen, die er als ideologische Staatsapparate fasst, gelenkt zu haben, und knüpft selbst an dieses Materialismusverständnis an: „[Das Ideologische] ist nicht primär als Geistiges zu fassen, sondern als Modifikation und spezifische Organisationsform des ‚Ensembles der gesellschaftlichen Verhältnisse‘ und der Teilhabe der Individuen an der Kontrolle dieser Verhältnisse oder auch nur ihrer Einbindung in sie. In seiner Wirklichkeit ist das Ideologische daher zu suchen und zu untersuchen als äußere Anordnung [...] in den gesellschaftlichen Verhältnissen.“ (179f) Nun ließe sich auch bei Sprachen von äußeren Anordnungen sprechen, wenn man darunter die soziologische Verteilung von Sprachen, die Anordnung der Distributionsmittel der Sprache oder die gesellschaftliche Arbeitsteilung in der Sprachproduktion in diesen Begriffen fassen möchte. Doch das ist hier nicht gemeint. Vielmehr beruht dieser Ideologiebegriff auf einer Abkehr vom Bewusstseinsparadigma und einer Hinwendung zu einer Praxisanalyse, die sich über den Gegensatz von horizontaler und vertikaler Vergesellschaftung konstituiert, wobei vertikale Vergesellschaftung (oder auch „Vergesellschaftung von oben“) an staatliche Herrschaft gebunden wird. „Den Einschnitt in der Genese des Ideologischen bildet also die Entstehung eines staatlichen Überbaus, einhergehend mit der Entstehung von Klassen-

herrschaft.“ (183) In diesem Begriff des Ideologischen ist also zunächst von allen Unterschieden in den Staatsformen verschiedener Produktionsweisen und Epochen abstrahiert, weil Staat hier allgemein als gewaltsame Klammer von Klassengesellschaften aufgefasst wird, wie auch immer diese Klassen und die sie hervorbringende Produktionsweise im Besonderen konstituiert sind. „Entscheidend ist, dass ursprüngliche Kompetenzen, Bestandteil normaler gesellschaftlicher Handlungsfähigkeit aller Individuen, aus der Gesellschaft herausgezogen wurden. [...] Die so entstehende Funktion der Vergesellschaftung von oben entsteht entweder bereits ineins mit der ideellen Vergesellschaftung von oben, d.h. dem Ideologischen, oder zieht dessen Entwicklung zwangsläufig nach sich. Die Bedeutung der Gewalt bleibt dabei immer erhalten, obwohl sie durch die ideellen Zwangsgewalten sehr relativiert werden kann.“ (181) Der Schlüsselbegriff, der die praktische Einbindung der Individuen mit ihrem daran angelehnten Denken verknüpft, ist ‚Vergesellschaftung‘. An diesem Begriff wird die herrschaftliche Form als vertikale Organisation derselben markiert. Der Ausdruck ‚äußere Anordnung‘ bezieht sich also auf die Anordnung der vergesellschaftenden Institutionen, gewissermaßen die Architektur der Gesellschaft, die in staatlich strukturierten Gesellschaften vertikal, das heißt von zentralisierten Entscheidungsstellen aus über die gesamte Gesellschaft verfügend organisiert ist. Das Ideologische ist dem PIT zufolge als diese vertikale Anordnung bzw. ihr ideeller Nachvollzug bestimmt.

Diese Begriffsbildung eines Ideologischen im Allgemeinen (das eine Verallgemeinerung über alle Epochen staatlicher Gesellschaftsorganisation darstellt) enthält eine Reihe von Problemen, denen an dieser Stelle nicht nachgegangen werden soll, da sie die hier behandelte Fragestellung nicht betreffen: Da ist zum einen die Problematik einer Verallgemeinerung des Staatsbegriffs, die die Vertikalität staatlicher Vergesellschaftung zu einer allgemeinen Formbestimmung des Ideologischen erklärt und darin nicht nur suggeriert, von der spezifischen Vergesellschaftung verschiedener Produktionsweisen abstrahieren zu können, sondern auch die gegensätzlichen ideologischen Gedankenformen verschiedener Epochen⁴ zu Besonderungen eines Allgemeinen herabsetzt, indem sie sie als zweitrangig gegenüber der allgemeinen Staatsform setzt. Während in der Antike von staatlicher Vergesellschaftung in einem subjektivierenden Sinn nicht im modernen Sinne die Rede sein kann, eher schon von staatlich organisierter blanker Aneignung von Reichtum und fremder Arbeit sowie in religiösen Formen legitimer Unterwerfung, und allenfalls in der Aneignung von juristischen Mittlerkompetenzen so etwas wie Vergesellschaftung durch den Staat aufscheint, setzt der bürgerlich-kapitalistische Staat nicht nur durch sein polizeilich und juristisch durchgesetztes Eigentumsrecht die Vergesellschaftungsform der kapitalistischen Produktion, sondern organisiert vor allem einen ganzen Verwaltungsapparat zur Regulation und Betreuung der Lebensbedingungen seiner Bevölkerung sowie einen beträchtlichen

⁴Am augenscheinlichsten besteht dieser Gegensatz zwischen einer durch Gottes Gnade als solche legitimer personalen Herrschaft und einer auf formaler Gleichheit basierenden und sich als Aufhebung von Herrschaft legitimierenden apersonalen Herrschaft. Beide Gedankenformen sind miteinander unvereinbar.

Teil der Sozialisation, Ausbildung und Wissensaneignung. Zum anderen wirft die Idee „normaler gesellschaftlicher Handlungsfähigkeit aller Individuen“ die Frage auf, welche Kompetenzen das in einer vom PIT als gedanklicher Horizont gesetzten klassenlosen Gesellschaft eigentlich sein sollten, wenn dabei nicht mehr von umherziehenden Kleinstgruppen einer vorstaatlichen ‚Urgesellschaft‘ ausgegangen wird, sondern von einer modernen Gesellschaft mit entsprechender komplexer Arbeitsteilung (da ein Rückfall in primitive Produktionsverhältnisse den Autoren sicher nicht vorgeschwebt hat). Es stellt sich also die Frage, was in der Metapher der Vertikalität gefasst wird, wenn die Aufhebung dieser vermittelten Vergesellschaftungsform ebenfalls nicht als Regression in unmittelbare, gewissermaßen vorgesellschaftliche Beziehungen gedacht wird. In der Idee eines vertikalen Eingriffs in horizontale Vergesellschaftungsformen geht ebenso wie bei Gramscis Auffassung des bürgerlichen Staats verloren, dass dieser nicht nur eine Einhegung und Regulation von ihm unabhängiger gesellschaftlicher Beziehungen darstellt, sondern die kapitalistische Form ökonomischer Vergesellschaftung durch seine Rechtsform selber setzt, also horizontale Beziehungen nicht nur vertikal umorganisiert werden, sondern überhaupt erst auf der Basis ihrer vertikalen Organisation stattfinden.

Der entscheidende Unterschied zwischen staatlicher und nicht-staatlicher Vergesellschaftung ist nicht ausreichend durch die Metaphern von Vertikalität und Horizontalität erfasst, sondern wird in der von einer verselbständigten Institution disponierten Gewalt gesucht werden müssen, mit der „Kompetenzen“ der verbindlichen Regelung gesellschaftlichen Lebens als Autorität über die Betroffenen ausgeübt werden. Wenn das PIT den staatlichen Entzug dieser Kompetenzen (die zum Teil ja überhaupt erst notwendig werden durch die staatlich in die Welt gesetzten Gegensätze) in eine sich überordnende Macht als das Ideologische kritisiert, verortet es dieses der Sache nach genommen in falschen Urteilen über den Sinn dieser monopolisierten Regelungskompetenzen, indem die Unterworfenen sie nämlich als eigene Mittel betrachten, die sie in ihre Lebensführung einbauen, statt als fremde Mittel ihrer Unterwerfung. Gleichwohl bestimmt das PIT das Ideologische *nicht* in dieser Form als spezifische gedankliche Verarbeitung der Wirklichkeit, sondern gerade in Abgrenzung von Theorien falschen Bewusstseins. Zwar wird eine Unterscheidung zwischen Vergesellschaftung von oben und ideeller Vergesellschaftung von oben getroffen, das Ideologische also widersprüchlich einerseits als äußere Anordnung, andererseits doch wieder als „ideell“ gefasst. In den Veröffentlichungen des PIT drückt sich diese Ambivalenz in der Weise aus, dass in den konkreten Materialstudien die Analyse praktischer Zusammenhänge immer verschränkt wird mit Diskursanalysen und die diskursiven Anordnungen eine wesentliche Bedeutung in den Analysen erlangen. In der abstrakten Theoretisierung wird dieses geistige Moment aber als lediglich sekundär bewertet, der Materialismus also in einem Primat der Orthopraxie gesucht, mit der die entsprechende geistige Verarbeitung einhergeht.

Hierin folgt das PIT, wenn auch relativiert, Althussers ideologietheoretischem Materialismus,

demzufolge „die Individuen [...] durch ein System bewegt [werden], das vom jeweiligen Apparat über materielle Rituale bis in die Alltagspraxen der Subjekte hineinreicht und dort ideologische Effekte hervorbringt“ (Rehmann 2008, 105). Zugespielt entspricht die Idee ‚ideologischer Effekte‘ dem von Althusser zitierten Gedanken Pascals: „Knie nieder, bewege die Lippen zum Gebet und Du wirst glauben“ (zit. n. Rehmann (2008, 105)). Wenn Marx’ Idealismuskritik an den Junghegelianern zurecht hervorhob, dass die materielle Geschichte nicht als Entfaltung von Ideen verstanden werden kann, dreht sich hier das Verhältnis in einer Weise um, dass überhaupt „der Ausdruck Ideen“ (zit. n. Rehmann (2008, 105)) zum Verschwinden gebracht wird und damit auch gar nicht mehr als etwas relativ Selbständiges erfasst werden kann, das im Ergreifen der Massen oder in der Herstellung von Hegemonie Materialität erlangt. Dass die Einübung körperlicher Praxen eine gewisse und teilweise bedeutsame Rolle in der Ausübung von und auch Initiation in Religionen spielt, soll nicht bestritten werden. Dennoch ist nicht einmal als Zuspitzung der Gedanke plausibel, dass die Glaubensinhalte lediglich Folgen der äußeren Praxen wären oder gar außer Acht gelassen werden könnten in der Beurteilung, was Religionen ausmacht, wenn man sich die ganze Fülle an gedanklicher Aneignung vergegenwärtigt, die notwendiger Bestandteil jeder religiösen Sozialisation ist. Die Ideenwelt einer Religion bildet ein ganzes Orientierungssystem, dessen permanente Reproduktion ein wesentliches Moment der Religionspraxis ist und von den körperlichen Praxismomenten nicht abgetrennt werden kann, ohne dessen Berücksichtigung gleichzeitig jede Möglichkeit verschwände, den subjektiven Sinn religiösen Handelns und folglich, weil dies ein wesentliches Moment darstellt, die Sache selbst zu begreifen. Der spirituelle Zweck gehört zum Sprachspiel des Betens dazu, ein bloßes Nachspielen, etwa auf der Theaterbühne, wird daher zurecht nicht als Glaubensakt verstanden, weil der gesamte objektive wie subjektive Praxis- und Sinnzusammenhang ein gänzlich anderer ist. Phänomene der bloß äußerlichen Unterwerfung unter eine religiöse Praxis oder des ungeglaubten Glaubens erlangen erst vor dem Hintergrund dieser subjektiven Anforderung ihre Bestimmtheit.

Dem Orientierungsansatz der Sprachtheorie zufolge lässt sich daher nicht nur sagen, dass die laut Althusser in den ideologischen Staatsapparaten eingeübten Praxen durch die Aneignung entsprechender sprachlicher Orientierungssysteme bedingt und vermittelt sind, sondern auch umgekehrt, dass die sprachliche Verarbeitung dieser Praxen über diese hinauschießt und als ihre Objektivierung in der geistigen Reproduktion ebenso die Potenz ihrer Kritik beinhaltet. Dies war der Standpunkt, zu dem Gramsci in der Reflexion über die relative Selbständigkeit von Kultur, Sprache und Weltauffassung sich bereits vorgearbeitet hatte. Sprache ist notwendiges Mittel der praktischen Orientierung in menschlichen Gesellschaften und zugleich von der Praxis ablösbar, vom Orientierungsgegenstand abhängig und zugleich relativ selbständig und daher eigenständiger Gegenstand ideologischer Arbeit. Was folglich Gegenstand ideologischer Bearbeitung sein kann und ist, sind alle Ebenen sprachlicher Orientierung, die Logik der unmittel-

telbaren Praxen ebenso wie deren Einordnung in einen breiteren Erklärungs-, Bewertungs- und Orientierungsrahmen.

In der Schule beispielsweise treten alle Ebenen nebeneinander auf. Weil bürgerliche Staaten die ökonomische Basis in ihrem Kapital haben, das von der Anwendung rentabler Arbeit lebt, sorgen sie dafür, dass die eigene Bevölkerung auch rentable Arbeit anzubieten hat, indem sie sie durch die Institution der Schule schleusen, für deren Betrieb sie einen nicht geringen Teil ihrer Ressourcen mobilisieren. In Verlauf der Aneignung des vom Staat dafür nötig erachteten technischen und theoretischen Wissens entdecken die Schüler selbst, wozu sie zu gebrauchen oder nicht zu gebrauchen sind beziehungsweise in welchem Metier sie Chancen haben, sich in der Konkurrenz auf dem Arbeitsmarkt durchzusetzen, um sich einen Lebensunterhalt verdienen zu können. Auf der Ebene der durch Lehrpläne vorgegebenen inhaltlichen Vermittlung stehen für die spätere Anwendbarkeit durch das Kapital nötige praktisch-theoretische Kenntnisse neben Interpretationen und Bewertungen der Wirklichkeit, die dem Zweck einer staatsbürgerlichen Einbindung in die Gesellschaft angemessen sind. Neben den geistigen Mitteln, sich in Parlaments-Wahlen praktisch zu orientieren, ist ein geschichtlicher Vergleich verschiedener Gesellschaftssysteme auf keine praktische Orientierung bezogen, sondern zielt auf die Aneignung von Gründen für ein zustimmendes Verhältnis zu diesen Staaten, die die Schüler letztlich per Gewalt und die Lehrer per Arbeitsvertrag auf diesen Inhalt verpflichten.

Die praktische Seite, auf die das PIT abhebt, lässt sich dagegen in der Lehrerautorität und konkurrenzmäßigen Organisation des Schulwesens entdecken, in der hierarchischen Durchsetzung von Lehrplänen, Disziplinierung und dem Notensystem, das einen an vergleichender Leistung orientierten Bewertungsmaßstab etabliert. Aber auch diese praktischen Formen sind über Sprache vermittelt, ihre Logik wird im Schulalltag permanent aufgerufen, und zwar teils praktisch darin, dass Noten vergeben und erläutert werden und Schüler darin ihr Fortkommen oder ihren Ruin registrieren, teils aber auch reflektierend, wo über ihren Sinn und ihren Bezug zum späteren Erwachsenenleben sinniert wird. In diesem Sinne muss man im Schulsystem nicht praktisch involviert, also mit dem praktischen Gehalt des Notensystems persönlich konfrontiert sein, um sich darüber ein Urteil zu bilden, also seine Stellung im sprachlichen Orientierungssystem zu bestimmen. Außerhalb des Regierungsapparats wiederum hat eine solche Reflexion wenig praktischen Orientierungsgehalt, weil eben die Entscheidungsgremien des Staates der institutionelle Ort sind, an dem der Zweck seines Schulwesens festlegt wird. Festhalten lässt sich an diesem Beispiel, dass mit der praktischen Orientierung die Ideologie noch nicht fertig ist, ebenso wenig mit den die Praxis organisierenden Sprachmitteln, sondern diese von der Praxis ablösbar sind und außerhalb davon aufgerufen und bearbeitet und mit anderen Elementen in Beziehung gesetzt und in einen Zusammenhang eingeordnet werden können.

Den Materialismus in der Ideologietheorie findet das PIT darin, das Ideologische als äußere

Anordnung zu bestimmen und damit ein „Primat ideologischer Praxen und Rituale vor dem Ideengebäude“ (Behrens 1980a, 51) zu entdecken. In dem Ausdruck ‚Ideengebäude‘ klingt die philosophisch ausgearbeitete und kohärent gemachte Form einer Weltauffassung an. Doch die Aussage ist eine andere als die Gramscis, dass sich Geschichtsmächtigkeit von Ideen darin erweist, dass sie sich im Denken breiter Massen festsetzen. Denn der aufgemachte Gegensatz ist nicht der unterschiedlicher Verbreitungsgrade oder Organisierungsgrade von Ideen, sondern der von Praxis und Ideengebäude, auch wenn rituell eingebundene Sprechakte in die Praxis eingerechnet werden. Doch auch da kommt es eben auf den Inhalt der Sprechakte und die Verinnerlichung an, die in den Analysen des PIT ständig in Widerspruch zur Äußerlichkeitsthese gerät. Das PIT fragt nicht nur nach der „Macht über die Herzen“, sondern räumt der Analyse des Inhalts von Hitlers 1.Mai-Rede ebenso viel Platz ein wie der Analyse ihrer praktischen Inszenierung.

Ohne die Ebene des gedanklichen Zusammenhangs, einer Weltauffassung, in die die praktischen Verhältnisse eingeordnet und in der sie orientierend verarbeitet werden, ist Hegemoniegewinnung nicht zu verstehen. Darum muss es sich nicht um ein Ideengebäude im Sinne eines philosophischen Systems handeln, soweit ist dem PIT rechtzugeben; doch Zustimmung bleibt eine äußerliche, wenn sie sich nicht auf den gesamten Denkhorizont erstreckt. Vielmehr lässt sich mit Gramsci auch die umgekehrte Richtung konstatieren, dass eine hegemonial werdende Macht die äußere Anordnung auch herstellt in Entsprechung zu ihrer Weltauffassung, die dabei ins Praktische übersetzt wird, eben die Aufrichtung und Organisation von Institutionen gemäß politischen Zwecken.

Wenn ‚äußere Anordnung‘ mehr besagt als Praxis und Rituale, nämlich die Konstellation der Institutionen, die den Lebensprozess der Gesellschaft vermitteln, das heißt das Leben der Individuen regeln, dann stimmt zwar der Hinweis, dass eine materialistische Ideologiekritik von den bestimmenden Institutionen und ihren Zwecken nicht absehen kann, wenn sie die Herstellung von Hegemonien erklären will, doch der Gegensatz zum Gehalt, also gewissermaßen der inneren Anordnung der Diskurse, lässt sich auch hier nicht aufrechterhalten. Die ideologische Macht dieser Institutionen besteht in der einordnenden Vergesellschaftung der Individuen, und das heißt nicht bloß in ihrer praktischen Form, dem Erlernen der Handlungsweisen, mit denen die Individuen praktisch zurechtkommen. Sie besteht auch nicht nur in der abstrakten Potenz der eingerichteten und sichtbaren Verhältnisse, dass die Vergesellschafteten diese monopolisierte Kompetenz als ihr Mittel und ihren Nutzen interpretieren, sondern schließt gerade die Vermittlung der gedanklichen Einordnung mit ein: die ideologische Macht besteht in ihrer Bedeutung als Kraft- und Ausstrahlungszentren in der Produktion und Distribution einer gedanklichen Verarbeitung der gesellschaftlichen Wirklichkeit, die den institutionellen Zwecken entspricht.

5.3.2 Sprachanalyse als Ideologiekritik beim Projekt Ideologietheorie

Das PIT verbindet seine Ideologietheorie mit Materialanalysen, die sich vor allem an der nationalsozialistischen Herrschaft abarbeiten. In diesen Untersuchungen wiederum werden Institutions- und Praxisanalysen mit Verschiebungen im Diskurs ins Verhältnis gesetzt. Obwohl das PIT nicht auf eine ausgearbeitete Sprachtheorie zurückgreift, kommen vor allem in der Analyse von Hitlers Rede zum 1. Mai 1933 eine Reihe von sprachanalytischen Mitteln zum Einsatz, mit denen die Diskursebene in die Ideologiekritik eingebettet wird und an denen ersichtlich wird, wie das PIT Diskurs-Arbeit denkt.

Mit der in dieser Arbeit entwickelten Sprachauffassung ist die Analyse des PIT insoweit kompatibel, als sie erstens pragmatistisch danach fragt, „*wie* Hitler ideologisch arbeitet, wenn er spricht; *wie* er Zustimmung zum Faschismus organisiert. Wir Fragen: Was *tut* Hitler, wenn er am 1.5.1933 *redet*?“ (Behrens 1980a, 111), und zweitens Anknüpfungspunkte für den sprachtheoretischen Orientierungsansatz erkennen lässt: „Wir interessieren uns bei der Analyse der Hitlerrede für diesen einordnenden, Orientierung im politischen Kampf vermittelnden, Identität stiftenden Aspekt von Sprechhandlungen, den wir mit dem Begriff des Diskurses fassen.“ (Behrens 1980a, 113) Allerdings ist dieser Zusammenhang zwischen sprachlichen Operationen und Orientierung beim PIT nicht durchdrungen worden. Dass die Orientierung durch den Diskurs ‚vermittelt‘ wird, ist hier nicht in dem vollen Sinn begriffen, dass im Diskurs Orientierungsmittel organisiert werden, sondern das ‚vermittelnd‘ ist hier in dem äußerlichen Sinne gebraucht, dass die Hörer Orientierung aus der Rede gewinnen können, ohne dass verständlich wird, wie sie das tun.

Die Wirkungsbedingungen der Rede auf Seiten der Zuhörerschaft nimmt die Analyse des PIT nicht näher in den Blick, obwohl gerade diese den Diskurszustand ausmachen, in den Hitlers Rede eingeschrieben wird. Das PIT konzentriert sich auf die in linguistischen Kategorien beschriebenen sprachlichen Operationen Hitlers, die seine ideologische Arbeit erklären sollen: „Im Bemühen um operative Begriffe fassen wir Hitlers ‚Berichten vom Wandlungsvorgang‘ als Tätigkeit. Sprechen wir seine Handlung aus: ‚Mai‘ ist nicht (war zu Unrecht) ‚Leid, Klassenkampf‘ er ist (eigentlich) ‚Freude‘; allgemein: X (das Umkämpfte) ist nicht Y, sondern Z, wobei wir als X die stabile Denotation fassen, deren konnotative Besetzung umkämpft ist; mit Y die abzustoßende Konnotation, aus der X gelöst werden soll, und mit Z die neu aufzubauende Konnotation.“ (Behrens 1980a, 111)⁵ Dass eine solche Ersetzung ein Sprachspiel ist, das Hitler aufruft und das die Zuhörer als Denkopoperation umzusetzen gelernt haben müssen, wird nicht reflektiert. Dieser die sprachlichen Operationen nur in ihrer Unmittelbarkeit aufnehmenden

⁵ „Der Mai ist gekommen. Unseres Volkes Erwachen ist da. Das Symbol des Klassenkampfes, des ewigen Streites und Haders wandelt sich nun wieder zum Symbol der großen Einigung und Erhebung der Nation.“ (Hitlers Rede zum 1. Mai 1933, zit. n. Behrens (1980a, 134))

Sprachanalyse-Ansatz wird dann auf weitere Inhalte übertragen: „Brüning: ‚Not‘ ist verursacht nicht durch ‚Wirtschaftssystem‘ und ‚politisches System‘, sondern durch systemunspezifische Fehler. Gegensätzlich strukturiert und umkämpft ist also die Konnotation der Ursache der stabilen Bedeutung von ‚Not‘ (= ‚Arbeitslosigkeit‘).“ (Behrens 1980a, 112)⁶ Gleich im nächsten Satz geht die PIT-Analyse auf die praktische Signifikanz über, ohne den in diesem Übergang vorausgesetzten sprachlichen Vermittlungszusammenhang zu explizieren: „Doch aus den unterschiedlichen Ursachenzuschreibungen ergeben sich gegensätzliche Handlungsanweisungen.“ (Behrens 1980a, 112) Was voraussetzungsreiche und mit einem ganzen Unterbau an Urteilen und Schlüssen behaftete Denkaktes sind – Problemanalyse, zusammenfassende Beurteilung und Bewertung der gesellschaftlichen Situation –, schmilzt zu oberflächlichen linguistischen Operationen zusammen, auf deren Grundlage sich die großen politischen Kämpfe der 1920er Jahre abgespielt haben sollen: „Indem Hitler die Wahrnehmung von ‚Not‘ als Effekt ‚politischer Not‘, deren Wahrnehmung als verursacht durch die Orientierung am Internationalismus und Klassenkampf organisiert, strukturiert er das Handlungsfeld für alle, die aus der Not heraus wollen, als notwendigen Bruch mit Klassenkampf und Internationalismus. Die politische Handlungsgemeinschaft des Faschismus, wie die der KPD, ist offenbar eine Konnotationsgemeinschaft.“ (Behrens 1980a, 113)

Die Unangemessenheit der Behauptung, in der unmittelbaren sprachlichen Operation die mit der Äußerung Hitlers vollführte Handlung ausgesprochen zu haben, entspricht der Beschreibung des Startens eines Atomkriegs durch die Operation, mit einem Finger einen Knopf zu drücken. Zurecht wird zwar darauf hingewiesen, dass in diesen politischen Kämpfen unterschiedliche Problemanalysen und Lösungsvorschläge ins Feld geführt werden, und eine entsprechende Einordnung von Hitlers Rede in die politische und diskursive Konstellation wird auch vorgenommen; doch die Fülle sprachlicher Voraussetzungen, die erfüllt sein müssen, damit diese Art politischer Auseinandersetzungen überhaupt möglich sind, wird in abstrakte linguistische Operationen eingedampft, die nichts davon zu erklären vermögen. Zumindest was die sprachtheoretische Dimension anbelangt, klaffen der Anspruch der Erfassung von Hitlers Rede-Handlung und die wirkliche Operationsanalyse auseinander.

Hitler widmet die Maifeierlichkeit um. Was der neue Inhalt *ist*, gibt er bekannt. Dass seine Äußerung Teilhandlung dieser Handlung ist, hat schon die Voraussetzung, dass seine Person eine herausgehobene Stellung in der Gesellschaft einnimmt, die diese Art herausgehobene Stellung überhaupt hervorgebracht hat: Er ist nicht nur Reichskanzler, disponiert also persönlich über den deutschen Staatsapparat, sondern er ist zu diesem Zeitpunkt auch schon als Führerautorität von Millionen Aktivisten, Parteigängern und Staatsbürgern anerkannt, die sich also in der Weise zu

⁶ „Millionen unseres Volkes, sie sind tätig, und Millionen andere, sie wollen tätig sein, doch sie können es nicht! [...] Es ist eine politische Not.“ (Hitlers Rede zum 1. Mai 1933, zit. n. Behrens (1980a, 135))

ihm stellen, dass sie schnell geneigt sind, seine Äußerungen in ihr Denken zu übernehmen und demgemäß in ihr Handeln zu übersetzen. In diesem Fall betrifft die Umwidmung eine kulturelle Praxis, an Jahrestagen das kollektive Aufrufen bestimmter Themen, Erinnerungen, Reflexionen zu organisieren. Ein Mittel dieses Aufrufens ist das Sprachspiel der Symbolisierung, auf das Hitler explizit zugreift. Jenseits der Umartikulierung eines Jahrestags hat der darin ausgedrückte Gedankengehalt den Charakter von einigermaßen oberflächlichen, aber an Assoziationen und Gefühlsgehalten reichen Analogieschlüssen. Freude und Erwachen, allgemein positiv besetzte Attribute des Mais, werden auf die geschichtliche Zäsur 1933 als Umschwung in der Geschichte des ‚deutschen Volkes‘ übertragen.

‚Übertragen‘ könnte hier als bloßes Bild erscheinen, das über die oberflächliche Operationsauffassung von Denotation und Konnotation nicht hinausgeht. Gemeint ist damit aber weder ein metaphorisches Übertragen noch die formalistische Vorstellung, die Worte müssten einfach nur nacheinander hingesetzt werden und die Übertragung hätte stattgefunden. Damit würde Sprache als eine Art magisches Ritual ‚erklärt‘, in dem nur die entsprechenden Utensilien in die richtige (aber durch magische Gesetze vorgegebene) Anordnung gebracht werden müssten, um die erwünschten Wirkungen hervorzubringen. Mit ‚Übertragen‘ ist hier im Gegensatz dazu sehr präzise auf die logische Funktion und Denktechnik des allseitig angeeigneten Sprachspiels des Symbolisierens Bezug genommen. Die aktive Übernahme einer Symbolik in den eigenen Denkhäusalt besteht darin, das Denken des Symbolisierten gemäß der im Symbol enthaltenen Attribute und Bewertungen umzubauen, was nicht nur voraussetzt, dass man gelernt hat, operativ mit Symbolen zu verfahren, sondern auch, dass man mit diesem Symbol etwas anzufangen weiß, also die Neuattribution einerseits überhaupt in Denkoperationen übersetzt werden kann und nicht zu Wortkombinationen führt, für die man keine Anwendung und keinen Ort im Sinngefüge findet, und andererseits nicht in offensichtlichen Widerspruch zu gefestigten Urteilen und Bewertungen gerät – in diesem Fall wäre der Umgang damit, die angebotene neue Symbolik schlicht zu verwerfen.

Der Gehalt des Symbols lässt sich also nicht auf die Willkür Hitlers in der Zusammenstellung von Sachverhalten mit Bewertungen reduzieren. Die positive Besetzung von etwas als grundsätzlich schlecht Bewertetem wirkt bestenfalls schal. Die gesetzte Symbolik bedarf einer Begründung im Denkgehalt, weil es sonst in das Denken nicht eingebaut werden kann, sondern ihm äußerlich gegenüber stehen bleibt. Die in der Maisymbolik enthaltenen Gedanken sind eingebettet in eine Denklogik oder nach Gramscis Begriffen eine Weltauffassung, die in der ganzen Rede Hitlers durchexerziert wird und eine Reihe von grundsätzlichen politischen Fragen in dieser Logik formuliert, das heißt für verschiedene Themen, die schon in Form bestimmter Vorstellungen und Gedanken der Zuhörer über ihre Gesellschaft und Situation in einem jahrelangen Prozess vorgeprägt sind, gedankliche Übergänge präsentiert, die sich sinnvoll in die vorausgesetzten und

in die Alltagspraxis integrierten Denkweisen einbauen lassen. Dabei ist die Sphäre der gedanklichen Ordnung, in der Hitler operiert, hervorzuheben: Es ist die Sphäre der großen Erzählung, die Sphäre der Totalisierung, in der ein Urteils- und Bewertungsrahmen über das große Ganze gespannt wird, also die Sphäre, in der erklärungssträchtige Begriffe und realistische Urteile ein besonderes Maß an gedanklicher Arbeit voraussetzen.

Logisches Zentrum und politischer Maßstab in Hitlers Rede ist das Gedeihen des ‚deutschen Volkes‘. Alle Ausrichtung des individuellen und politischen Denkens und Handelns wird über diesen Knotenpunkt gelenkt. Hitlers Rede hat also zur Voraussetzung eine Geläufigkeit des nationalistischen Denkens, eine durchgesetzte gedankliche Reproduktion der konkurrierenden Staatenwelt in Form von nationaler Identifikation. Das Programm ist nicht die Aufhebung der ökonomischen Interessengegensätze, sondern die Wiederherstellung der Stärke ‚Deutschlands‘ in der Staatenkonkurrenz. Selektion in der Konkurrenz ist nicht Gegenstand der Kritik, sondern die Bedingung, unter der man sich bewähren will. Alle Anstrengung wird auf diese Bewährung der als Volksgemeinschaft konstruierten Nation hin ausgerichtet. Daher wird auch nicht das Privateigentum und die auf ihm gründende kapitalistische Produktion als zweckwidriges ökonomisches Mittel gesehen, sondern die schwächenden Effekte kritisiert, die die liberale Demokratie zugelassen habe. Diese lasse nicht nur Arbeit, auf der die Stärke einer Nation gründet, brachliegen, sondern werde auch der Arbeitskämpfe nicht Herr, die in der Tat das nationale Fortkommen behindern. Das ganze Volk sei zur Not mit Gewalt⁷ auf die Harmonie in der Hierarchie⁸ zu verpflichten. Hitler organisiert einen Kollektivwillen, und zwar derjenigen, die sich der deutschen Volksgemeinschaft einordnen können und an der angestrebten nationalen Stärke ideell und/oder materiell partizipieren wollen.

Weil die Arbeitskämpfe dem nationalen Aufstieg, dessen Mittel die einvernehmliche Benutzung und nicht die entzweierende Verweigerung der Arbeit war, entgegenstanden, wurden die Gewerkschaften nach dem 1. Mai entmachtet. „Die faschistische Intervention in den Klassengegensatz beseitigte zunächst nahezu vollständig die Bewegungsmöglichkeit einer Seite, nämlich die der Arbeiterklasse. Das artikulierte Treueverhältnis war dem Inhalt nach also die umfassende Despotie des Kapitals.“ (Behrens 1980b, 237) Das private Ausbeutungsverhältnis wurde intakt gelassen, aber erstens nicht als Gegeneinander, sondern als sich ergänzende Funktionen in der nationalen Produktion dargestellt, und zweitens um ein volksgemeinschaftliches Element ergänzt: Außerhalb der eigentlichen Arbeitszeit wurde Gemeinschaftsarbeit organisiert, in der von

⁷ „Wir wissen, dass dieser Prozess des Zueinanderfindens und gegenseitigen Verstehenlernens nicht eine Sache von Wochen oder Monaten, ja auch nur wenigen Jahren sein kann. Allein, wir haben den unerschütterlichen Willen, diese große Aufgabe vor der deutschen Geschichte zu erfüllen, haben den Entschluss, die deutschen Menschen wieder zueinander zu führen, und wenn es sein muss, zueinander zu zwingen.“ (Hitlers Rede zum 1. Mai 1933, zit. n. Behrens (1980a, 135))

⁸ „Arbeiter und Angestellte eines Betriebes bildeten nach dem AOG [Gesetz zur Ordnung der nationalen Arbeit vom 20.1.1934] die Gefolgschaft, der Unternehmer war der Führer“ (Behrens 1980b, 237).

der Allgemeinheit nutzbare Einrichtungen wie Schwimmbäder gebaut wurden, deren Materialien von den Kapitalisten beigesteuert wurden und die formell auch in deren Eigentum blieben, aber als Gemeinschaftswerk für die Gemeinschaft erscheinen sollten und konnten, insofern alle Seiten ‚das Ihrige‘ beisteuerten. „So war der Faschismus nicht Revolution des Ideologischen, aber doch Revolution im Ideologischen; nicht Revolution der gesellschaftlichen Grundlage, aber doch Revolution in der Organisation des (Er-)Lebens dieser Grundlage; Revolutionierung nicht der Herrschaft, aber doch der Herrschaftssicherung. Er schaffte die Sphäre politischer Konflikt austragung ab, schuf eine Reihe neuer Instanzen und Staatsapparate, darunter vor allem einen den gesamten Überbau (mit Ausnahme der Wehrmacht, zumindest bis 1944) durchdringenden Gewaltapparat und mittels dieses Gewaltapparats und der außer- und übernormativen ‚Führergewalt‘ (Buchheim) ein völlig verändertes Kräfteverhältnis und insofern eine tiefe Umordnung in der Beziehung zwischen den verschiedenen gesellschaftlichen Instanzen. Kurz, er revolutionierte das, was man das ideologische Dispositiv der Gesellschaft nennen kann, die verfügende Anordnung, in der, vor aller ‚Ideologie‘ im Sinne von Ideengebäuden, die Produktion ideologischer Diskurse verfügt ist.“ (Behrens 1980a, 74) Dass die Nationalsozialisten, noch bevor sie den Staat nach ihrer Façon umbauen konnten, zunächst einen ausreichenden Kollektivwillen und Zustimmung organisieren mussten, die ihnen überhaupt erst ermöglichten, die Macht des Staats unter ihre Verfügung zu bringen, geht in dieser Einschätzung verloren. Die neuen praktischen Anordnungen schufen nicht erst die Ideologisierung, sondern waren Durchführung des Programms, mit dem die Nationalsozialisten angetreten waren, die deutsche Nation auf Vordermann zu bringen. Wenn das PIT analysiert: „Jegliche Opposition war Negation dieser neu gesetzten Verhältnisse, war Klassenkampf – somit rücksichtslos zu bekämpfen. Die Faschisten betrieben die Uminterpretation der Realität nicht als nur theoretische Operation, sondern als einen einheitlichen Prozess von Praxis und Interpretation“ (Behrens 1980a, 237), dann drückt sich darin die Idee aus, dass die Ideologisierung vor allem als praktische Inszenierung des Gemeinschaftslebens durch den Staat betrieben wurde. In Wahrheit hat man es darin mit der Übersetzung einer Weltauffassung in die praktische Wirklichkeit zu tun, die diese Weltauffassung nicht erst hervorbringt, sondern bestätigt und durch sie gerechtfertigt wird.

Jenseits der distributiven Voraussetzungen ist für Hitlers Rede somit auch eine wesentliche Bedingung, dass seine Aussagen an die gesellschaftliche Wirklichkeit so anknüpfbar sind, dass sie für viele als politische Lösung erscheinen können, und mehr noch ist auch eine diskursive Wirklichkeit Bedingung, in der die gesellschaftliche Wirklichkeit in anknüpfbarer Weise vorverarbeitet ist. Das heißt selbstverständlich nicht, dass die Rede widerspruchsfrei oder ideologiefrei sein muss, um Erfolg zu haben. Nur: die äußere Anordnung alleine kommt für den Inhalt des kollektiven Willens nicht auf, der organisiert werden soll. Dabei ist die Inszenierung und äußerliche Organisation auch nicht kleinzureden: Die Rede am 1. Mai 1933 ist eine staatlich organi-

sierte breite Öffentlichkeit, ein pompös inszeniertes und medial verbreitetes Großereignis, das den Rezeptionsrahmen schafft, in dem jetzt die allgemeinen Begründungen für die Politik der Nationalsozialisten aufgerufen werden.

Diese nimmt die kapitalistische und nationalstaatliche Struktur der Wirklichkeit prinzipiell so hin, wie sie sie vorfindet. Das nationalsozialistische Programm stützt sich auf den äußeren Gegensatz der Staaten, um auf die Stillstellung des inneren Gegensatzes einzuschwören. Mit dem nationalistischen Programm, die nationale Ökonomie über ihre realen Benutzungsverhältnisse hinweg zu einem kooperativen Gemeinschaftsprojekt umzudeklariieren, wird darin in besonderer Weise ernst gemacht. Das Angebot an die Unterworfenen ist eine ideelle und potentiell materielle Teilhabe an der Stärke des deutschen Staats durch zustimmende praktische Unterstellung unter die Anforderungen und Entbehrungen, die das nationalsozialistische Programm an die Glieder der Volksgemeinschaft stellt.

Das nationalsozialistische Programm steckt voll der Ideologie im Sinne Benutzungsverhältnisse verschleiender Denkweisen. Ideologisch ist die Kompensation der materiellen Entbehrung durch ideellen Lohn, als ob über den ‚Respekt‘ gegenüber den Ausgebeuteten das Benutzungsverhältnis selbst aufgehoben würde. Ideologisch ist die Naturalisierung der kapitalistischen Staatenkonkurrenz als Lebenskampf der Völker, nicht nur, weil darin das Volk und mithin jeder Volksgenosse als Subjekt und nicht als einem Staat Unterworfenen erscheinen, sondern auch weil die Zwecke, die menschliche Gesellschaften bestimmen, zu einem blinden Naturprinzip umgedeutet werden. Ideologisch ist auch die Umdeutung der gewaltsamen Unterwerfung als rationale Unterstellung unter die Führerpersönlichkeit. Subjektive Unterwerfung in Form der Zustimmung zu den Verhältnissen, also die Übernahme der Herrschaft in den Willen der Unterworfenen, hebt die Herrschaft nicht auf, weil der Zwang gegen die Unwilligen dadurch nicht aufgehoben ist. „Das deutsche Volk ist zu sich gekommen. Es wird Menschen, die nicht für Deutschland sind, nicht mehr unter sich dulden.“ (Hitlers Rede zum 1. Mai 1933, zit. n. Behrens (1980a, 140)).

Ebenso ideologisch ist die Umartikulation der Not der Arbeitslosen in Not des Volkskollektivs. Die Not des Arbeitslosen in einer kapitalistischen Ökonomie besteht nicht darin, dass er von Arbeit ausgeschlossen ist – wenn keine Gegenleistung dafür verlangt wird, findet sich immer ein Abnehmer –, sondern dass er vom Reichtum der Gesellschaft ausgeschlossen ist. Der ideologische Kurzschluss kommt dadurch zustande, dass der Arbeitslose zusätzlich noch von seiner einzigen Reichtumsquelle, die ihm diese Verhältnisse gewähren, abgeschnitten ist: der rentablen Benutzung seiner Arbeitskraft im Tausch gegen Lohn. Hitler hält dagegen, dass sich die kapitalistisch nicht gebrauchte Arbeitskraft durchaus noch für Staatszwecke gebrauchen lässt und dass die schlimmste Not durch Spenden und Umverteilung durch den Staat beheben lässt. Nur, die Ursachen der Not sind damit nicht beseitigt, lediglich die Symptome bekämpft.

Wenn man nun von einer Sprache des Nationalsozialismus reden kann, dann nicht, weil sich

äußerliche oder rhetorische Charakteristika aufsammeln lassen. Den Kern der Sache findet man in der darin organisierten gedanklichen Stellung zu der Welt, die ihre gegenständliche Voraussetzung bildet. Diese Haltung findet an diesen grundsätzlichen antagonistischen Strukturen nichts auszusetzen, stellt sich als Problem also nicht deren Aufhebung, sondern die nationale Bewährung darin. Sich den Nationalsozialisten anschließen, ihnen zustimmen, heißt nicht zuletzt, sich diese Gedanken, diese Weltauffassung einleuchten zu lassen, sich ihre Begriffe, Urteile und Bewertungen anzueignen, dem widersprechende Orientierungselemente wegzuarbeiten und durch die neuen zu ersetzen. Dass diese Weltauffassung nicht die Form eines Gedankengebäudes annehmen muss, ist dafür tatsächlich eine nebensächliche Angelegenheit, weil es für die Zustimmung ausreicht, den Alltagsverstand zu prägen, auf die Zustimmung professionalisierter Philosophen lässt sich im Zweifelsfall verzichten. Das bedeutet aber nicht, dass man es nicht mehr mit zusammenhängenden Gedanken zu tun hätte. Wenn gesagt wurde, dass diese Weltauffassung beziehungsweise Sprache reich an Ideologie ist, dann bedeutet das unmittelbar auch, dass sie Gedanken enthält und organisiert – nicht, dass diese Gedanken richtig sind. Eine Weltauffassung ist ein mehr oder weniger kohärentes System, die Welt gedanklich zu verarbeiten, sich in ihr zu positionieren und sich zu ihr auch praktisch zu stellen. Dies ist nichts, was die Nationalsozialisten in die Welt gebracht hätten, vielmehr ist dieser sprachlich-gedankliche Bereich Voraussetzung jeglicher Gesellschaftlichkeit und kollektiven Willensbildung, mithin jede politische Auseinandersetzung Bearbeitung und Umformung dieser Sphäre der sprachlich-orientierenden Verarbeitung der Verhältnisse durch die Individuen, die in ihnen leben und sie erzeugen.

Gramsci eruiert die gesellschaftliche Stellung der Sprache als wesentliches Moment des Überbaus im Zusammenhang mit der Herstellung von Hegemonie und einem geschichtlichen Block sowie mit der Schaffung eines Kollektivwillens. Seine Kategorie der Weltauffassung ist geknüpft an ein Ernstnehmen des Denkens als Moment des gesellschaftlichen Gefüges, allerdings behandelt er Denken als geschichtliches Wirkungsmoment, sowie es Massen ergreift, nicht als die ideale Seite des Lösens praktischer Lebensprobleme. Um einer konkreteren Sprachanalyse näherzukommen, folgte ein Blick in die an Gramsci anknüpfende Ideologietheorie. Auch wenn das PIT die Stellung des Denkens gegenüber Gramsci herabsetzt, spürt es Gedanken in der Ideologiekritik des Nationalsozialismus auf und setzt sie mit Sprachoperationen ins Verhältnis. Dabei zeigte sich, dass zum Verständnis dessen, was Hitler mit und in seiner Rede *macht*, nicht nur das ganze Set an Sprachspielen auf Seiten der Rezipienten angeeignet worden sein muss, damit die Rede verarbeitet werden kann, sondern ein ganzes gesellschaftliches Diskursrelief bereits ausgebildet worden sein muss, zu der die Rede gewissermaßen in Beziehung tritt, die ihren Hintergrund bildet. Ein letzter Anlauf, die gesellschaftliche Stellung der Sprache besser zu verstehen, versucht dieses Verhältnis nicht wie Gramsci dadurch zu klären, dass Sprache vom Ausgangspunkt einer Gesellschaftstheorie her eingeordnet wird, sondern dadurch, dass von einer

diskursanalytischen Tradition zu einer Gesellschaftsanalyse hin aufgeschlossen wird.

5.4 Diskurstheorie nach Norman Fairclough

Im Verlauf des 20. Jahrhunderts hat sich eine beachtliche (Begriffs-)Verschiebung in der wissenschaftlichen Beschäftigung mit Sprache vollzogen. Der Diskursbegriff, der bei den Sprachtheoretikern der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts noch keine Rolle spielte, hat ab den 1970er Jahren eine steile Karriere bis zur sprachanalytischen Kernkategorie in weiten Teilen der Geisteswissenschaften gemacht. Der Grund wird darin zu suchen sein, dass keine andere Kategorie im selben Maße dazu befähigte, auf einer inhaltlichen Ebene die empirische Fülle dessen, was tatsächlich gesagt und geschrieben wird, aufzunehmen und in eine Ordnung und einen gesellschaftsübergreifenden Zusammenhang zu bringen. Mit dem Diskursbegriff wird die Aufmerksamkeit auf das gesamte Feld der gesellschaftlichen Textproduktion, auf die Kontinuitäten und Verschiebungen in diesem Feld gelenkt. Darin liegt die Gefahr des sprachidealistischen Übergangs, all die entdeckten Verweise *zwischen* Texten zu einem gewissermaßen autonomen Textuniversum zu verselbständigen, das in Wahrheit nichts als die abstrakte idealistische Operation von Theoretikern darstellt, die alle Abhängigkeit der Sprache von der materiellen und gesellschaftlichen Wirklichkeit als irrelevant oder zweitrangig behandeln und begrifflich ausblenden. Diskursidealismus existiert auch in einer Art kurzschlüssigen Aufhebung der Differenz zwischen sprachlichen Operationen und sozialer Praxis in einem integralen Diskursbegriff, in dem die gesellschaftliche Wirklichkeit mit den kontingenten Regeln des historisch vorfindlichen Diskurses ineins fällt und folglich die Spezifik und Stellung der Sprache, als unterschieden von den gesellschaftlichen Strukturen, nicht erfasst werden kann. Damit werden materialistische Erklärungen ebenso wie Ideologiekritiken schon auf kategorialer Ebene erschwert oder gar ausgeschlossen werden.

Durch den bisherigen Argumentationsgang dieser Arbeit sollte hinreichend begründet sein, dass eine Sprachtheorie, die ergründen will, womit man es bei Sprache zu tun hat, welche Stellung sie in der menschlichen Welt hat, von der grundsätzlichen Unterscheidung zwischen Zeichenoperationen und anderen materiellen Handlungen ausgehen muss, weil ohne die Unterscheidung auch der gesellschaftlich entwickelte Zusammenhang beider nicht festgehalten werden kann. Im Abgrenzung zu den genannten idealistischen Tendenzen und mit dem Ziel einer materialistischen Gesellschaftstheorie der Sprache lässt sich unter den zahlreichen Ansätzen, die mit einem Diskursbegriff arbeiten, am besten an das Werk Norman Faircloughs anknüpfen, da es ihm 1. selbst darum geht, eine „social theory of language“ (Fairclough 2002, 1) zu entwickeln, die zentral zwischen „discourse and social structure“ (Fairclough 2002, 65) unterscheidet, als er 2. das Anliegen verfolgt, in seiner Theorie das Verhältnis zwischen Gesellschaft und Sprache

bzw. Diskurs zu bestimmen, und er sich 3. auf eine materialistische Gesellschaftstheorie stützt, die sich an Gramscis Marxismus anlehnt und die er in Anknüpfung an Bob Jessop „cultural political economy“ (Fairclough 2006, 27) nennt.

Fairclough schließt in seinen Arbeiten eine Reihe verschiedener Wissenschaftstraditionen zusammen, darunter 1. eine marxistische Gesellschaftstheorie gramscianischer Prägung und marxistische Ideologie- und Kulturtheorie, 2. Foucaults Diskursanalysen sowie 3. die innerhalb der Linguistik entwickelten Werkzeuge der Sprach-, Text-, und Gesprächsanalyse. Mit diesem Ansatz wurde er zu einem Wegbereiter und Protagonisten der vor allem im angelsächsischen Raum verbreiteten interdisziplinären Strömung der Critical Discourse Analysis (CDA). Im Rahmen dieses Ansatzes sind in erster Linie gesellschaftswissenschaftliche Methoden der kritischen Sprachanalyse entwickelt und unzählige empirische Studien (also Diskursanalysen) durchgeführt worden. Fairclough hebt sich in diesem Feld dadurch ab, dass er auch allgemeinere gesellschaftstheoretische Fragestellungen in den Vordergrund stellt. Daher genügt es für die Zwecke dieser Arbeit, sich auf sein Werk zu beschränken, das einer expliziten Sprachtheorie am nächsten kommt.

5.4.1 Ausgangspunkt und Mängel von Faircloughs Diskursbegriff

In Faircloughs Sprachtheorie nimmt der Diskursbegriff eine zentrale Stellung ein. „I shall be using ‚discourse‘ where linguists have traditionally written about ‚language use‘, ‚parole‘ or ‚performance‘.“ (Fairclough 2002, 62) Der Diskursbegriff wird hier zu einer, wenn nicht der Zentralkategorie der Sprachtheorie und soll es ermöglichen, die manifeste Sprachpraxis der wissenschaftlichen Analyse zugänglich zu machen, und zwar „as a form of social practice, rather than a purely individual activity or a reflex of situational variables.“ (Fairclough 2002, 63) Während Saussure die von der Linguistik zu erforschenden Regeln der Sprache auf der Ebene der (Semantik der) Wörter und (Grammatik der) Wortzusammensetzungen ausmachte und den Gebrauch dieses Systems in das vermeintlich regellose Reich der individuellen Rede abschob, ist das Untersuchungsfeld hier auf den Zusammenhang zwischen Texten und gesellschaftlicher Praxis ausgedehnt und verschoben: „what makes [language use] systematic is its correlation with social variables: language varies according to the nature of the relationship between participants in interactions, the type of social event, the social goals people are pursuing in an interaction, and so forth“ (Fairclough 2002, 63).

An dieser Feststellung, dass ein systematischer Zusammenhang zwischen Sprachgebrauch und den Gebrauchssituationen und -modalitäten besteht, ist auffällig, dass die vermeintliche Erklärung („what makes“) lediglich diesen äußerlichen Zusammenhang, nicht aber den Grund angibt, nämlich dass Sprache als Orientierungs-, Koordinierungs-, *Denkmittel* gebraucht wird. Um als solches nicht nur den *Situationsbedingungen*, sondern den darin verfolgten *Zwecken* ge-

mäß zu sein, muss dieses Mittel spezifischen sachlich-technisch bedingten Logiken genügen, die in der Grammatik (im wittgensteinschen Sinn) nicht sich ausdrücken, sondern bestehen. Der festgestellte systematische Zusammenhang ist also nicht einfach bloß da, sondern erklärt sich aus dem, was Sprache ist, also ihrer Bestimmung als zweckdienliches und sogar zweckkonstituierendes Mittel (in dem Sinn, dass durch Sprache überhaupt erst Zwecke in die Welt gelangen, die über die elementarsten mittelbedingten Zielbestimmungen hinausreichen). Verallgemeinert sei daran der theoretische Grundmangel von Faircloughs Theorie festgehalten, dass er, obwohl er Sprache als genuin gesellschaftliches Phänomen bestimmt, nicht zu Zweckbestimmungen gelangt, die doch gerade wesentliches Vermittlungsmoment aller menschlichen Beziehungen, umso mehr der Gesellschaft sind.⁹

Wie in allen Diskurstheorien ist Faircloughs Einsatzpunkt die Mannigfaltigkeit der manifesten Sprachäußerungen, sowohl des schriftlichen also auch des mündlichen Sprachgebrauchs, was er beides als Text bezeichnet (Fairclough 2002, 4). Die in der Gesellschaft produzierten Texte bilden für ihn das unmittelbare Ausgangsmaterial, dessen Vermittlungsbedingungen er dann einzuholen versucht. Während die Kulturhistorische Schule nach der Genese der Sprache als Denkmittel fragt und Sprache in Form von materiellen Zeichen als in den sozialen und subjektbildenden Prozess eintretendes und sich zum Moment desselben entwickelndes Element *erklärt*, also zumindest auf einer von der bestimmten Gesellschaftsform absehenden Abstraktionsebene eine Antwort auf die Frage gibt, was Sprache ist, nimmt Fairclough Text und Sprache nicht als etwas *grundsätzlich* Erklärungsbedürftiges, sondern fragt gleich schon nach der *Wechselwirkung* zwischen Gesellschaft und Sprache, ohne letztere selbst ausreichend zu bestimmen. Damit übereinstimmend bedeutet ‚Dialektik‘ bei ihm auch nicht die Vermittlung von Bestimmungen, sondern so etwas wie die „schlechte Unendlichkeit“ einer prozessierenden Wechselwirkung: „It is important that the relationship between discourse and social structure should be seen dialectically if we are to avoid the pitfalls of overemphasizing on the one hand the social determination of discourse, and on the other hand the construction of the social in discourse.“ (Fairclough 2002, 65). Er fragt nicht danach, was Sprache selbst ist, sondern setzt sie als gegeben voraus und fragt unter dieser impliziten Voraussetzung danach, wie sie von gesellschaftlichen Strukturen bestimmt wird, wie sie selbst transformiert wird und umgekehrt auch zum gesellschaftlichen Wandel beiträgt. Ohne Bezug auf die Zweckkategorie gelangt er so lediglich zu einer ‚chemistischen‘¹⁰ Auffassung der Vermittlung von Sprache und Gesellschaft: Wenn sich gesellschaftliche Verhältnisse verändern, hat das Auswirkungen („effects“) auf die Sprache, wenn sich Diskurse ‚verschieben‘, hat das Auswirkungen auf die Menschen und die Gesellschaft. Aber die Kategorie der Wirkung bleibt der Sache äußerlich, wenn es sich um Mittel-Zweck-Verhältnisse han-

⁹In dem Zitat von S. 63 spricht Fairclough zwar von „goals“, aber lediglich als Korrelat des Sprachgebrauchs. Die Bestimmung bleibt äußerlich.

¹⁰Vgl. Hegel (1986, 428ff).

delt, in denen die subjektive Verarbeitung genannter Veränderungen vermittelnd dazwischentritt. Zwar sind materielle Mittel (Zeichen mit inbegriffen) nicht das einfache Resultat von Zwecksetzungen. Das Feld verfügbarer Mittel bestimmt wesentlich die Wahl der Zwecke. Doch dieses Wechselverhältnis hebt die Kritik nicht auf, dass dieser Zusammenhang mit ‚Wirkung‘ nicht richtig erfasst ist. Hier gerät kategoriell aus dem Blick, dass Text die Objektivation von Denken darstellt, das als *Moment* in das durch Zwecke geleitete Handeln von Menschen eingeht. Dieser kategorielle Mangel erstreckt sich auf alle Bestimmungen, die Fairclough gibt. Nichtsdestotrotz gelangt er mit seinem Ansatz zu Konzepten, die sich für die Erschließung der gesellschaftlichen Stellung der Sprache als hilfreich erweisen, weil er mit ihnen zu einer Analyse vorstößt, die die konkreten Sprachoperationen im Handgemenge des gesellschaftlichen Lebens aufgreift und zu umfassenderen Strukturen ins Verhältnis setzt.

5.4.2 Diskurs als Interaktionsregeln

In seinem Modell unterscheidet Fairclough drei Ebenen bzw. Dimensionen der Diskursanalyse, die für ein umfassendes Verständnis (eine integrale Deutung) konkreten Sprachmaterials beachtet und aufeinander bezogen werden müssen. „Any discursive ‚event‘ (i.e. any instance of discourse) is seen as being simultaneously a piece of text, an instance of discursive practice, and an instance of social practice.“ (Fairclough 2002, 4) In diesem Drei-Ebenen-Modell werden mehrere wissenschaftliche Traditionen, die auf den unterschiedlichen Analyseebenen operieren, zusammengeführt: „These are the tradition of close textual analysis and linguistic analysis within linguistics, the macrosociological tradition of analysing social practice in relation to social structures, and the interpretivist or microsociological tradition of seeing social practice as something which people actively produce and make sense of on the basis of shared commonsense procedures.“ (Fairclough 2002, 72) Die mikrosoziologische Ebene kommt dabei für die Diskursanalyse im engeren Sinne, die Analyse der Diskurspraxis („discursive practice“), auf. „A text is a product rather than a process – a product of the process of text production. But I shall use the term *discourse* to refer to the whole process of social interaction of which a text is just a part.“ (Fairclough 2001, 20). Auf dieser Ebene wird zusätzlich zum unmittelbaren Textmaterial dessen Produktion, Distribution und Konsumtion thematisiert, was notwendig die subjektiven Partizipationsbedingungen mit einschließt: „One can neither reconstruct the production process nor account for the interpretation process purely by reference to texts: they are respectively traces of and cues to these processes, and can be neither produced nor interpreted without members’ resources.“ (Fairclough 2002, 72) In diesem Begriff der individuellen Ressourcen (eines Teilnehmers an einer Sprachpraxis), abgekürzt „MR“, fasst Fairclough die subjektiven Fähigkeiten des Operierens mit Sprache, die dadurch eine gesellschaftliche Dimension besitzen, dass sie „socially transmitted and, in our society, unequally distributed“ (Fairclough 2001, 20) sind. Bei der

genannten „gesellschaftlichen Vermittlung“ mag man an die Aneignungstheorie der Kulturhistorischen Schule denken, allerdings ist am Begriff der individuellen Ressourcen zugleich auffällig, dass die Beziehung zwischen Sprecher und Sprache lediglich als ein Verfügungsverhältnis gedacht ist: Das Individuum greift zurück auf das, was es sich gewissermaßen wie ein äußerliches Wissen angeeignet hat – dass die Verinnerlichung der Orientierungsmittel in die Subjektbildung substanziell eingeht, mangelt dieser Bestimmung. Dem entspricht, dass Sprachproduktion eben auch nicht als Denkvorgang verstanden wird und folglich so etwas wie verinnerlichte sprachliche Denkmittel überhaupt nicht thematisiert werden. Die dritte Analyseebene ist der gesellschaftliche Kontext der Textproduktion, -distribution bzw. -konsumtion, was neben der unmittelbaren sozialen Situation auch „the level of the social institution which constitutes a wider matrix for the discourse“ sowie „the level of the society as a whole“ (Fairclough 2001, 20f) umfasst. Daraus ist ersichtlich, dass das Theoriedesign nicht logisch-genetisch ist, also nicht synthetisch von einfachen Fällen ausgehend die komplexeren und vermittelten Strukturen zu erklären versucht, sondern in dem Sinne analytisch bleibt, dass es von einem synchronen Schnitt ausgeht und die daran unterschiedenen Ebenen als Voraussetzungen behandelt, die nachträglich aufeinander bezogen werden.

Von der expliziten Begriffsbestimmung her genommen, wird Diskurs hier als die gesellschaftliche Praxis der Erzeugung von und des Umgangs mit Text verstanden. Daher ist es wenig erstaunlich, dass Fairclough auf eine Mehrdeutigkeit des Begriffs ‚discourse‘ aufmerksam macht, der wir bereits in Wittgensteins Praxisbegriff begegnet waren: „The terms *discourse* and *practice* have what we might call a ‚felicitous ambiguity‘: both can refer to either what people are doing on a particular occasion, or what people habitually do given a certain sort of occasion. That is, both can refer either to action, or to convention.“ (Fairclough 2001, 23) In gewisser Hinsicht wäre ‚Muster‘ ein besserer Begriff als ‚Konvention‘, da es bei der getroffenen Unterscheidung gar nicht ausgemacht ist, ob es sich um eine Übereinkunft, eine Norm oder schlicht eine Gepflogenheit handelt. Der Begriff ‚Konvention‘ drückt allerdings besser den kollektiven Charakter des Musters aus, auch wenn die im Zitat vorgenommene Unterscheidung eine andere ist. Fairclough jedenfalls schlägt zur Auflösung der Mehrdeutigkeit des Ausdrucks ‚discourse‘ vor, im Zweifelsfall von Diskurskonvention im einen Fall und von Diskursereignis im anderen Fall zu sprechen.

In seiner Analyse von Diskurskonventionen thematisiert Fairclough Sprachregeln in einer umfassenderen und stärker empirischen Perspektive als Wittgenstein oder Brandom, gleichzeitig rückt der Charakter des Logischen und das Denken Vermittelnden in den Hintergrund. Während sich Wittgenstein in seinen Sprachanalysen auf grammatische Aspekte des Sprachgebrauchs konzentriert und der Interaktionsaspekt lediglich am Rande zur beispielhaften Erläuterung des Sprachspielbegriffs eine Rolle spielt und Brandom wiederum die Interaktionsregeln nur für einen

sehr begrenzten (wenn auch bedeutsamen) Aspekt der Sprachpraxis zu explizieren versucht, gewinnt man bei Fairclough einen Eindruck des Reichtums sprachbezogener Interaktionsregeln, die eine Gesellschaft aufzuweisen hat. Das schließt insbesondere die darin vermittelte und sich manifestierende Ausübung von Macht mit ein.

Ein sich durch allen Sprachverkehr ziehender Grundaspekt der Regelung von Diskursinteraktionen etwa sind unterschiedlichen Subjektpositionen zugewiesene Partizipationsrechte und -pflichten, die vor allem den Redewechsel bestimmen („turn-taking system“). Bei Brandom war uns schon ein solches System als Bestandteil des idealisierten Begründungsdiskurses begegnet. Fairclough beschreibt als Beispiel den herrschenden Lehrer-Schüler-Diskurs: „Pupils take turns only when a question is addressed to the class as a whole or an individual pupil. Pupils cannot normally self-select; teachers, conversely, always self-select because pupils cannot select teachers. And it is not only the taking of turns that is constrained for pupils, it is also the content of the turns they do take: they are essentially limited to giving relevant answers to the teacher’s questions. And the criteria for relevance are also the teacher’s!“ (Fairclough 2001, 112) Damit ist eine wesentliche Dimension dieses Diskurstyps beschrieben: Asymmetrisch verteilte Verhaltensnormen für die Subjekte, die in dieses Verhältnis eintreten. Neben dem Redewechsel beinhalten Diskurstypen in der Regel noch weitere Festlegungen, die wiederum nach Subjektpositionen variieren können: „a discourse type embodies certain constraints on contents, subjects and relations, or on the experiential, expressive and relational meanings which it makes possible.“ (Fairclough 2001, 124) Das Beispiel verdeutlicht, was damit gemeint ist, dass im Diskurs Subjektpositionen konstruiert werden. Im obigen Beispielfall ist der gesellschaftliche Status dem Diskurs in dem Sinne äußerlich, als niemand dadurch zum Schullehrer wird, dass er sich vor eine Schulklasse stellt und sich *wie* ein Lehrer gebärdet, sondern durch Anstellung als Lehrer in einer Schule. Gleichzeitig ist die gesellschaftliche Stellung der Akteure nichts, was von sich aus das Redeverhalten regelt – verschiedene Subjektpositionen unterscheidende Interaktionsregeln sind Teil der Diskursnormen. Soweit also diese Regeln im Diskurs nach Subjektpositionen unterschieden sind, bezeichnen diese Positionen eine Eigenschaft der Diskurse selbst.

Diskurstypen wie das beschriebene Lehrer-Schüler-Verhältnis sind nach Faircloughs Auffassung verschiedenen Situationen zugeordnet, für die sie Interaktionskonventionen oder -normen beinhalten, deren Regeln den Subjekten bekannt sind und auf die sie sich gemäß der Situation beziehen können, wobei der Charakter der Situation nicht nur von der unmittelbaren Umgebung, sondern von der gesellschaftlichen Ordnung abhängt: „observable features of the physical situation, and text which has already occurred, do not themselves determine the situational context, though they are important cues which help the interpreter to interpret it. These cues are ‚read‘ in conjunction with, and in the light of, an element of the interpreter’s MR: the social orders that she brings to interpretation, that is the particular representations of how ‚social space‘ is organized

that the interpreter had in her MR. A social order is a sort of typology of social situation types, and interpreting is a matter of assigning an actual situation to a particular type.“ (Fairclough 2001, 125) Das Feld der durchgesetzten Diskurse in ihrer Zuordnung zu gesellschaftlichen Situationen nennt Fairclough Diskursordnung, ein Relief der Sprachpraxis und -normen, das über die Ordnung der Gesellschaft gelegt und gleichzeitig vermittelnder Teil von ihr ist. Hier von Zuordnung zu sprechen, erfasst allerdings nur die Seite der Variabilität des Diskurses gegenüber der Situation. Im Lehrer-Schüler-Beispiel ist der Diskurs eine spezifische Verkehrsform, die die gesellschaftlichen Zwecke des staatlichen Schulsystems ausfüllt und die entsprechenden Machtverhältnisse reflektiert. In diesem Sinne konstruieren die Subjektpositionen des Diskurses nicht nur reale Subjektpositionen, sondern artikulieren auch vorausgesetzte gesellschaftliche Stellungen und damit an die Hand gegebene Mittel.

Damit ist soweit nur der Fall des anerkannten Normaldiskurses beschrieben. Tatsächlich betont Fairclough das Nicht-Deterministische im Verhältnis von einzelner Textproduktion bzw. -konsumtion zur Diskurskonvention: Die einzelne Sprachinteraktion folgt nicht nur den Konventionen eines oder mehrerer Diskurse, sondern bedient sich bei ihnen und behandelt sie als Muster und Ressourcen, ist also mehr als bloß eine Instantiierung der allgemeinen Norm: „In saying that discourse *draws upon* discourse types [...], I have been trying to avoid any suggestion of a mechanical relationship between the two.“ (Fairclough 2001, 25) So interpretieren die beteiligten Subjekte nicht nur die Situation, um sie einzuordnen und Diskursen zuzuordnen, an deren Regeln sie sich dann orientieren, sie bestimmen sie auch mit, indem sie einen Diskurstyp initiieren, auf ihn hinlenken, ihn durchzusetzen oder einen etablierten Diskurs zu verändern oder brechen versuchen.¹¹

¹¹Ein Beispiel mag es anschaulich machen, wie Fairclough implizite Diskurskonventionen und -brüche expliziert: „Let us begin with a text where struggle is overt – an interview between a youth (Y) suspected of involvement in a crime, and his headmaster (H).

(1) H: Why didn't you go straight down Queen Street?

(2) Y: I'm not walking down there with a load of coons from St. Hilda's coming out of school.

(3) H: Why's that?

(4) Y: Well that's obvious, isn't it? I don't want to get belted.

(5) H: Well there isn't usually any bother in Queen Street, is there?

(6) Y: No. None of us white kids usually go down there, do we? What about that bust-up in the Odeon carpark at Christmas? [...]

There are various ways in which Y exercises more control over the discourse than one might expect, exceeds his discourses, rights' and does not fulfil his ,obligations'. Firstly, he challenges H's questions at two occasions (turns 2 and 4), rather than answering them directly [...]. Secondly, in turn 6 Y asks a question which H answers [...]. Thirdly, the answers which Y does give to H's questions go beyond what is directly relevant [...]. Fourthly, Y shows no sign of adapting his style of talk to the relevantly formal setting; he appears to treat the interview to an extent as if it were a conversation [also als anderen Diskurstyp], and to treat the headmaster as a peer [als andere, gleichgestellte Subjektposition]. This is most evident in Y's vocabulary (*belted*, *kids*, *bust-up* and especially in the use of the racist word *coons*. I think we would expect people who would use this sort of vocabulary with their friends to be influenced by the setting, occasion, and the power and distance separating them from for instance a headteacher to avoid it.“ (Fairclough 2001, 57f)

Hier wird sichtbar, weshalb über einen Diskursbegriff so leicht Sprache und soziale Praxis ineins geworfen werden. Denn die bislang behandelten Sprachregeln unterscheiden sich nur dadurch von anderen Interaktionsregeln, dass sie eben die Sprachproduktion betreffen. Umgekehrt lässt sich genau dieser Unterschied aber auch festhalten: Die in die soziale Situation eingebettete Sprachverwendung hat eine genau abgrenzbare und bestimmbare Stellung darin. Gegen diese genaue Abgrenzbarkeit mag eingewandt werden, dass die nichtsprachlichen Handlungen und die Situationen insgesamt auch sprachlich reflektiert werden (können) und diese Reflexion auf ihre zweckmäßige Gestaltung Einfluss hat. Aber genau diese Art der sprachlichen Reflexion ist von der betreffenden Situation zeitlich und örtlich abtrennbar. Der Lehrer kann zu Hause, im Gespräch im Lehrerzimmer oder bei der Lektüre einschlägiger Literatur überdenken, wie er das Kommunikationsverhältnis im Klassenzimmer gestaltet. Auf den Einwand lässt sich also erwidern, dass die Abtrennbarkeit gerade Ausweis der wesentlichen Verschiedenheit von Situation und Sprache ist. Ein hierin zur Geltung kommender thematisch-inhaltlicher Diskursbegriff wird im übernächsten Abschnitt eingeführt werden.

5.4.3 Hegemonie, Macht und Diskurs als Interaktion

Es ist unmittelbar sehr viel leichter, unwiderständiger, voraussetzungsärmer, etablierte Diskurse mit ihren gesetzten Interaktionsregeln, Subjektpositionen und Normalverläufen in Anschlag zu bringen als umstrittene oder gar nicht als Allgemeingut vorausgesetzte Diskurse. Jede Brechung von Erwartungen kann Irritationen hervorrufen, die durch den Diskurs vermittelte Interaktion erst gar nicht stattfinden lassen oder, wenn der herrschende Diskurs als Transmissionsriemen von Herrschaft fungiert, auch Sanktionen nach sich ziehen. Wenn Diskurse in einem Maße allgemein anerkannt sind, dass Alternativen nicht etabliert sind und sich die ganze Gesellschaft als Selbstverständlichkeit darauf bezieht, nennt Fairclough dies ‚naturalisiert‘. Sein Ideologiebegriff orientiert sich in Anknüpfung an Marx' Fetischanalysen an genau dieser Art als natürlich erscheinenden gesellschaftlichen Beziehungen und Praxen, nur dass im einen Fall die Verdinglichung der über Privateigentumsverhältnisse und Marktbeziehungen vermittelten gesellschaftlichen Arbeit in der dinglichen Werteigenschaft der Arbeitsprodukte zum Ausdruck kommt, während im anderen Fall die Verkehrsform in den ‚überlieferten‘ Sprachbedeutungen des sie vermittelnden Diskurses verdinglicht wird (Naturalisierung von Denkmitteln drückt sich in grammatischen Sätzen aus, die Wittgenstein beispielsweise an der Form „ich kann es mir anders nicht vorstellen. . .“ ausmacht). In beiden Fällen ist dabei der Übergang von einer unmittelbaren zu einer verallgemeinerten Alternativlosigkeit gemacht, von einem aktuellen Abhandensein anderer Mittel für gegebene Zwecke zur Generalisierung dieses Urteils.

Damit ist Normalisierung von Diskursen als Feld von Hegemoniekämpfen identifiziert. Nun spielen allerdings Zwecke, wie bereits ausgeführt, in Faircloughs Gesellschaftstheorie keine Rol-

le. Herrschaft fasst er folglich nicht als Gefügig- und Verfügbarmachung von Menschen für ihnen fremde Zwecke, sondern als ungleiche Machtverhältnisse und gesellschaftliche Auseinandersetzungen demnach als Machtverschiebungen und in diesem Sinne verstandene Hegemoniekämpfe. So richtet sich auch seine Analyse von Diskursen nicht auf die sie vermittelnden und durch sie vermittelten Zwecke, sondern auf darin zum Tragen kommende Machtbeziehungen. Dabei trifft er die Unterscheidung zwischen Macht im Diskurs und Macht hinter dem Diskurs. Zum Beispiel „the medical staff and particularly the doctor exercise power over the patient [...] within encounters based upon this discourse type, in accordance with its conventions, which attribute rights to control encounters to medical staff and especially doctors. And as part of their power, the medical staff are likely to impose the discourse type upon patients, in the sense of putting pressure on them in various ways to occupy the subject position it lays down for patients, and so behave in certain constrained ways. These are aspects of power *in* discourse.“ (Fairclough 2001, 51) Die Macht im Diskurs besteht folglich in den der jeweiligen Subjektposition überantworteten und anerkannten Handlungsmöglichkeiten. Auch das Ausüben von Druck (Androhen von ‚Konsequenzen‘ etc.) kann in diesem Sinne eine Handlungsmöglichkeit innerhalb eines Diskurstyps sein.

Das Durchsetzen und Normalisieren eines Diskurstyps fällt aber nicht mit den normierten Machtverhältnissen innerhalb dieses Diskurses zusammen. Macht hinter dem Diskurs nennt Fairclough „the power effect whereby this discourse type with these properties comes to be imposed upon all of those involved, medical staff as well as patients, apparently by the medical institution or system itself.“ (Fairclough 2001, 51) Die Gestaltung der Konventionen unterliegt einer Institutionspolitik („policing of conventions“) und ist in der Hand der „institutional power-holders“, die die Willfähigkeit des medizinischen Personals durchsetzen „through procedures for disciplining people and dealing with professional malpractice, through promotions, and so forth.“ (Fairclough 2001, 51) Die die Funktionsweise und Organisationsstruktur eines Krankenhauses bestimmenden Zwecke sind allerdings alles andere als der Willkür und den zufälligen Privatinteressen des Managements unterworfen. Das Privatkrankenhaus ist Kapital, sein Zweck dessen Verwertung, der Krankenhausbetrieb wird folglich an Rentabilitätskriterien gemessen, und zwar von den Eigentümern, von deren Willen der derart gemanagte Einsatz der Geldressourcen qua staatlicher Eigentumsgarantie abhängt. Das staatliche Krankenhaus wiederum erhält seine Ressourcen aus dem Staatshaushalt, seine Kriterien unterliegen der staatlichen Gesundheitspolitik sowie des quantitativen In-Beziehung-Setzens der Volksgesundheit (als Moment der Rentabilität der Arbeitsbevölkerung) zu anderen Haushaltsposten seitens der Staatsführung. Damit sind übergeordnete Zwecke bestimmt, deren Mittel der entsprechende Krankenhausbetrieb ist. Dieser ist unter diesen Formen nicht der Zusammenschluss von Menschen, die den gemeinsamen Zweck verfolgen und die Fähigkeiten besitzen, Leid zu lindern, sondern de-

ren Unterordnung unter jene Zwecke im Tausch gegen Lebensressourcen in Form von Geld. Die Durchsetzung von Hierarchien und Betriebspolitiken unterliegt noch vor allen von Fairclough genannten Disziplinierungsmaßnahmen und Beförderungen dieser gesamtgesellschaftlich gesetzten grundlegenden Abhängigkeit des Personals.

Fairclough untersucht in seinen Analysen des Arzt-Patient-Diskurses gemäß der Auffassung des Diskurses als Sprachinteraktionsregeln die Verschiebung von einem autoritären zu einem beratenden Paradigma, das in Zusammenhang mit allgemeineren Verschiebungen von fordistischen zu neoliberalen Regierungsweisen¹² zu sehen ist. Die darin gefasste Verschiebung der Subjektpositionen in diesem Diskurs, die stärkere Einbeziehung des Patienten in die Entscheidung über die Behandlung, betrifft in der Tat einen Aspekt des Wandels des Arzt-Patienten-Verhältnisses in diesem spezifischen Ausschnitt der Geschichte kapitalistischer Gesellschaften. Dennoch ist auffällig, dass daran nur diese Formseite hervorgehoben wird, während das, was den *unmittelbaren* Zweckgehalt der Interaktion ausmacht, in der Analyse gar nicht zur Sprache kommt. Dieser Gehalt besteht zunächst einmal in dem Bedürfnis und Willen des Patienten, Beschwerden zu beseitigen, und der Verfügung des Arztes über Wissen und Mittel, das zu bewerkstelligen. Die Befragung des Patienten nach seinen Beschwerden ist dabei Teil des Heilungsprozesses, insofern der Arzt dadurch Informationen erhält, die zur Einordnung der Beschwerden und damit der Auswahl der Heilungsmethoden beitragen. Damit sind Unterschiede, ja sogar wesentliche Unterschiede in den Analyse-, Einordnungs- und Heilungsmethodenparadigmen, im Umgang mit dem grundsätzlich arbeitsteilig-asymmetrischen Verhältnis zwischen Arzt und Patient und in den das gesamte Setting und die Ressourcenvergabe organisierenden übergeordneten Zwecken nicht aufgehoben. Nur bestimmen diese Rahmenbedingungen alleine nicht, was in diesem Verhältnis überhaupt und auf sprachlicher Ebene geschieht.

Was der Patient über seine Beschwerden zu sagen hat und besonders zu welcher Diagnose, mithin in Sprache organisierter Einordnung der Arzt gelangt, hat zentrale Bedeutung für das, was geschieht, für die Handlungsorientierung der Beteiligten. Dabei spielen nicht nur die eigenen Erfahrungen dieses Arztes eine Rolle, sondern er greift zurück auf Erfahrungen und Theorien einer ganzen Wissenschaftstradition, auf im Studium, in Aus- und Fortbildungen sowie aus Fachzeitschriften erworbene Theorien, Urteile und Schlüsse, welche Teil des mit sprachlichen Mitteln organisierten Gedankenkomplexes Erfassung, Durchdringung, Linderung und Heilung von Krankheitsphänomenen darstellen. Das verweist auf einen thematisch orientierten Diskursbegriff, hier der medizinische Diskurs, der ebenfalls das Arzt-Patienten-Verhältnis betrifft, aber nicht die formellen Interaktionsregeln bezeichnet, sondern die zweckgemäße inhaltliche Orientierung. Fairclough führt Kategorien, mit denen er diesen Orientierungsgehalt thematisieren kann, erst in seinem Spätwerk *Language and Globalization* ausführlich ein.

¹²Für einen allgemeineren Theoriekontext dieses Urteils siehe Candeias (2004)

An Faircloughs Begriff des Diskurses als Interaktion ist festzuhalten, dass damit einerseits das Feld der sprachlich durchdrungenen Verkehrsformen einer Gesellschaft aufgeschlossen wird, andererseits aber 1. der dadurch vermittelte materielle Gehalt des Verkehrs nicht thematisiert ist und somit die Gestalt der Diskurse überhaupt nicht erklären werden kann, 2. mangels Zweckkategorie die Involviertheit der Subjekte nicht ausreichend bestimmt ist, um Abweichungen oder Brüche über ihre bloße Beschreibung hinaus verstehen zu können, und 3. durch Faircloughs einfachen Machtbegriff komplexere Regel- und Herrschaftsstrukturen nicht erfasst werden können, beispielsweise Lohnverhandlungen, die als einfaches Kräftespiel entgegengesetzter Mächte nicht ausreichend bestimmt sind, sondern bestimmte Eigentumsregeln und deren Durchsetzung zur Voraussetzung haben und Teil der Verlaufsform der sich darauf gründenden Wirtschaftsweise mit ihren verschiedenen sich darin entwickelnden Privatinteressen darstellen.

5.4.4 Diskurs als thematischer Zusammenhang

Das bisher behandelte Paradigma des Diskursbegriffs beruht trotz aller historischen Veränderlichkeit auf der auch von Fairclough so explizierten Unterscheidung von Allgemeinem und Einzelfall, also von Regelkonvention für sprachliche Interaktionen und den tatsächlichen Interaktionen. Entsprechende Diskursanalysen besitzen darin eine Verwandtschaft mit Wittgensteins und Brandoms Sprachanalysen, dass sie gewissermaßen Formanalysen darstellen. Auch wenn zumindest Wittgenstein und Fairclough beanspruchen, damit historische Sachverhalte zu analysieren und letzterer sich sogar explizit für ihre Veränderungsprozesse interessiert, handelt es sich doch um Erkenntnisgegenstände, die sich durch relative Stabilität auszeichnen – erkannt wird eine Grammatik oder Logik oder ein Regelkomplex, die in ihrem Gebrauch reproduziert werden.

Neben dieser formanalytischen Seite, die sich mit Sprachinteraktion beschäftigt, kennt die Diskursanalyse aber auch eine stärker inhaltsbezogene Analysepraxis, der eine etwas andere Logik des Diskursbegriffs zugrunde liegt. Mit inhaltlich ist hier der explizite Gehalt des Diskurses gemeint, also nicht die impliziten Statusänderungen von Diskursinteraktionen, sondern die als Sätze manifesten Urteils- und Schlussoperationen. Während bei Brandom klar ist, dass er sich mit Begriffsinhalten nicht beschäftigt, sondern auf der Ebene formaler Interaktionsregeln klären möchte, was einen Begriff zu einem Begriff macht, analysiert Wittgenstein mit seinem semantisierten Grammatikbegriff durchaus Sprachinhalte. Daran ist aber auffällig, dass er sich nur für eine allgemeine Ebene interessiert, also wie – im Allgemeinen – ein Ausdruck in einer bestimmten Sprache gebraucht wird (oder besser gebraucht werden kann), und dies in seinen verschiedensten Facetten; das gilt ohnehin für den Begriff des Sprachspiels, der eher dem Interaktionsbegriff des Diskurses verwandt ist und der auf das Regelartige, Gleichbleibende, Wiederholte zielt. Sprache unter der Perspektive betrachtet, dass sich Menschen mittels der Sprache in

ihrer natürlichen und sozialen Umwelt orientieren und mit dieser koordinieren, fällt ins Auge, dass sich dieser Orientierungsgegenstand nicht nur durch wiederkehrende, sondern auch sich permanent verändernde und neue Situationen auszeichnet; es tauchen neue Menschen auf, Ereignisse treten ein, zu denen sich die Menschen verhalten müssen, Konstellationen verändern sich, es werden eigentümlichen Situationen entsprechend neue Ziele gefasst – und dies nicht nur individuell, sondern auch kollektiv und öffentlich. Es ist Teil des denkvermittelten Verhältnisses der Menschen zur Welt, dass die Verinnerlichung der Eigenschaften dieses Orientierungsgegenstands in Form der Modifikation der sprachlichen Orientierungsmittel geschieht, als Umarbeitung derselben, als Übersetzung des Weltgeschehens in die Sprache durch Einführung neuer und Streichung alter Begriffe, Sätze, Satzkomplexe und Schlussketten – die wiederum als neuer Ausgangspunkt des Orientierens und Handelns dienen. Der geschichtliche Prozess der Sprachproduktion hat damit eine Seite permanenter Transformation, der Anreicherung und ins Vergessen Geraten von Ausdrücken, Themen, Urteilen, Schlüssen, Denkgehalten. Der ganze verschlungene Zeichenkomplex, der zur Orientierung herangezogen wird, kann in seiner Vielschichtigkeit nur richtig beurteilt werden, wenn erkannt wird, dass sowohl allgemeinere, grammatische, einen Gegenstands- oder Handlungsbereich betreffende Regeln als auch Einzelnes gedanklich reproduzierende Urteils- und Schlusszusammenhänge, das gesammelte Wissen über zahlreiche Einzelgegenstände und -verhältnisse, die unsere jeweilige historische Umwelt bevölkern, konstitutiv dafür sind. Viele Diskursanalysen beschäftigen sich damit, was im Verlauf der Zeit über einen bestimmten Gegenstand oder ein bestimmtes Thema gesagt und gedacht wurde, wie dieser Gegenstand verhandelt wurde. Dabei reicht für das Verständnis dessen, was aktuell über eine Sache gesagt wird, oder gar für eine sinnvolle Partizipation an diesem Diskurs keineswegs aus, nur die allgemeine Logik der benutzten Begriffe zu kennen. Zusätzlich ist ein reiches (sprachlich kodifiziertes) Hintergrundwissen über die Sache erforderlich sowie eine Kenntnis über den Stand des Diskurses – man muss up-to-date sein, um informierter Diskursteilnehmer zu sein. Der gesellschaftliche Stand einer Diskussion bzw. eines Diskurses ist Hintergrund und Ausgangspunkt seiner Weiterführung. Nicht nur der Fortgang einer einzelnen Diskussion oder sprachlichen Interaktion baut auf der Einregistrierung der vollzogenen Züge auf, dasselbe gilt auch im großen Maßstab für ganze Öffentlichkeiten und Kulturen.

Der sprachliche Verkehr einer Gesellschaft besteht so neben unmittelbareren Koordinierungsakten im Einregistrieren von Geschehnissen in das sprachliche Orientierungsnetz bzw. im Austausch dieser Registrationen. Vieles davon hat absolut lokale Bedeutung und betrifft das Lebensumfeld weniger Menschen, anderes hat globale Bedeutung. Dabei fällt die Reichweite von Ereignissen nicht mit der Reichweite der Diskurse über sie zusammen, ganz Lokales kann eine breite Öffentlichkeit bekommen, Weitreichendes nur begrenzte Aufmerksamkeit erlangen. Wenn nun inhaltlich von (öffentlichem) Diskurs und seiner Entwicklung die Rede ist, dann hat man es

mit diesem gesellschaftlich mehr oder weniger verbreiteten oder verallgemeinerten Umbau der jeweils schon vorher bestehenden geistigen Reproduktion der Wirklichkeit in ihrem Zusammenhang mit Bewertungen und praktischen Orientierungsschlüssen zu tun. Dass bei ‚Reproduktion‘ nicht an ein Abbild zu denken ist, wurde an früherer Stelle behandelt. Zu betonen ist darüber hinaus, dass die genannte Einregistrierung tatsächlich, in größerem oder geringerem Maße, eine geistige Verarbeitung darstellt. Teils hat ein solcher Denkkakt bloß oberflächlichen Charakter, ein neues Faktum, das mit keinem vorhandenen Wissen in Widerspruch zu stehen scheint, wird schlicht eingereiht, ohne genauer mit anderen Elementen des Denkhauhalts in Beziehung gesetzt zu werden. Die gebrauchten Begriffe vermitteln schon eine grobe Einordnung, Wissen kann zur späteren Verarbeitung ins Gedächtnis aufgenommen werden. Auf dem anderen Pol geistiger Verarbeitung steht der Umbau einer ganzen Weltauffassung, beispielsweise bei Konversionsprozessen, an denen sichtbar wird, wie Gedankenbahnungen einen Konnex bilden, in dessen Gefüge alltägliche Einregistrierungen schnell einen Platz erhalten. Solche Denkketten oder Argumentationen sind wiederum nichts bloß Individuelles oder Privates, sondern werden selbst, je nach Diskurslandschaft, auch öffentlich verhandelt, sind also Teil der öffentlichen Aushandlung des Denkens, Wissens, Bewertens und Handelns.

Mit diesen Vorüberlegungen sollte das Urteil vorbereitet werden, dass der Fortschritt der inhaltsbezogenen Diskursanalyse, wie sie von Fairclough entwickelt wird, gegenüber den Autoren der vorigen Kapitel darin besteht, nicht mehr von dem in den Diskursen manifesten konkreten historischen *Denkgehalt* zu abstrahieren, der Rückschritt wiederum besteht darin, ihn nicht mehr als *Denkgehalt* zu erfassen. Sprache geht in Faircloughs Diskursbegriff in dieser manifesten Oberflächenbewegung auf; deren Voraussetzung bildet aber die allseitige Aneignung der Begriffe und Urteile, der Logik diverser Orientierungsbereiche, das Erlernen des Denkens in und sich Orientierens mit diesen Zeichen und ihren Regeln. Die manifeste Diskursbewegung wird zum eigenständigen Gegenstandsbereich abstrahiert, die manifeste Sprache vom Denken abgetrennt. Da Fairclough aber nun an der praktischen Stellung der Sprache in der Gesellschaft interessiert ist, fällt auch aus den Kategorien, mit denen er dieses Verhältnis fasst, die Vermittlung durch das Denken und die Subjektivität heraus.

So verfällt er bei dem Versuch, den praktischen Übergang von Sprache in materielle Wirklichkeit als Operationalisierung zu fassen, in eine objektivistische Ausdrucksweise: „When changes in discourse are ‚operationalized‘ in more general social change, discourse so to speak ‚turns into other things‘ – a neo-liberal representation of a country’s economy for instance ‚turns into‘ neo-liberal economic practices, which affect amongst other things how flows of finance and investment are regulated. The discourse is we might say ‚internalized‘ in the practice“ (Fairclough 2006, 11). Wirtschaftspolitik betreiben Regierungen. Wenn es nun um die Frage der Privatisierungen geht, durchdenken diese mit ihren Maßstäben und ihren Hintergrundtheorien, was

dafür und was dagegen spricht. Operationalisieren heißt dann, das Eigentum in private Hand zu überführen, entsprechende Gesetze zu verabschieden und Kaufverträge abzuschließen. Die handelnden Politiker finden den Staat als Handlungsstruktur mit allerlei selbst gesetzten Grenzen vor, die sie achten, wenn sie nach Wegen der Operationalisierbarkeit suchen. Dass sich Diskurs in Praxis *verwandelt*, ist ein schiefes Bild. Denn sprachliches Erwägen von Situationen und Handlungsmöglichkeiten ist von vornherein schon mit Handlungen verschränkt. Sagt man nun, der Diskurs ändert sich, ist das eine Ausdrucksweise (oder Übersetzung) davon, dass Menschen andere Erwägungen vornehmen, sich andere Vorstellungen und Gedanken machen. Und das heißt natürlich andere Gedanken in Bezug auf ihr Aktivitätsfeld. Sie überlegen sich, die Sachen zukünftig anders anzugehen. Dies ist die Weise, wie Handeln mit Denken und sprachlichen Orientierungsnetzen vermittelt ist. Entsprechend falsch oder zumindest ungenau ist es dann zu sagen, dass der geänderte Diskurs Auswirkungen auf die Praxis hat, weil mit diesen ‚Auswirkungen‘ scheinbar eine Trennung aufgehoben wird, die vorher gesetzt wurde. In Wirklichkeit verhält es sich damit so, dass es von vornherein gar keine Trennung gab, weil der besagte Diskurs gerade die Änderung der Praxis zum Inhalt hat. Der geänderte Diskurs, dem das tentative Durchspielen neuer Gedanken als Vorstufe gedient haben mag, ist bereits die ideelle Änderung der Praxis (die Entscheidung, es künftig anders zu machen, ist bereits gefallen), und bei deren Umsetzung passiert keine mystische ‚Verwandlung‘ des Diskurses in Praxis – denn die Praxis ist ohnehin schon immer zweckgeleitet und die Zwecke sind immer schon sprachlich reflektiert.

Auch wenn von Operationalisierung eines Diskurses im engeren Sinn nur gesprochen werden kann, wenn eine praktische Idee, die Organisation eines Handlungsfelds im Diskurs explizit wird, kann man dennoch sagen, dass sich kaum empirisch Diskurse finden lassen, die nicht wenigstens durch Bewertungen, die praktische Übergänge erlauben, oder durch Anordnung von Erkenntnissen nach (subjektiven) Relevanzkriterien vom praktischen Leben affiziert sind. Da Fairclough die Vermittlung zwischen Diskurs und Gesellschaftsstrukturen nicht so sehr in der gesellschaftlichen Reproduktion, sondern im gesellschaftlichen Wandel aufzuzeigen sucht, beschäftigt er sich insbesondere mit der Operationalisierung von Diskursen in Kontexten, in denen zuvor eine andere Praxis Norm war. So analysiert er die Einführung einer Reihe von in westlich-kapitalistischen Industrieländern entwickelten Diskursen im neu kapitalisierten Rumänien. Durch die Veränderung der grundlegenden Eigentumsstruktur sind zwar die elementaren Handlungsbedingungen geändert, aber damit hat sich noch keine Kultur entwickelt, die zu diesen Bedingungen passt. Damit hat man es bei der Operationalisierung westlicher Diskurse in Rumänien nicht mit einer bloßen Übernahme anderer Handlungsmuster zu tun, sondern mit einer Kontextualisierung, einer Übersetzung in eine andere Kultur, wie Gramsci bereits aufgefallen war, der Einführung neuer Handlungsstrategien und Subjektivitäten als Transformation des Alten, ob es sich um Universitätsmanagement, Branding in der Politik oder eine weibliche

Subjektivität für den gehobenen Arbeitsmarkt handelt.

Damit sind zwei Seiten operationalisierbarer (also handlungsorganisierender) Diskurse angesprochen: Erstens, die Elemente des Diskurses lassen sich in der Wirklichkeit andocken, in diesem Sinne und nicht im Sinne einer Widerspiegelung der Wirklichkeit muss ein Diskurs zur objektiven Struktur eines Handlungsfelds (als realer Anordnung von Dingen, Menschen, Praxen) passen, soll von Operationalisierung die Rede sein können. Zweitens, die Spezifik der Handlungsorganisation eines Diskurses fasst Fairclough als Strategie, als eine bestimmte Weise (im Unterschied zu anderen möglichen Weisen), ein Handlungsfeld subjektiv zu organisieren; dabei ist unter subjektiver Organisation eines Handlungsfelds nicht so sehr die Erkenntnisseite, die Art der Einregistrierung und Wahrnehmung der Anordnung verstanden, sondern diese allenfalls als Moment der ganzen Ausrichtung der Tätigkeit.

Ein Beispiel: „A major theme will be what Steger (2005) has called ‚globalism‘ (see also Saul 2005), which is the strategy and discourse of globalization which has become most influential, has had most effect on actual processes of change, and is associated with the most powerful countries, international agencies and corporations. The key feature of ‚globalism‘ is that it interprets globalization in a neo-liberal way as primarily the liberalization and global integration of markets, linked to the spread of a particular version of ‚(western) democracy‘, and the strategies it is associated with are aimed at shifting or inflecting globalization in a neo-liberal direction.“ (Fairclough 2006, 8)¹³ An diesem Abschnitt gibt es einiges zu bemerken: Die grundlegende Unterscheidung zwischen umfassenden Veränderungen der Weltgesellschaft und ihrem diskursiven Teilbereich ist an verschiedene Ausdrücke (Globalisierung und Globalismus) verteilt. Der Globalisierungsbegriff gibt Faircloughs grundlegende ontologische Festlegung wieder. Globalismus hat dagegen einen komplexeren Status als die (überhaupt nicht simple) Frage, wie es sich mit der Entwicklung der Weltgesellschaft denn verhält (worauf für Fairclough Globalisierung die Antwort ist). Globalismus benennt einen Diskurs über Globalisierung, aber Diskurs ist hier nicht als einfaches Gegenstück zur ontologischen Ebene gedacht. Diskurs hat eine epistemologische Dimension, insofern er Aussagen über die Wirklichkeit trifft. In diesem Sinne enthält er eine Theorie über den Gegenstand, die anderen Theorien entgegensteht. Fairclough betont aber zugleich, dass der Globalismus-Diskurs eine Strategie darstellt, also eine handlungsorganisierende politische Dimension aufweist. Die bestimmte Weise, Globalisierung zu denken, ist mit einer

¹³Die Kernbehauptungen des Globalismus-Diskurses werden an anderer Stelle zusammengefasst: „Globalization is about the liberalization and global integration of markets / Globalization is inevitable and irreversible / Nobody is in charge of globalization / Globalization benefits everyone / Globalization furthers the spread of democracy in the world / Globalization requires a war on terror“ (Fairclough 2006, 40). Vor allem am letzten Diskurselement zeigt sich, dass es sich dabei um einen Diskurs des ersten Jahrzehnts des 21. Jahrhunderts handelt, dessen wirtschaftspolitischen Voraussetzungen zwar schon in der Mitte des 20. Jahrhunderts gegeben waren, der aber als Weltdeutungsdiskurs erst mit dem Wegfall des Referenzrahmens Kalter Krieg ins Zentrum rückte. Ende des ersten Jahrzehnts des 21. Jahrhunderts sind mit Ausbruch der Weltwirtschaftskrise und dem Aufstieg der großen Schwellenländer ganz andere Fragestellungen in den öffentlichen Diskurs über Weltökonomie gerückt.

bestimmten Weise, sich zu und in dieser Wirklichkeit zu stellen und zu orientieren verknüpft. Insofern hat der Diskurs auch eine praktische Dimension. Aber damit nicht genug, denn diese praktisch-strategische Dimension ist dem Gegenstand, auf den sie sich bezieht, also ihrem objektiven Handlungsfeld nicht äußerlich. Der Globalismuskurs steht der Globalisierung nicht wie einem Naturprozess, als den er ihn darstellt, bloß gegenüber, sondern greift in diesen Prozess ein.

„Structures constrain but do not determine strategies; structures are produced and reproduced through strategies; structures can be transformed through strategies. Groups of agencies and agents develop alternative and often competing strategies, especially in times of instability or crisis, for structural change. But strategies are always elaborated in and through discourses, different narratives that seek to give meaning to current problems by construing them in terms of past failures and future possibilities“ (Fairclough 2006, 21) Die Komplexität des Gegenstandes Diskurs lässt sich erahnen, wenn man etwa den Globalismuskurs einerseits in das Diskursfeld einzuordnen und andererseits auf das Akteursrelief der Gesellschaft zu beziehen versucht. Die um ‚Globalisierung‘ kreisenden Diskurse und insbesondere der beschriebene neoliberale Globalismuskurs hatten in den 1990er und 2000er Jahren in einer Reihe von Ländern zumindest partiell Weltauffassungscharakter, insofern sie nicht nur die ökonomischen Vorgänge der Verdichtung des kapitalistischen Weltmarkts einordneten, sondern ebenso politische, kulturelle, subjektive Veränderungen bündelten. Für den Globalismuskurs wie auch für damit inkompatible Gegendiskurse wie den der Antiglobalisierungsbewegung gilt, dass sie einen umfassenden Rahmen für die Einordnung des Weltgeschehens bieten. Die interne Struktur solcher Diskurse besteht aus horizontalen wie vertikalen Gliederungen, also einerseits die Zusammenfassung und Bündelung verschiedener Gegenstands- und Handlungsbereiche (wie „Liberalisierung der Märkte“, „westliche Demokratie“, „Flexibilisierung der Arbeit“ usw.) und andererseits die Herstellung von Begründungszusammenhängen („weil ‚wir‘ der Konkurrenz des Weltmarkts ausgesetzt sind, müssen ‚unsere Unternehmen‘ konkurrenzfähiger werden“ etc.). Die Hegemonialität eines solchen Diskurses besteht darin, dass die in ihm kristallisierten Denkgehalte und Denkweisen das Denken breiter Bevölkerungsschichten prägen, also das Ausgangsmaterial und Muster ihres Argumentierens, Empfindens, Kalkulierens und Handelns bilden. Damit sind zugleich Akteure zusammengeschlossen, die zwar in derselben Gesellschaft leben und agieren, aber auf gänzlich unterschiedlichen Handlungsbereichen und -logiken. Das gilt nicht nur für die Multiplikation des Diskurses selbst, für die die öffentliche Stellung einer Person oder ihre Stellung in den Apparaturen der Massenmedien von Belang sind, sondern auch für die Operationalisierung in die Ausrichtung der Praxis. Mächtige Staaten setzen die Rahmenbedingungen der Verdichtung des Weltmarkts, Unternehmen betrifft dies in ihrem Zweck der Profitsteigerung als Chance für neue Geschäfte sowie als Verschärfung der Konkurrenz, Lohnarbeiter in ihrer Bemühung um

sicheres Einkommen als neue Anforderungen bzw. Zumutungen des Arbeitsmarkts oder als zivilgesellschaftliche Akteure, die das, was gesellschaftlich um sie herum vorgeht, einordnen und sich geistig dazu stellen.

Fairclough gelangt bis zu dieser Bestimmung, dass Diskurse Strategien verkörpern, und versucht von diesem Punkt aus, das Vermittlungsverhältnis zwischen Praxis und Gesellschaft zu bestimmen. Das konstruktivistische Moment, dass auch materielle Strukturen über den praktisch-strategischen Gehalt der Diskurse vermittelt produziert und reproduziert werden, wird wiederum relativiert an der ‚Materialität‘ der gesellschaftlichen Strukturen, die neben anderen Faktoren den ‚Erfolg‘ eines Diskurses erklären soll: „Which competing discourses (narratives, imaginaries), which strategies, succeed in establishing themselves and achieving dominance or hegemony depends upon a number of factors. First, ‚structural selectivities‘: structures are more open to some strategies than to others. Second, the scope and ‚reach‘ of the discourse (narrative) – for instance, the discourses of ‚globalization‘ or ‚knowledge-based economy‘ might be seen as ‚nodal discourses‘ which articulate many other discourses [...]. Third, there are the differential capacities and power of the social agents whose strategy is ‚to get their messages across‘, e.g. their access to and control over mass media and other channels and networks for diffusion. Fourth, there is the ‚resonance‘ of discourses with people’s experience of the world, and their capacity to mobilize people.“ (Fairclough 2006, 21)

Diese Art von Zentralkurs wie im Beispiel des Globalismus beinhaltet auch die Analyse von lebenspraktischen und politischen Problemstellungen und Zielsetzungen. In diesem Sinne *besitzt* der Diskurs nicht nur eine strategische Dimension, insofern er im Gegensatz steht zu den Analysen, Problemformulierungen etc. in Gegendiskursen, sondern diese strategische Dimension *manifestiert* sich in den praktischen Reflexionen und Schlüssen, die *expliziter* Bestandteil des Diskurses sind. In der Kategorie der Strategie, bis zu der Fairclough in seiner Reflexion der praktischen Dimension von Diskursen vordringt, ist Zwecksetzung selbst nicht ausgesprochen. Dieser Fortgang zur Bestimmung der Zweckmäßigkeit der handelnden Akteure, für die Diskurse ihr Denk- und Handlungsmittel darstellen, ist aber insofern schon darin angelegt, als jede Strategie, ob explizit oder vage implizit so etwas wie Erfolgskriterien einschließt. Von einer Strategie kann keine Rede sein, wenn in keiner Weise bestimmt werden kann, ob sie erfolgreich ist oder nicht; das heißt mithin, ob sie dazu führt, was als Ziel in sie hineingelegt ist.

Dass Fairclough bei der Bestimmung Strategie stehen bleibt, entspricht der Ausrichtung seiner Analyse auf gesellschaftliche Transformation. „The (Western) architects of transition adopted the globalist strategy for and discourse of globalization, envisaging transition as a part of the global spread of capitalist economies based upon neo-liberal principles of liberalization, open markets and free trade. Countries in transition were subject to various pressures and inducements to adopt (recontextualize) and implement the World Bank-IMF ‚structural adjustment program-

me‘ which is widely known as the ‚Washington Consensus‘“ (Fairclough 2006, 67). Um jedoch das Spezifische einer Transformation fassen zu können, bedarf es einer Erkenntnis dessen, was beibehalten, reproduziert wird. Jedenfalls im Falle der ‚Globalisierung‘ lässt sich sagen, dass man es hier nicht mit einer unbestimmten Verdichtung der Austauschprozesse zwischen den Weltregionen zu tun hat, sondern das Ganze auf Grundlage der Profitlogik kapitalistischen Wirtschaftens und dem Zweck der Ausdehnung der eigenen ökonomischen Macht kapitalistischer Staaten stattfindet. Während sich die technischen Mittel, die internationalen Verträge und Wirtschaftspolitiken ändern, ändert sich an der Produktionsweise und den staatlichen wie ökonomischen Zwecken nichts, wenn man von den auf Privateigentum und kapitalistische Produktion umgestellten post-realsozialistischen Staaten absieht. Doch gerade deren Schicksal erklärt sich eben aus den Logiken kapitalistischen Wirtschaftens. Während Fairclough das Scheitern neoliberaler Glücksversprechungen auf eine korrupte Elite dieser Länder zurückführt¹⁴, wäre darauf hinzuweisen, dass die Öffnung für den Weltmarkt bedeutet, die Produktivität und Ausbeutungsrate mit den ökonomisch stärksten kapitalistischen Industrieländern zu messen, mit denen sich volkswirtschaftlich gesehen überhaupt nicht anders konkurrieren lässt als durch massive Rentabilitätssteigerung, d.h. Verarmung großer Teile der Bevölkerung, ganz zu schweigen davon, dass Bereicherung und Verarmung nicht diesen spezifischen Umständen, sondern allgemein der privateigentümlichen Produktion geschuldet ist.

Auch wenn die für die Reproduktion menschlicher Gesellschaften nötigen Orientierungsleistungen sprachlicher Mittel bedürfen und insofern einen wesentlichen Bestandteil der Diskurse dieser Gesellschaft ausmachen, bedeutet das nicht gleichzeitig, dass die so reproduzierten gesellschaftlichen Strukturen selbst Reflexionsgegenstand in den Diskursen sind oder gar richtig darin erfasst werden. Wo in der Wirklichkeit Zusammenhänge bestehen, müssen im Diskurs keine hergestellt werden (z.B. in Naturalisierungen) und umgekehrt (z.B. Aberglaube). Aber wenn in einem Diskurs die Wirklichkeit nicht richtig erfasst ist, bedeutet das wiederum nicht, dass er nicht handlungsrelevant oder sogar für die Systemreproduktion relevant ist. Für die Frage, welche Stellung ein Diskurs in der Wirklichkeit einnimmt, reicht es daher nicht, sich die darin getroffenen Urteile und Schlüsse, seine immanente Logik anzuschauen, sondern dazu bedarf es einer Einordnung in den gesellschaftlichen Zusammenhang, in dem er steht, eine Einordnung, wie sein theoretischer wie praktischer Bezug auf die Wirklichkeit zu bewerten ist. Denn gerade im Organisieren der Orientierungen der Gesellschaftsglieder sind Diskurse ein wesentliches Vermittlungsmoment von deren praktischer und theoretischer Beziehung auf die geschichtliche Wirklichkeit, die sie dadurch im Rahmen ihrer materiellen Mittel und eben Denkmittel selber

¹⁴ „We could say that recontextualization changed the meaning of ‚privatization‘ that it was not understood as in neo-liberal discourse as a route to economic efficiency and sound entrepreneurial values and practices, but as a route to the extravagant self-enrichment of a small minority simultaneously with the impoverishment of the great majority, without the dramatic economic take-off which was promised.“ (Fairclough 2006, 67)

machen.

5.4.5 Diskurs, Sprache, Logik

Wenn von Diskursen als Organisierung von Denkmitteln die Rede ist, sind zwei Differenzierungen angebracht, um objektivistische Übergänge auszuschließen, die nahe liegen, wenn man diese Vermittlung allein durch die Diskurskategorie zu erfassen versucht. Ausgangspunkt dieser Arbeit war der Begriff der Sprache, und es gibt guten Grund, ihn nicht durch einen Diskursbegriff abzulösen, sondern ihn dadurch zu ergänzen. Denn was der Diskursbegriff Nützliches leistet, leistet er gerade dadurch, dass er nicht die gesamte Potenzialität der Sprache umfasst, sondern dieselbe gewissermaßen in ihrer historisch konkreten Aktualität. Das Beherrschen von Begriffen, elementaren Logiken und Grammatiken einer Sprache geht als Voraussetzung in die konkreten Kombinationen und Denklinien, die die Diskurse ausmachen, ein, aber nicht in ihnen auf.

Wie am Beispiel der Globalismus-Analyse zu sehen war, ist mit (inhaltlichem) Diskurs ein spezifischer Strang von Themen oder Gedanken bezeichnet, und zwar als konkrete historische Menge an Sprachregeln/Urteilen/Denkrichtungen, die somit nicht als Abstraktion von wirklich getätigten Sprachakten gefasst sind, sondern als die Wiederaufnahme und Reproduktion bestimmter zusammengehöriger Sprachelemente im realen geschichtlichen Vollzug sprachlicher Operationen.

Der Begriff der Sprache dagegen drückt einen Fundus an Ausdrucks- und Denkmitteln aus, die produktiv neu zusammengesetzt werden können, auch zur Generierung neuer Diskurse. Dehnt man den Diskursbegriff so weit aus, dass alle Sprachäußerungen und -logiken darin eingeschlossen sind, wird es erstens schwierig, die Produktivität der Sprache jenseits dessen zu fassen, was Fairclough Interdiskursivität nennt, also die Übernahme von Elementen, Übergängen, Mustern eines Diskurses in einen anderen. Man könnte vielleicht von einer subdiskursiven Ebene sprechen, auf der Sprache einen Fundus an Bedeutungen und Grammatiken bildet, die teils nicht aktualisiert in Diskursen auftauchen und dennoch zum Sprachschatz gezählt werden können oder die teilweise in einer solchen Breite über nicht miteinander zusammenhängende Diskurse gestreut sind, dass ihre gewissermaßen transdiskursive Stellung sichtbar wird. Man könnte es vielleicht auch so ausdrücken, dass eine Sprache in der Gesamtheit ihrer Begriffe, Grammatiken und Denkmittel das Potenzial für die Generierung neuer Diskurse birgt, die sich nicht einfach aus der Neuzusammensetzung bestehender Diskurse ergeben. Die Stärke des Diskursbegriffs besteht darin, die reale historische Bündelung von sprachlichen Orientierungskomplexen und deren Prozessualität fassen zu können. Gerade diese Stärke wird aufgegeben, wenn alles Sprachliche unter einem Diskursbegriff gefasst werden sollte.

Noch ein weiteres Moment des Orientierungsvermittlungskomplexes muss vom Diskurs als

Zusammenfassung von Orientierungsmitteln unterschieden werden, soll dieser nicht selbst zum Orientierungsobjekt aufgebläht und als solcher missverstanden werden. Das ist die analytische Unterscheidung zwischen den Orientierungs- bzw. Denkmitteln und dem Denken selbst bzw. abstrakteren Denktechniken, von denen man ähnlich wie bei der Sprache sagen kann, dass sie den Umfang der konkreten Diskurse transzendiert. Diese Abgrenzung betrifft eigentlich den ganzen Orientierungskomplex, nicht nur das Denken im engeren Sinne, sondern das ganze der materiellen Wirklichkeit ausgesetzte Dasein, das Machen von Erfahrungen. Am Denken wird aber vermutlich am deutlichsten, dass es sich bei Diskursen nicht nur um einen *irgendwie* zur Wirklichkeitsorientierung passenden Komplex handelt, sondern in Diskursen Gedanken und Orientierungen organisiert sind, die in einem konkreten Lebenszusammenhang aufgehoben sind. Das hat zwei Seiten: einerseits die materielle Rückbindung, dass diese Orientierung in dieser Wirklichkeit ihren Gebrauchswert beweist, andererseits die Rückbindung an ihre geistige Verarbeitung, die mittels einer abstrakteren angeeigneten Fähigkeit, mit Zeichen zu operieren, stattfindet – also nicht nur vermittels der Einordnung in schon bestehende Diskurse, die selbst in ihrer Struktur und Verwendung auf diese Fähigkeit rekurren, indem die Beherrschung der in den Diskursen kristallisierten Gedanken auf dieser transdiskursiven Fähigkeit aufbaut. An dem Einwand, die konkreten logischen Fähigkeiten ließen sich wieder einem bestimmten historischen Diskurs zuschreiben, wäre der Einspruch gegen die Vorstellung richtig, die formale Logik läge konkret allem Denken *zugrunde*. In der Tat ließen sich die historisch konkreten Techniken, Urteile zu fällen und Schlüsse zu ziehen, ebenso gut Musikstilen oder Programmiertechniken vergleichen wie den Tonleitern oder Programmiersprachen, auf die sie zurückgreifen. Doch diese Techniken haften nicht an einem bestimmten Diskurs. Sie sind in dem Sinne elementarer, als sie in alle Diskurse mehr oder weniger eingehen. Was der Diskurs beinhaltet, sind ausgeführte Urteile und Schlüsse, die von ihren Benutzern nicht in jedem Fall selbst nachvollzogen werden können müssen. Sie müssen sie aber anwenden können, wenn sie im vollen Sinne mit und in dem Diskurs agieren, und wenigstens das setzt ein logisches Operierenkönnen mit Zeichen voraus, das den Rahmen des einzelnen Diskurses und selbst interdiskursiver Elemente übersteigt.

An dieser Abgrenzung des Diskursbegriffs gegenüber Sprachkategorien, die in Faircloughs und anderen Diskurstheorien als bloße subdiskursive Versatzstücke erscheinen können, hängt mehr als bloß die kategorielle Gliederung von Sprachkomplexen. Auf dieser Ebene wäre die Verhältnisbestimmung von Text, Sprachspiel, Schlussform, Diskurs und Sprache nicht viel mehr als eine Frage des schlanken Theoriedesigns, aus dem überflüssige Kategorien eliminiert werden können, sobald sie sich auf andere reduzieren lassen. Der Sache nach geht es bei dieser Diskussion aber um die Stellung des Denkens und der Subjektivität in der Sprachtheorie. Die sich aus der bisherigen Diskussion ergebende Auffassung ist, dass die Aneignung der jeweils historisch vorfindlichen Sprache von zwei Seiten her zu betrachten ist, die nicht aufeinander

reduzierbar sind: einerseits von der Seite der Fähigkeit des Operierens mit Zeichen, die von einfachen sinnlichen Zeichen zu komplexen abstrakten Bestimmungen und Theorien aufsteigt. Dies ist die Entwicklung der Denkfähigkeit, der Verwandlung des in der Welt Vorfindlichen in geistiges Material und Orientierung. Andererseits von der Seite der Aneignung genau der Denkinhalte, der Überzeugungen und Vorstellungen über die Welt, die in der Gesellschaft kursieren und diskutiert werden. Dabei ist es ein Fehler des logischen Zugangs zum Denken, dasselbe aus den abstraktesten Formen, die man darin ausmachen kann, verstehen zu wollen und dabei auch vom Orientierungszusammenhang abzusehen, in dem diese Formoperationen erst mit bestimmten Inhalten Sinn ergeben. Einen Fehler des Diskursholismus stellt es dagegen dar, die in den Textproduktionen vorgefundenen Regelhaftigkeiten nur als Positivum aufzufassen und nicht als Ausdruck eines logisch gegliederten Denkszusammenhangs, das heißt nämlich als spezifische Anordnung und Verbindung von Denkmitteln, nicht bloß Sätzen.

5.4.6 Gedanken zu einem materialistischen Diskursbegriff

Diese Untersuchung ist eine philosophische, wenn darunter verstanden wird, dass keine eigenständige empirische, sondern eine begriffliche Arbeit unternommen wird, also ausgelotet werden sollte, wie sich Sprache mit materialistischen Theoriekonzeptionen erschließen lässt.

Im Verlauf der Untersuchung hat sich gezeigt, dass es anhand des Begriffs der Sprache selbst durchaus möglich ist, eine grobe Verhältnisbestimmung zu Gesellschaftsstrukturen vorzunehmen. Mit dem Diskursbegriff ließ sich jedoch weit besser eine Dimension der Sprache in den Begriff bekommen, die ihre prozessuale gesellschaftliche Wirklichkeit, die historische Aktualisierung der sprachlichen Potenzialität betrifft. Obwohl die konkrete historische gesellschaftliche Organisation der Produktion und Verteilung von Diskursen nur gestreift wurde¹⁵, sollten folgende Einsichten deutlich geworden sein:

1. Sprachgehalte oder ihre Bündelung in Diskursen sind von ihrer Stellung in der gesellschaftlichen Praxis aus als Orientierungsmittel zu begreifen.

2. Handlungsfelder bilden ein Doppelsystem: aus einem Orientierungssystem, in das der Orientierungsbezug der Akteure auf die materielle Grundlage hineinreflektiert ist, aber auch aus der materiellen Konstellation selbst. Beispielsweise Eigentums- und Vertragsrecht: Bei Verkäufen wechseln rechtlich abgesicherte Verfügungsansprüche die Eigentümer. Aber kann eine Seite nicht liefern, kommt die materielle Transaktion nicht zustande. Und dieser Fall ist ebenfalls rechtlich und institutionell reflektiert. Dieser Bezug auf das Materielle ist die sachliche Seite der Orientierungsgrundlage der Diskurse. In diesem Sinne konstruieren Diskurse das Verhältnis der Menschen zu den Dingen, aber als Organisation von Denkmitteln, die eine zweckdienliche Ordnung in das praktische Verhältnis zur Welt bringen. Diskurse sind zu allererst reflektierte

¹⁵Für einen Ansatz einer materialistischen Analyse von Öffentlichkeitsstrukturen siehe Negt (1974).

Setzungen, die in die Orientierungsgrundlage einhaken und ihre Reproduktion vermitteln.

3. Die Eigenschaft dieses Mittels, verinnerlicht worden zu sein, eröffnet seine zeitliche und räumliche Abtrennung von seinem unmittelbaren Orientierungsgebrauch. Der Diskursbegriff fasst daher heterogene Situationen des Sprachgebrauchs darüber zusammen, dass jeweils dieselben Zeichen in Anschlag kommen. Das hat seinen guten Grund darin, dass diese Situationen tatsächlich darüber in Beziehung gesetzt sind: Pädagogik ist nicht nur das unmittelbare Lehrverhältnis, ebenso wenig ist es nur eine äußere Reflexion darauf. Die Reflexionen kommen im unmittelbaren Lehrverhältnis zur Anwendung, die Erfahrungen daraus reflektieren sich außerhalb der Situation in denselben Begriffen. Die Orientierungsmittel, deren Zusammenfassung die Diskurse darstellen, lassen sich also vom Orientierungsgegenstand abziehen und für sich zum Gegenstand machen und damit auch in Abwesenheit ihres Orientierungsgegenstands umstrukturieren und umordnen. Damit entsteht ein Wechselspiel des Gebrauchs von Denkmitteln und dem Umbau der Denkmittel, der teils in der unmittelbaren Auseinandersetzung mit dem Orientierungsgegenstand, teils aber auch getrennt davon stattfindet. Im Diskurs als interpersonelle Angelegenheit findet zugleich die Externalisierung von Denkmittel statt, die damit wiederum Kommunikations- und Aneignungs- und Internalisierungsgrundlage werden. Damit ist die allgemeine Bedingung dafür genannt, dass die Teilung der geistigen Arbeit und mithin die Produktion von Diskursen die Dimension von eigenständigen Medienkomplexen, Thinktanks, einem eigentümlichen Wissenschaftsbetrieb usw. annimmt, die alle wieder materiellen Bedingungen und spezifischen Zwecksetzungen unterworfen sind.

4. Darin findet sich auch eine Antwort auf die Ausgangsfrage, wie die historische Besonderheit einer Sprache zu bestimmen bzw. in Einklang mit der historischen Gliederung nach Produktionsweisen zu bringen ist. Von der inhaltlichen Seite her: Weil die Produktionsweise das ganze Leben der Menschen von Grund auf prägt, weil es die Voraussetzung für ihre Lebensgestaltung darstellt, sind auch die Diskursformationen durchzogen von den Bedingungen dieser Reproduktionsgrundlage, sie bildet den allgemeinsten Orientierungsgegenstand. Menschen in kapitalistischen Nationalstaaten sprechen im Durchschnitt permanent über Geld, den Chef, das ‚eigene‘ Land, das Jobcenter, die Wirtschaftskrise, die Wahlen, womit sie eben in ihrer Lebensführung ständig konfrontiert sind. Darum lässt sich selbstverständlich die historische Gestalt der Diskurse nicht aus den ökonomischen Bedingungen ableiten. Dasselbe gilt für die materielle Formseite: Wie genau die Produktion der Denkmittel geschieht, mag von historischen Besonderheiten herrühren. Gleichzeitig ist klar, dass in kapitalistischen Gesellschaften die Kultur- und die Informationsproduktion ein Geschäftsfeld darstellen, sobald sie zahlungsfähige Bedürfnisse befriedigen können. Entsprechend gehorcht diese Produktion der Profitmaxime. Zugleich liegt es angesichts der Zwecke bürgerlicher Staaten nahe, dass sie ihre Bürger zu bewussten Bürgern heranziehen und daher staatliche Ressourcen in diesen Zweig der Diskursproduktion im

Schulsystem lenken.

5. In Diskursen ist das objektivierende und vergemeinschaftete Denken in Bewegung, sie sind weder eine beliebige Zusammenstellung von Sätzen, noch die geordnete Durchführung eines Gedankens, sondern der Gebrauch eines Ensembles von Begriffen, Wissensgehalten und Übergängen. Sätze stehen in Texten nicht einfach in einem äußerlichen Verhältnis zueinander, sondern auch in einem inneren, logischen Verhältnis, wobei dieses nicht in einem glasklaren Schlussystem, wie die formale Logik eins ist, zu rekonstruieren ist. Beispielsweise kann es die Eigenschaft eines Diskurses sein, von Punkt a aus üblicherweise Übergänge zu Punkt b zu machen, aber nie zu Punkt c, der in einem anderen Diskurs als Übergang gebraucht wird. Dabei muss man es noch nicht mit einem Schluss im engeren Sinne zu tun haben, also einem Übergang, der in seiner inneren Qualität als notwendig angesehen wird. Es gibt Schlüsse, die fast nie als Übergang in einem Gedankengang durchgeführt werden, aber als richtig angesehen werden, und umgekehrt auch Übergänge, die häufig gemacht werden, denen aber keine Notwendigkeit anhaftet. Dabei können die Sätze, von denen zueinander übergegangen wird, unterschiedlichen Gedankenbereichen entstammen. So kann man etwa von faktischen Sätzen zu Bewertungen übergehen und von da zu praktischen Sätzen. So funktionieren Übergangs- und Schlussketten. Dabei können die jeweiligen Bereiche selbst in sich einen gewissen (mehr oder weniger kohärenten) Zusammenhang (oder ein System) bilden, etwa ein Cluster moralischer Sätze und Denkübergänge.

6. Materialistische Diskursanalyse hat die Bestimmung der gesellschaftlichen Stellung eines Diskurses zum Inhalt. Dafür ist es nötig, die materiellen Reproduktionsstrukturen der Gesellschaft bzw. der in ihnen realisierten Zwecke zu den Denk- und Zweckgehalten (was auch heißen kann: implizit Zwecke voraussetzenden und damit reproduzierenden Gehalte) der Diskurse ins Verhältnis zu setzen. Weil Herrschaft nicht bloß ein gedachtes, sondern ein materielles gesellschaftliches Verfügungsverhältnis darstellt, ist dies zugleich die Voraussetzung für Ideologiekritik als Entzauberung Herrschaft verschleiender Denkmittel.

5.5 Einige abschließende Gedanken

Mit der Erschließung der Sprache als Diskurs bzw. des Diskursmoments der Sprache als ihre konjunkturrell aktualisierte öffentlich-gesellschaftliche Realisierung sind wir zu einem Begriff der historisch-gesellschaftlichen Existenzweise und Materialität der Sprache in ihrem Gebrauch gelangt. Diese Materialität hat nicht nur die Seite, dass die Teilnahme am gesellschaftlichen Verkehr den Rückgriff auf eine gemeinsame Bezugsgrundlage sprachlicher Zeichen nötig macht, sondern auch die Seite, dass im Diskurs Mittel zur Orientierung auf einen spezifischen Orientierungsgegenstand, der Verortung in einer bestimmten Gesellschaft zirkulieren. Bei

Fairclough stießen wir auf eine Perspektive, die zwar in dem Sinne gesellschaftstheoretisch ist, dass sie historisch-gesellschaftliche Strukturbestimmungen wie die der Produktionsweise voraussetzt und auf dieser Grundlage nach der Wechselwirkung zwischen materiellen Strukturen und Diskursen fragt. Zugleich und mit der Kategorie der Wechselwirkung korreliert fand sich jedoch bei Fairclough der Mangel, dass er in seinen Diskurs- und Gesellschaftsanalysen nicht auf die Zweckbestimmungen zurückging, denen Geltung verschaffend das Handeln der Menschen Geschichte hervorbringt. Dem entspricht die Einseitigkeit von Faircloughs Perspektive, dass er zwar den Übergang von Diskursen in gesellschaftliche Praxis in Form von Operationalisierung, nicht aber die Genese von Diskursen aus den gesellschaftlichen Handlungsbedingungen verhandelt. Subjektivität jenseits diskursimmanenter Subjektpositionen verhandelt er lediglich als Rekombination und Verschiebung von Diskursregeln durch interessierte Akteure, nicht als den fühlenden, denkenden, planenden Welt- und Selbstbezug arbeitender und sozialer Wesen, deren Tätigkeit wesentlich dadurch bestimmt ist, sprachvermittelt zielgerichtet zu sein.

Auch wenn Fairclough das von Saussure aus der Wissenschaft verbannte Reich der *parole* zum Gegenstand macht und auf einem gesellschaftstheoretischen Niveau behandelt, bleibt er in gewisser Hinsicht dem behaftet, was schon Woloschinow an Saussures Linguistik kritisierte: dass sie Wissenschaft toter Abfallprodukte eines Gegenstands sei, der vom Leben nicht getrennt werden könne. Die Konkretheit des gesellschaftlichen Lebens, wie Woloschinow es auffasst, ist gemäß dem marxistisch-leninistischen Diskurs, in den er sich einschreibt, der Klassenkampf. Die Sprache, das Medium der ‚Ideologie‘ im Sinne gesellschaftlich wirksamer Gedankenkomplexe, bestimmt er daher als „Arena des Klassenkampfes“ (Woloschinow 1975, 71). Die damit einhergehende objektivistische Betonung ist gegen die bürgerliche Ideologie autonomer Subjektivität gerichtet, Woloschinow hält die Abhängigkeit der Subjekte und ihres Denkens von den gesellschaftlich zirkulierenden Denkmitteln dagegen. Die Verinnerlichung der materiellen Zeichen in Form von individueller Aneignung ist von der Kulturhistorischen Schule allerdings umfassender untersucht worden – darin sind wir an dieser Stelle theoretisch über Woloschinow hinaus. Dennoch kann das von ihm aufgemachte Verhältnis von externalisierten Zeichen oder (in Wittgensteins Begrifflichkeit) öffentlicher Sprache und individueller Psyche verbunden mit der Forderung nach einer wissenschaftlichen Erfassung dieses Verhältnisses als Lebenszusammenhang noch einmal als Anstoß dienen, die Perspektive zu resubjektivieren; oder anders gesagt, auf die unter jeweils gegebenen Bedingungen die Geschichte Machenden zurückzukommen.

Im individuellen Geist sind Einzelheit und Allgemeinheit nicht abstrakt zusammengeschlossen, sondern konkret durch die materielle Situiertheit des Individuums, die Grundlage für alle seine Verallgemeinerungen sein muss, sowie durch die historische Besonderheit der jeweils gesellschaftlich verallgemeinerten Lebens- und Denkformen. Dies gilt insbesondere für die gesellschaftliche Verallgemeinerung und individuelle Aneignung der sprachlichen Orientierungsmit-

tel. Diese Mittel sind, wenn durchgesetzt, einerseits allgemein, andererseits bedeutet Aneignung mehr als bloß mechanische Reproduktion; Aneignung bedeutet auch, sich das Angeeignete zu-pass zu machen, es in ein subjektives Lebensgefüge einzupassen. Das soll nicht besagen, dass formelle Aneignung bzw. äußerliche Reproduktion gar nicht vorkommen oder keinen Raum einnehmen, und zwar nicht nur als Übergangsphase. Nur: jede Beschäftigung mit Sprache bleibt schal, wenn sie ihr Material lediglich von dieser verallgemeinerten Seite her anfasst. Es bleibt eine Kluft zur erlebten Erfahrung und Wirklichkeit von Sprache, eben weil sie in einem wesentlichen Sinne den Subjekten nicht äußerlich ist. Menschen können sich Denkmittel nicht aneignen, ganz ohne zu denken.¹⁶ Daher kann die Bedeutung von ‚Subjektivität‘ auch nicht darin aufgehen, sprachlicher oder ideologischer Effekt sein, wie es manche objektivistischen Auffassungen des Materialismus behauptet haben (z.B. im Althusserianismus Michel Pêcheux). Der Versuch, Subjektivität aus der gesellschaftlichen Objektivität zu begreifen, schlägt fehl (oder gar in Terror gegen das Subjekt um), wenn nicht zugleich die gesellschaftliche Objektivität aus subjektiven Bestimmungen heraus begriffen wird.

Gesellschaftliche Strukturen, die Objektivisten als das Bestimmende gegenüber den Individuen gelten, sind nicht, ohne dass Menschen ihren Willen und ihre Zwecke in sie hineinlegen. Im Gegensatz zur Natur, die keine eigenen Zwecke verfolgt, sondern nur in der Weise menschlichen Zwecken entgegenwirkt, dass entweder die Mittel fehlen, sie zweckdienlich zu bearbeiten, oder die Veränderung ihrer Materialität durch zweckmäßige Bearbeitung zugleich den Zwecken ihre Grundlage entzieht („Gegenfinalität“¹⁷), können in Gesellschaft Zwecke gegeneinanderstehen, wenn sie einander entgegengesetzte Bestimmungen für ein und dieselbe Sache, auf die sie sich richten, vorsehen. Die Leistung von Sartres „Theorie der gesellschaftlichen Praxis“, wie der erste Band seines marxistischen Hauptwerks *Kritik der dialektischen Vernunft* untertitelt ist, besteht vor allem darin, von dieser Grundbestimmung ausgehend die Kategorien entwickelt zu haben, die es erlauben, den gesellschaftlichen Gesamtzusammenhang und seine Geschichtlichkeit materialistisch entschlüsseln zu können als Vermittlung der gesellschaftlichen Objektivität durch die Verschränkung subjektiver Pläne, die die jeweilige objektive Handlungsgrundlage auf eine ideel vorweggenommene Zukunft hin überschreiten. Diese Entwicklung besteht also gerade nicht in der verbreiteten Dichotomie und schlichten Entgegensetzung von Individuen und

¹⁶ „Die Sprache als praktisch-inerter und strukturierter Komplex hat ihre eigene Organisation einer geprägten Materialität: so klingt sie ganz allein in uns wider und infiziert uns nach ihren Gesetzen [...] mit einem umgekehrten Denken [...], das nur die Folge der semantischen Arbeit ist oder, wenn man so will, ihre Gegen-Finalität. [...] Wenn man so will, drücken wir uns also alle und ständig durch Gemeinplätze aus. [...] Aber andererseits sind wir alle intelligent: die Gemeinplätze sind Wörter, insofern wir durch ihre Benutzung sie auf ein Denken hin überschreiten, das immer neu ist.“ (Sartre 1986, 630)

¹⁷ „In den Kräften, die einem die Praxis stehlen und zu anderen Zwecken benutzen, wird man immer eine intentionale Struktur finden. Aber diese Intentionalität kann anonym bleiben. In der *Kritik der dialektischen Vernunft* nenne ich sie ‚Gegenfinalität‘, womit ich die allgemeine Kategorie, die Handlung ohne Urheber, bezeichne.“ (Sartre 1986, 395)

Strukturen, in der die zwei Extreme unmittelbar aufeinander bezogen werden mit der Folge, dass beide wie einander fremde Welten erscheinen, kein Übergang von der subjektiven Zweckkategorie in gesellschaftliche Bestimmungen sichtbar wird. Doch was in liberalen Theorien als unhinterfragter Ausgangspunkt auftritt, die Zerstreuung der Subjekte (Sartre spricht von „Serialität“), ist nicht nur gesellschaftlich hergestellt, wie die marxistische Tradition nicht müde wurde zu betonen, sondern sie ist ein Grundmodus, in den das gegenseitige Verhältnis der Subjekte eintreten kann (zufälliges uninteressiertes Begegnen, Zerfall von Gruppen) und der unter gewissen Bedingungen wiederum umschlägt in eine Vereinigung von Zwecken. Was Gramsci eher empirisch-historistisch als Ansammlung von Parteien, Gruppierungen, Milieus analysiert, die sich in ein gesellschaftliches Kräfteverhältnis gegeneinanderspannen, versucht Sartre auf einer begrifflich-anthropologischen Ebene zu erfassen, indem er auf einer ersten Stufe das Fusionieren von gesellschaftlichen Individuen zu Gruppen und ihren Rückfall in Serialität beschreibt. Dabei sind Gruppen Akteure neuer Qualität, die, ohne selbst Subjekte im eigentlichen Sinn zu sein, zu innerer Differenzierung und inneren Strukturen gelangen können, die nicht mehr einen unmittelbaren Zusammenschluss von Subjekten bedeuten, sondern durch die Subjekte die Gruppe selbst objektivieren und Trägheitsmomente in sie einführen, die wieder auf sie als Teil der Gruppe rückwirken. In dieser Weise entwickelt Sartre das organisierte Zusammenwirken von Subjekten bis hin zur Staatlichkeit und ihrer Bürokratie. Durchaus wichtigen Differenzierungen in der Taxonomie von Kollektivakteuren, zum Beispiel zwischen echten Gruppen und äußerlich zusammengesetzten Pseudogruppen wie kapitalistischen Betrieben, in der die Kooperation der Arbeiter über individuelle Arbeitsverträge und das vereinheitlichende Kommando des Kapitals über die Arbeit vermittelt ist, soll hier nicht weiter nachgegangen werden. An dieser Stelle von Bedeutung ist die sich daraus ergebende Perspektive auf Geschichte, auf die letztlich die ganze Kritik der dialektischen Vernunft zielt, wovon schon der Untertitel „Die Intelligibilität der Geschichte“ des Fragment gebliebenen zweiten Bandes zeugt, der sich empirisch vor allem daran abarbeitet, die Dialektik von personalem Handeln und gesellschaftlicher Wirklichkeit im Herrschaftssystem von Stalins Sowjetunion zu rekonstruieren. Die unpersönliche Herrschaft bürgerlicher Gesellschaften ist nur in vereinzelten Bemerkungen und nicht mehr systematisch untersucht worden.

Der von Sartre ausgearbeitete methodologische Kern („die progressiv-regressive Methode“ (Sartre 1968, 70)), das subjektive Gestalten der Geschichte in der materialistischen Geschichtsauffassung zur Geltung zu bringen, ist die Untersuchung der Geschichte in einem Wechsel „regressiver Analyse“ und „progressiver Synthese“: Die regressive Analyse rekonstruiert die wesentlichen Bestimmungen der jeweiligen historischen Konstellationen und Handlungsbedingungen und die progressive Synthese holt den Ablauf der historischen Ereignisse und Transformationen über das subjektiv vermittelte Handeln der Beteiligten unter den zuvor analysierten

Bedingungen ein, das heißt über die subjektiven Pläne und Entwürfe, die sich die Beteiligten auf Grundlage ihres eigenen Erkenntnishorizonts der objektiven Bedingungen und vermittelt über ihre Bewertungen derselben machen. Insbesondere in seinem letzten Hauptwerk *Der Idiot der Familie*, einer historisch-materialistischen Rekonstruktion des Lebens Gustave Flauberts, spricht Sartre vom Sinn als einer Kategorie, die die subjektive Beziehung auf die Welt, die subjektive Strukturierung des Handlungsfelds beschreibt.¹⁸ Sartre selbst thematisiert Sprache als Kommunikationsmittel und als Ausdruck von Subjektivität: die Schriften Flauberts dienen ihm als unerlässliche Quelle zur Rekonstruktion dessen, wie Flaubert sich die Welt zurechtlegte, ordnete, ihr Sinn verlieh. Der Sinnbegriff, mit dem er als Subjektkategorie arbeitet, scheint zunächst zu schwerfällig und facettenreich, doch seine Stärke besteht darin, die verschiedenen Seiten der Weise, wie Subjekte die Welt auf sich beziehen und gerade darin ihre Beziehungen in der Welt herstellen, zusammenzuziehen. Neben dem Gehalt ‚subjektive Bedeutung‘ hat ‚Sinn‘ auch die Bedeutung von ‚Ausrichtung‘ oder ‚Orientierung‘. In diesem Übergang lässt sich die Übersetzung des scheinbar nur eine Innenwelt beschreibenden Subjektivitätsvokabulars in eine praktische Beziehung von Subjekten in der Welt festmachen. Wenn Subjektivität die permanente Übersetzung der Objektivität in Sinn und von Sinn in objektivierendes Handeln ist, dann müssen wir nach der Analyse der Sprache als Orientierungsmittel zu dem Schluss kommen, dass dieser Prozess wesentlich durch die Verarbeitung in orientierende Zeichenbeziehungen vermittelt ist. Der Sinn, den ein Mensch Sachverhalten beilegt, ist wesentlich aufgehoben in der Mannigfaltigkeit der Zeichennetze, in denen er sie festhält und an denen entlang er sich auf sie bezieht.

Sartre fasst die Übersetzung der subjektiven Reflexion in Praxis als Überschreitung der Gegenwart auf ein Ziel hin. Daran ist wichtig hervorzuheben, dass die sprachlich reflektierten Unterscheidungen, über die der Sinngehalt solcher Zwecke vermittelt ist, die Welt als Handlungsfeld in bestimmten Hinsichten organisieren. In der praktischen Überschreitung der Gegenwart auf eine Zukunft hin stellen sich Subjekte auf bestimmte Seiten der Wirklichkeit oder ihrer Kenntnis derselben, auf die hin sie ihre Pläne strukturieren. Das gilt schon im Unmittelbareren: Für den umweltinteressierten Mittelschichtsbürger ist der öffentliche Mülleimer der Ort, überflüssiges Material loszuwerden, für den Pfandsammler Einkommensquelle, der Musterschüler nimmt den Lehrer als Quelle der Bestätigung, der ‚abgehängte‘ als Bedrohung. Doch all diese unmittelbareren Wirklichkeitsbezüge unterschiedlicher Subjekte werden und sind eingebettet in größere Sinnzusammenhänge bis hin zu dem Rahmen dessen, was bei Gramsci Weltauffassung heißt. Der entmutigte Lohnarbeiter nimmt seine Stellung in der Welt als seine Natur, den Ar-

¹⁸Etwa: „Ich habe gesagt, dass sich im frühesten Alter das Organische und das Intentionale vermischen; so ist der Sinn Materie und die Materie Sinn.“ (Sartre 1986, 54) Oder: „In derselben Weise [wie im Fetischisierungsprozess der Marktwirtschaft] erscheint für Gustave der *Sinn* der menschlichen Objekte [...] nicht als ein Resultat – der Arbeit, eines Antagonismus, des Gebrauchs –, sondern als die drohende und starre Objektivierung eines Leidens oder eines Denkens, die in ihnen und an ihnen bleibt als die Entäußerung ihrer inneren Einheit.“ (Sartre 1986, 486f) Der Sinnbegriff in *Der Idiot der Familie* ist vielschichtig.

beitsmarkt als unsicheres Gewässer, die neoliberale Subjektivierung jede noch so aussichtslose individuelle Lage in der kapitalistischen Gesellschaft als eigenes Verschulden und als Chance, mit noch mehr Anstrengung noch ganz anders zu versuchen, der politische Mensch mag es als Ausgangspunkt nehmen, sich mit anderen in gleicher Lage zusammenzuschließen – ein Umgehen mit derselben Lage, aber ein Überschreiten derselben durch Heranziehung ganz unterschiedlicher Elemente der Wirklichkeit auf ganz unterschiedliche Zielvorstellungen hin. Das Ganze wiederholt sich auf politischer Ebene. Wer Märkte als schlichte Voraussetzung der eigenen Lebensgestaltung und -chancen nimmt, wird auf gesellschaftlich-politischer Ebene nichts als deren Regulierung und Gestaltung nach bestimmten Kriterien ins Auge fassen. So werden die Märkte als staatlich-gesellschaftliches Mittel unterstellt, alle Politik bezieht sich dann auf den Handlungsspielraum innerhalb dieser gesetzten Materialität und unter bewusster oder nachträglicher Berücksichtigung ihrer Gesetze, die wiederum als Erkenntnisgehalt der Erfahrung zu entnehmen sind. Wenn Marx und Engels für einen Kommunismus sprechen, der ganz grundsätzlich eine andere Beziehung des gesamten Gemeinwesens zu Materialität und Arbeit bedeutet, dann stellen sie sich nicht auf den Standpunkt, von nun an individuell Privateigentum nicht mehr zu achten – also nicht auf die Seite der Wirklichkeit, dass sie die Dinge, die anderen gehören, ja einfach nehmen können, wohlwissend, dass eine andere Seite dieser Wirklichkeit das fortbestehende bürgerliche Strafsystem ist –, sondern sie stellen sich auf die Seite der Wirklichkeit, dass Menschen die Geschichte machen und zwar nach Zwecken, und die kommunistische Idee die Massen ergreifen kann. Bei Gramsci heißt es entsprechend, dass sich (politische) Menschen auf die gesellschaftliche Kraft stützen, die sie für progressiv halten.

Wenn also davon die Rede ist, dass sich ein Mensch mit seinem Willen und Handeln auf eine Seite der Wirklichkeit stellt und sie dabei in einer Hinsicht zur Voraussetzung nimmt und in anderer Hinsicht als Material seines zweckmäßigen Gestaltens, dann ist damit die gesellschaftliche Wirklichkeit vollkommen mit eingeschlossen, die gesellschaftlich durchgesetzten Zwecke und Regeln, die Verkehrsformen und sozialen Verhältnisse. Der gesellschaftliche Mensch ist einer, der sich in seinem ganzen Wesen zu diesen Verhältnissen verhält, das heißt sie verinnerlicht hat, und zwar nicht nur als Erkenntnis-, sondern als sein Orientierungsgegenstand. Das gilt gleichermaßen, ob die geltenden Zwecke nun als bloße Voraussetzung des individuellen Vorankommens genommen werden oder selbst als gesellschaftlich gesetzter und aufzuhebender Grund der kollektiven Zurichtung und Zumutung.

Dergestalt in einem gesellschaftlichen Geflecht der kollektiven und individuellen Entwürfe zu stecken, dieses gesellschaftliche Feld verinnerlicht zu haben und es als Grundlage der eigenen Pläne zu nehmen, ist nicht zu denken ohne Aneignung und Herrichtung der Denk-, Orientierungs- und Koordinierungsmittel, die die Sprache sind. Hinter jedem Bezug eines gesellschaftlichen Menschen auf die Welt steht ein Hinterland der sprachlichen Durchdringung

der geläufigen Handlungsfelder. Durchdringung bedeutet dabei nicht tiefste Einsicht, sondern die Verfügung über ein Arsenal an Denkmitteln, die geistige Verarbeitung und Umgang mit der Sache erlauben. Wer sich auf das individuelle ökonomische Vorankommen in der kapitalistischen Gesellschaft konzentriert, für den erscheint der bürgerliche Staat nur als getrennte Berührungspunkte, als Vertragssicherheit, als Steuereintreiber und als politischer Regulierer, womöglich auch noch als sein (herbeiphantasierter) Dienstleister. Sich in der Weise als ökonomisches Subjekt zu betätigen und zur Gesellschaft zu verhalten, setzt gar nicht voraus, die allgemeinen Gesetze der ökonomischen Struktur und ihren wirklichen inneren Zusammenhang mit der Staatsmacht zu begreifen. Man unterliegt ihnen einfach. Die für die eigene Tätigkeit nötige Reflexion muss erst bei deren Folgen ansetzen und gar nicht erst dahin gelangen, die eigenen Tätigkeitsbedingungen als wirkende Zwecke in der Gesellschaft und die eigene Tätigkeit als Reproduktion eben dieser Zwecke aufzufassen.

Auch wenn Unklarheit und Unwissen über die Institutionen und gesellschaftlichen Akteure, ja überhaupt über die herrschenden Zwecke einer Gesellschaft, und besonders ihre Widersprüche und Kompromisse, bestehen kann, ja dies geradezu der Inhalt ideologischer Gedanken ist, so ist doch eine materialistische Geschichtsauffassung falsch einseitig, wenn die Geschichte nicht als von Menschen gemachte gedacht wird, die unter gegebenen materiellen und gesellschaftlichen Verhältnissen ihre Zwecke verfolgen. Und die ideelle Seite der Zwecksetzung manifestiert sich in ihrem Mittel, der Sprache, die wiederum gesellschaftlich in Diskursen als Aneignungsmaterial vorausgesetzt ist, ob als Orientierungsmittel in der materiellen Arbeit oder sonstigen Lebensführung.

Ohne Einsicht in die allgemeinen Grundlagen und Zwecke der kapitalistischen Produktionsweise ist davon auszugehen, dass Revolten gegen die durch sie hervorgebrachten Lebensverhältnisse begrenzt bleiben und „die ganze alte Scheiße sich herstellen müsste“ (MEW 3, 35). So, wie es der kapitalistischen Gesellschaft Zustimmung einträgt, wenn ihre allgemeine Wahrheit unter der Oberfläche verborgen bleibt, kann ihre emanzipative Aufhebung zu einer Gesellschaft, deren Zweck nicht Verwertung des abstrakten Werts, sondern Befriedigung der Bedürfnisse ist, nicht stattfinden ohne Wissen über diese allgemeinsten Formen und Zwecke kapitalistischer Produktion und eine befreite Gesellschaft nicht sein ohne allgemeines Bewusstsein, also öffentliche sprachliche Bestimmtheit und Reflexion über die ihren.

6 Resümee

Der durchlaufene Argumentationsgang skizziert eine materialistische Antwort auf die Frage, welche gesellschaftliche Bedeutung Sprache hat, in welchem Sinne sie Bedingung für und inwiefern sie in Abhängigkeit von gesellschaftlichen Strukturen ist. Dass Sprache in verschiedenen Theorien über Gesellschaft teils keiner weiteren Erwähnung wert zu sein und als eigenes Phänomen vernachlässigenswert scheint, teils zur alles beherrschenden Größe und Kategorie aufgebläht wird, deutet an, dass man es mit einem komplizierten begrifflichen und in dem Sinne auch philosophischen Problem zu tun hat, dem auch nicht mit der Antwort „irgendwo dazwischen“ abgeholfen ist. Denn diese ‚Bestimmung‘ wäre nicht nur falsch wie die beiden Extreme, zwischen denen sie sich verortet, sondern als deren abstrakte Verbindung entweder nichtssagend oder widersprüchlich.

Den Rahmen der in der vorliegenden Arbeit entwickelten Antwort bildet die materialistische Geschichtsauffassung und Gesellschaftstheorie. Sie wird im ersten Kapitel in ihrer Ausarbeitung durch Marx und Engels ohne Verbindung mit einer entwickelten materialistischen Sprachtheorie eingeführt. Es folgt ein Gang durch sprachtheoretische Fragestellungen, die unterhalb der gesellschaftstheoretischen Ebene angesiedelt sind: Wittgensteins Auffassung der Sprache als Regelfolgepraxis wird als Idealismuskritik des Abbildungsparadigmas in der Sprachphilosophie gedeutet, anhand der Kulturhistorischen Schule der russischen Psychologie wird Sprache als Orientierungsmittel und materielle Basis komplexerer Zwecksetzungen bestimmt und schließlich an Brandons pragmatistischer Rekonstruktion der logischen Gliederung der Sprache die Stellung innersprachlicher Regelstrukturen diskutiert. Die gesellschaftliche Ebene wird im letzten Kapitel anhand von materialistischen Gesellschaftstheorien der Sprache (Gramsci), der Ideologie (Projekt Ideologietheorie) und des Diskurses (Fairclough) wieder aufgenommen und mit den Resultaten der vorangegangenen Kapitel vermittelt.

Die marxsche Gesellschaftstheorie ist bestimmt durch die Verschränkung einer materialistischen Geschichtsauffassung mit einer Philosophie der Praxis. Die materialistische Geschichtsauffassung sieht in der historischen Besonderheit der Produktionsweise einer Gesellschaft den entscheidenden strukturellen Ausgangspunkt für die Bestimmung und Erklärung ihrer sonstigen Merkmale. Die übrigen Strukturen des Gesellschaftsbaus besitzen dieser Grundstruktur gegenüber nur relative Selbstständigkeit. Diese strukturelle Ebene ist zugleich von einer Philosophie der Praxis her als subjektiv vermittelt gedacht: Menschen gestalten unter den vorgefundenen

Voraussetzungen ihre Geschichte, die gesellschaftliche Struktur und ihre geschichtliche Entwicklung sind das Resultat der Handlungen und Zwecke derjenigen, die unter diesen jeweiligen materiellen gesellschaftlichen Bedingungen agieren.

Auf kategorieller Ebene äußert sich der Vorrang historischer Besonderheit gegenüber transhistorischen Verallgemeinerungen in der materialistischen Geschichtsauffassung in der Unterscheidung zwischen historisch besonderen Kategorien und verständigen Abstraktionen. Die Begriffsbildung der letzteren (etwa der Kategorien Arbeit im Allgemeinen oder Sprache im Allgemeinen) beruht auf transhistorischen Bestimmungen unter Absehung der systematischen gesellschaftlichen Beziehungen, in die die damit erfassten Phänomene in jeder historischen Epoche jeweils auf besondere Weise eingebunden sind. Nur in diesen Beziehungen zu historischen Kategorien ist ihre jeweilige historische Wirklichkeit zu bestimmen.

Das Bewusstsein der die gesellschaftliche Wirklichkeit Produzierenden entstammt ihrer Verarbeitung der vorfindlichen gesellschaftlichen/lebenspraktischen Gegebenheiten sowie ihrem Austausch untereinander. Allerdings ist die Erklärung dieser gesellschaftlichen Wirklichkeit nicht dem Bewusstsein der Menschen über ihre eigene Epoche zu entnehmen, sondern umgekehrt dessen Bedeutung erst in seinem Verhältnis zur materiellen Wirklichkeit zu beurteilen.

Das Bewusstsein wird dabei von Marx und Engels als ideelle Umsetzung der materiellen Wirklichkeit gedacht, als deren gedankliche Reproduktion und als Zweck, der wiederum praktisch verwirklicht wird. Der Begriff des Ideellen wird dabei nicht weiter erklärt. Er wird der Praxis und materiellen Wirklichkeit gegenübergestellt, statt aus der Sprache als materieller Zeichenpraxis erklärt zu werden.

Marx' Sprachtheorie ist dürftig: Sprache erscheint als Mitte von individuellem und gesellschaftlichem Denken. Ihre Materialität bleibt ungeklärt, weil an Bewusstsein/Ideellem als Bestimmungsgrund der Sprache festgehalten wird. Ebenso wenig wird sie als Mittel der materiellen Praxis erfasst, sondern nur als abhängige Größe: Sie wird primär durch ihre epistemische Funktion bestimmt, als ideelle (gedankliche) Reproduktion der materiellen Praxis.

Darin steckt eine, wenn auch komplizierte Abbildtheorie der Sprache. Sie wird nicht unmittelbar als Widerspiegelung der materiellen Welt genommen, sondern als Widerspiegelung der praktischen Lebensverhältnisse. Diese Bestimmung lässt Platz für die Einschreibung ideologischer Interessen in die epistemische Funktion. Folglich erscheint Ideologieproduktion als Verallgemeinerung der Perspektive der herrschenden Klassen, die durch ihre gesellschaftliche Stellung in ganz anderer Weise auf die Praxis und Produktion der Gesellschaft bezogen sind.

Gegenstand des zweiten Kapitels ist Wittgensteins Sprachverständnis, das auf einer praxisphilosophischen Kritik idealistischer und abbildtheoretischer Sprachauffassungen gründet. Seine Rekonstruktion der Sprache als Regelfolgepraxis stellt im Hinblick auf eine materialistische Sprachtheorie einen Fortschritt gegenüber Marx und Engels dar, weil Sprache nicht mehr über

einen ungeklärten Begriff des Ideellen bestimmt wird, bleibt aber eine angemessene Verhältnisbestimmung zum gesellschaftlichen Naturverhältnis Arbeit schuldig.

Ein Vergleich der grundsätzlichen Stellung Marx' und Wittgensteins zur Philosophie kommt zu dem Ergebnis: Während Marx idealistischen und philosophischen Erklärungen materialistisch-wissenschaftliche entgegensetzt, kritisiert Wittgenstein philosophische Erklärungen durch vermeintlichen Verzicht auf Erklärungen in der Philosophie. Trotz Widersprüchen, in die er sich mit dem Anspruch, damit alles zu belassen, wie es ist, verstrickt, eröffnet ihm dieser Blick auf die sprachlichen Mechanismen idealistischen Denkens, die Beschränktheit von Abbildtheorien der Sprache aufzudecken und das Paradigma eines praxistheoretischen Sprachverständnisses einzuführen.

Während Marx gesellschaftliche Erklärungen für die idealistischen Hirngespinnste der Philosophie sucht, konzentriert sich Wittgenstein auf die Durchdringung der Sprachregeln, auf denen solche Hirngespinnste erwachsen. Diese Reduktion erlaubt ihm jedoch, idealistische Auffassungen der Sprache selbst auszuhebeln. Sein entscheidendes Mittel dazu ist, die Endlichkeit der Sprachregeln, aus denen Notwendigkeits- und Unendlichkeitsvorstellungen erwachsen, ans Licht zu bringen und ihre vermeintlich epistemische Härte auf die lediglich normative Härte der Sprachpraxis zurückzuführen. Dieses Phänomen tritt besonders bei „grammatischen Sätzen“ hervor, die eigentlich als normsetzend zu beschreiben sind, aber als deskriptiv missverstanden werden können, was zu jener philosophischen „Verhexung des Verstandes“ führt, an der Wittgenstein sich abarbeitet.

Der Fortschritt Wittgensteins in der Sprachtheorie ist der Wechsel von einer Inhaltslogik zu einer Tätigkeitslogik der Sprache. Das heißt Sätze haben ihren Gebrauch in einem Sprachspiel, das ihm erst seinen Sinn verleiht. Der Sprachspielbegriff erlaubt, die Stellung von Sprachbedeutungen in der Praxis zu verorten, indem er Sätze als Züge in Regelkomplexe integriert. Damit wird die Perspektive eröffnet, die Reichweite der Sprache von ihren praktischen Folgen zu bemessen. Als Regelfolgepraxis ist Sprache auf einen bestimmten Bereich der menschlichen Tätigkeit in der Welt eingekreist, statt auf ein weiter unerklärtes eigenes Reich des Ideellen verwiesen zu sein. Damit ist die Tür zu einer materialistischen Sprachtheorie aufgestoßen. Allerdings bleibt nicht nur der Vermittlungszusammenhang zwischen Lebensform und den Sprachregeln, die nach Wittgenstein Teil davon sind, offen, der Begriff der Lebensform selbst ist derart abstrakt, dass darin jede wesentliche historische Besonderheit, schon gar die gesellschaftliche Weise, den Stoffwechsel mit der Natur zu organisieren, verschwindet.

Dem bei Wittgenstein unterbestimmt gebliebenen Verhältnis der Sprache zur materiellen gesellschaftlichen Wirklichkeit nähert sich das dritte Kapitel von der Frage her, was die spezifische Leistung der Sprache in der Hervorbringung des gesellschaftlichen Wesens Mensch ist, wofür Sprache in Form materieller Zeichen als Mittel fungieren. Im Durchgang durch entscheidende

Etappen der Kulturhistorischen Schule der russischen Psychologie wird etabliert, wie Sprache ihrem Wesen nach als Orientierungsmittel bestimmt werden kann, das überhaupt erst Grundlage jeder Zwecksetzung in einem ernsthaften Sinn ist und auf Zeichenoperationen basiert.

Die materialistisch-geschichtliche Dimension bleibt verborgen, wenn nicht nach dem Anteil der Sprache an der gesellschaftlichen Naturbeherrschung gefragt wird. Sprache gilt bei Wittgenstein zwar als Organisationsmittel des Verkehrs der Menschen, aber er stellt nicht die Frage nach der durch Sprache geleistete Befähigung zu gesellschaftlicher Arbeit oder der Organisation des gesellschaftlichen Lebens. Den entscheidenden Ansatz zur Beantwortung dieser Frage ist in der Kulturhistorischen Schule entwickelt worden, die herausgearbeitet hat, in welcher Weise Sprache in der individuellen Aneignung der gesellschaftlich weitergegebenen Fähigkeiten als Mittel fungiert.

Im Gegensatz zum gegenständlichen Arbeitsmittel wirkt das Sprachzeichen als Mittel nicht über eine äußere Modifikation anderer materieller Naturgegenstände, sondern setzt bei der Einwirkung auf andere Menschen oder in der Handlungssteuerung seiner selbst schon eine Aneignung der Sprache voraus, die erlaubt, sich zu den Sprachzeichen zu verhalten – das Sprachmittel wirkt nicht auf ein äußeres Objekt, sondern ist ein psychisches Mittel.

Wygotskis Hauptthese ist, dass Zeichen in die Aneignung einer materiellen Praxis als Mittel zur Problemlösung und Handlungskontrolle eingehen. Was die angeeigneten Sprachzeichen modifizieren und vermitteln, ist die Orientierungsseite des Handelns. Während zunächst nur die Aufmerksamkeit des Kindes mit Lautäußerungen Erwachsener gelenkt werden kann, eignet sich das Kind dies schließlich zur Selbststeuerung an und wird über die Zeichen in die Lage versetzt, komplexe Handlungsfolgen und -pläne zu setzen und auszuführen. Damit erlangt Sprache eine handlungsleitende Funktion. Diese ist zuerst an Erwachsenen und Kind auf zwei Personen aufgeteilt und wird dann zur Selbststeuerung vom Kind angeeignet, allerdings in einer frühen Phase noch als explizit ausgesprochene Begleitung des Handelns. Schließlich entwickelt sich diese sprachliche Handlungsleitung zum inneren Sprechen fort, das wesentliche Denkfunktionen des erwachsenen Menschen trägt.

Handlungsleitung ist nach Galperin in Zusammenhang der Aneignung der gegenständlichen Welt bzw. Praxis zu betrachten. Die Orientierung nimmt dabei den Charakter der Vorwegnahme und probeweisen Lösung praktischer Probleme in der Handlungsdurchführung an. Dabei ermöglicht die Sprache eine Analyse von Handlungen in Teilhandlungen und ihre versuchsweise Kombination zu komplexeren Handlungen, die für die sprachliche Reproduktion als Zielsetzung und Orientierung fungiert, die von unmittelbaren situativen Aufgaben bis zu weit ausgreifenden und komplexen Handlungsplänen aufsteigen.

Nach Leontjew sind Tätigkeiten aus Handlungen zusammengesetzt, die isoliert keinen Sinn ergeben mögen, aber durch ihre Kombination sinnvoll auf ein Motiv der gesamten Tätigkeit

bezogen sind. In der Weise bestehen kollektive Tätigkeiten in der Kombination von Handlungen verschiedener Individuen, die ebenfalls durch ein Motiv zusammengeschlossen sind. Eine solche Kooperation oder Arbeitsteilung ist nicht nur durch die Orientierung der Einzelnen an den Teilzielen der ihnen zugefallenen Handlungen bedingt, sondern auch durch ihre Koordination untereinander sowie im Fall, dass das Motiv der Kollektivtätigkeit nicht fremdbestimmt ist, durch eine Einigung über das gemeinsame Motiv. Ebenso wie bei der individuellen Orientierung geht Sprache hier als Mittel des Festhaltens des Motivs und der Teilschritte ein, darüber hinaus aber auch als Mittel, die Verteilung der Handlungen und die Orientierung aufeinander abzustimmen.

Das vierte Kapitel setzt sich mit Brandoms praxisphilosophischer Rekonstruktion sprachlicher Bedeutungen über das Sprachspiel des Gebens und Verlangens von Gründen auseinander. Das darin verhandelte Problem ist, wie Schlussoperationen und sprachliche Kalkulationen als innersprachliches Regelverhältnis zu verstehen sind. Gegen Brandom wird argumentiert, dass nicht eine bedeutungskonstituierende sprachgemeinschaftlich etablierte Richtigkeit der Schlussbeziehungen gegenüber der Lebenstauglichkeit der praktischen Schlüsse primär gesetzt werden kann. Rationalität von den Regeln der Logik her zu erschließen, ist eine idealistische Abstraktion, die bei Brandom eine sozialpragmatistische Form annimmt. Tatsächlich ist Rationalität nur vom praktischen Verhältnis zur materiellen Wirklichkeit her zu erfassen, in die das zeichenvermittelte Denken lediglich als notwendiges Moment eingeht. Wirkliches Denken ist zudem durch logische Regeln bzw. die Art der Regeln, die das von Brandom rekonstruierte Sprachspiel des Gebens und Verlangens von Gründen beschreibt, noch unterbestimmt, es schließt eine Mannigfaltigkeit an Heuristiken ein, die sich nicht formal erfassen lassen.

Dem Begriff nach wurde Sprache im dritten Kapitel als psychisches Mittel der Orientierung bestimmt. Diese Vermittlung der menschlichen Tätigkeit wurde selbst als eine Praxis gedacht, als ein Operieren mit verinnerlichten Zeichen. Nach der technischen Seite hin hat man es also mit durch Regeln eingegrenzte Verfahren der Bildung von Zeichenketten zu tun. Brandom sieht das Zentrum dieser Zeichenoperationen, der Übergänge zwischen Wahrnehmungen zu Sätzen, Sätzen zu Sätzen und Sätzen zu Handlungen, im Sprachspiel des Gebens und Verlangens von Gründen situiert. Seine Begründung dafür ist, dass dieses Sprachspiel die Kernregeln festlegt, die die inferentielle Gliederung von Behauptungen und damit den wahrheitsfähigen Charakter von Sätzen überhaupt konstituieren. Das Behaupten macht dabei den elementaren Zug dieses Sprachspiels aus. Mit diesem Ansatz rücken die Kalküleigenschaften der Sprache in den Mittelpunkt; Regeln des Operierens mit Zeichen auf einer logischen Ebene nehmen konkrete Gestalt an. Im Begriff der inferentiellen Gliederung von Sätzen oder Ausdrücken wird die komplexe innersprachliche und praktische Verschränkung erahnbar, die Sprache erst einen Gehalt haben lässt.

Allerdings leidet Brandoms Theorie an einer Reihe von Mängeln. Erstens erscheint die praktische Leistung der Sprache als Derivat des durch die inferentielle Gliederung konstituierten sprachlichen Gehalts. Rationales Handeln wäre dadurch von einer konsistenten und kohärenten Begriffspraxis her gedacht. Umgekehrt ist rationales Handeln aber durch gelingende praktische Orientierung bestimmt, für die eine konsistente und kohärente Sprache ein entscheidendes Mittel darstellt. Brandom greift ein Moment der sprachvermittelten Handlung heraus und ernennt es fälschlich zum Erklärungsgrund. Zweitens rekonstruiert er die Regeln des Denkens bzw. denkenden Operierens mit Zeichen formalistisch. Damit ist er zwar in der Lage, Rahmenregeln für die Benutzung logischer Operationen zu konkretisieren. Die Züge bzw. Übergänge des wirklichen Denkens beruhen aber auf einer Reihe von Heuristiken, die darin ausgeblendet sind.

Praktische Schlüsse sind nicht, wie Brandom sie fasst, das Wahrmachen von Aussagen; umgekehrt: indem Sprachzeichen zwischen das praktische Handeln geschoben werden, die Tätigkeit durch dieses Zwischenschalten also effektiv modifiziert wird, kommt diesen Zeichen erst ein Orientierungsgehalt zu, der sich zu einem ganzen Komplex an Kalkulationen ausweiten kann. Die sprachlich-gedankliche Durchdringung der Welt beruht dabei nicht nur auf der Aneignung verschiedener Tätigkeiten und der dazugehörigen Begriffe samt ihrer inferentiellen Struktur, sondern auch im Aufbau von einzelgegenständlichen Registern, auf die für konkrete Planung von Handlungen als sprachliches Weltwissen zurückgegriffen werden kann. Schlüsse des täglichen Sprachgebrauchs beruhen in der Regel auf der Zusammenführung und Kombination verstreuten Wissens. Das denkende und schließende Kalkulieren mit sprachlichem Wissen ist die Zusammenstellung und Mobilisierung der auf eine Situation (den Gegenstand des Denkens) bezogenen verfügbaren Regeln: Es schließt das Hervorholen, Kombinieren, Durchgehen, aufeinander Beziehen der Bestimmungen, der an sie anschließenden Inferenzen und erinnerten Vergleichserfahrungen ein.

Als Materialität bzw. Trägheit gegenüber einer Umarbeitung kann die Internalisierung des ganzen Sets sprachlicher Regeln und Register angesehen werden, die zum Denken, Beurteilen und Bewerten hervorgezogen werden und die für die Orientierungstauglichkeit ein mehr oder weniger konsistentes und kohärentes System bilden muss.

Die sprachtheoretischen Diskussionen der vorangegangenen Kapitel werden im fünften Kapitel mit marxistischen Gesellschaftstheorien der Sprache zusammengeschlossen. In der Auseinandersetzung mit Gramsci wird einerseits das Basis-Überbau-Thema aus dem ersten Kapitel aufgenommen und die gesellschaftlichen Strukturen als politische Verhältnisse diskutiert, wie sie sich in Staat, Zivilgesellschaft, Kultur und Ideologie als Hegemoniekämpfe darstellen, die sich auch in Sprache als Substrat des Denkens materialisieren und über ihre Produktion und Distribution vermittelt sind. Anhand diskursanalytischer Passagen des Projekts Ideologietheorie wird der Bedarf an einer umfassenderen Diskurstheorie verdeutlicht, die nicht nur den Zusam-

menhang zwischen Diskursoperationen und der materiellen Praxis herstellt, sondern auch die Signifikanz von Diskursoperationen als Denkopoperationen begreifen kann, d.h. als Glieder eines systemischen Operationszusammenhangs. In der Diskurstheorie Faircloughs werden schließlich sprachliche Operationen als Diskursoperationen aufgefasst, die als Diskurszusammenhang praktische Orientierung leisten. Die Spezifik der Orientierungsleistung eines Diskurses fasst Fairclough als Handlungsstrategie, er dringt damit allerdings nicht bis zur Zweckbestimmung vor, die sich zusammen mit der Bestimmung als Orientierungsmittel als Kerngehalt der Leistung der Sprache ergeben hat und erst das subjektive Moment des Machens der Geschichte erfasst.

Ausgangspunkt von Gramscis Gesellschaftsanalyse ist im Gegensatz zu Marx' Strukturanalysen das Politische, verstanden allgemein als das gesellschaftsgestaltende Handeln der Menschen, Zusammenfassung der objektiven Voraussetzungen und subjektiven Setzungen. Die strukturellen Voraussetzungen: die ökonomische Struktur und die als relativ selbständige gefassten Überbau- bzw. Superstrukturen nehmen zwischen Bewegungsphasen immer wieder die stabile Form eines historischen Blocks an, auf dessen Totalität das politische Wirken in diesen Phasen bezogen ist. Sprache kommt für Gramsci in die gesellschaftliche historische Wirklichkeit hinein, insofern das Denken in ihr materialisiert ist, das innerhalb des und in Stellung zum historischen Block die Orientierung und Ausrichtung des Willens der Menschen ,organisiert'.

Gramsci befasst sich mit Sprache nicht auf der grundlegenderen Ebene der Ermöglichung eines arbeitsteiligen und werkzeugvermittelten gesellschaftlichen Naturverhältnisses, ihre Stellung bemisst sich für ihn an Kategorien der Orientierung in der Gesellschaft, mit denen Sprache eng verschränkt ist, wie vor allem Philosophie, Weltauffassung, Alltagsverstand, Ideologie und Hegemonie, die alle als Superstrukturen analysiert und mit der ökonomischen Struktur ins Verhältnis gesetzt werden. Dabei fasst er Sprache nicht von der Seite des geistigen Mittels der Organisation gesellschaftlicher Strukturen nach Zwecken, sondern von der Seite der politischen Stellung in und zu der Gesellschaft bzw. dem historischen Block. Dabei ist die Unterscheidung zwischen dem Zwangselement des Staates und der Zustimmung zu den gesellschaftlichen Verhältnissen zentral, mit der die Momente der Stabilität oder Aufrechterhaltung einer Klassengesellschaft und insbesondere kapitalistischen Gesellschaft bestimmt sind. Für das zweite Moment oder Kampffeld schafft Gramsci die Kategorie der Hegemonie einer Weltauffassung, die als Vorherrschaft eines gedanklichen Orientierungssystems genommen werden kann. Damit ist die politische Bedeutung der Sprache eingefangen, in die die gedankliche Reflexion, das Bewusstsein über die eigene Stellung und Ausrichtung in der Welt eingeprägt ist. Diese Bestimmung umfasst die selbstregierende Eingliederung in die Gesellschaft; aber auch gegen die Verhältnisse rebellierendes und nach ihrer Aufhebung strebendes Denken ist entsprechend als subalterne Weltauffassung zu verstehen. Die bei Marx angedeuteten zentrifugalen und zentripetalen Kräfte in der Genese der Sprache kommen hier zu neuen Kategorien. Die Bemü-

hungen um Verallgemeinerung einer Denkweise über eine ganze Gesellschaft, die heterogene Lebensbedingungen zusammenfasst, ist bei Gramsci als Kampf um Hegemonie gefasst, wobei Hegemonie immer unter der Voraussetzung steht, Orientierung in konkreten materiellen und gesellschaftlichen Umständen verschaffen zu müssen, also in relativer struktureller Abhängigkeit steht. Gleichzeitig arbeitet Gramsci einen ebenfalls bei Marx angedeuteten an die Lebensweise gebundenen inhaltlichen Sprachbegriff weiter aus. Das geht so weit, dass er den hegemonialen Kampf der subalternen Klassen lediglich als Abwehr ihnen fremden Denkens und der Ausarbeitung des genuin im eigenen Klassendasein enthaltenen Inhalts versteht, so dass schon in der Bewusstwerdung über die eigene unterworfenen Stellung gedankliche Emanzipation, mithin emanzipiertes Denken als Voraussetzung wirklicher Emanzipation gegeben sei. Nach der Seite der Orientierung innerhalb der bestehenden gesellschaftlichen Verhältnisse materialisiert sich in Sprache als Vehikel der Weltauffassung und Glied der Lebensweise die Verarbeitung der spezifischen Orientierungsanforderungen, so dass Sprache ebenso wie Lebensweise im Unterschied zu Wittgenstein in Abhängigkeit von den ökonomischen Lebensbedingungen als unumgänglichem Orientierungsgegenstand sowie als politisches Terrain bestimmt ist.

Die (sprachliche) Orientierung ist eine spezifische Lösung der historischen und nach gesellschaftlicher Stellung variierenden praktischen Lebensprobleme. Der darin enthaltene inhaltliche Sprachbegriff ist an eine integrale Weltauffassung und -verarbeitung, eine mehr oder weniger zusammenhängende Kultur gebunden. Nach der politischen Seite wieder bildet ein einheitliches kulturelles Klima, eine homogene Denkweise und folglich gemeinsame Sprache (im inhaltlichen Sinn genommen) eine Bedingung für die Bildung eines Kollektivwillens, folglich der Gewinnung von Hegemonie und der bewussten Gestaltung der Gesellschaft.

In der Fassung des Kollektivwillens kommt Gramsci allerdings nur zu der Bestimmung, dass sich Aufgaben stellen, für die eine Weltauffassung eine Lösung darstellt – er denkt den Inhalt gesellschaftlicher Strukturen und politischen Willens dabei jedoch nicht als Zweck, für den Mittel zu suchen als Aufgabe gestellt ist. Er denkt Ideologie als Herrschaft einer Klasse über andere im Bereich des Denkens, kann ohne die Kategorie des Zwecks aber nicht erklären, wie diese gedankliche Abhängigkeit funktioniert. Darin, dass die Mittel fremder Zwecke als eigene Mittel gedacht werden, liegt das Ideologische. Indem Gramsci über die Kritik des kapitalistischen Zwecks in der Kritik der politischen Ökonomie hinwegsieht, entgeht ihm auch ein wesentliches Moment der marxistischen Ideologietheorie, die in den praktischen Formen der kapitalistischen Wirtschaftsweise die Gedankenformen angelegt findet, die eine zustimmende Verarbeitung befördern.

Das Projekt Ideologietheorie stellt insofern einen Fortschritt gegenüber Gramsci dar, als es eine materialistische Ideologietheorie mit konkreten Ideologieuntersuchungen verbindet, die konkrete Sprach- bzw. Diskursanalysen einschließen. Althusser folgend wird die Materialität von

Ideologie in der Abgrenzung von Bewusstsein und geistigen Gehalten primär in der äußeren Anordnung der gesellschaftlichen Institutionen und Praxen gesucht. Damit wird aber nur der Anordnung des Orientierungsgegenstands, nicht der des Orientierungsmittels Sprache Geltung zugestanden, dessen Vermittlung jedoch aus der gedanklichen und praktischen Ausrichtung der Menschen in ihrer gesellschaftlichen Umgebung nicht wegzudenken ist. In diesem Sinne stellt das PIT zugleich einen Rückfall hinter Gramscis Analyse des gedanklich-geistigen Moments in der Hegemoniebildung dar.

Was die konkrete Sprachanalyse betrifft, steht die Frage im Mittelpunkt, was mit der Sprache *getan* wird, was ihr praktischer Gehalt ist. Dabei werden Operationen der Umordnung bzw. Umartikulation von Diskursen in den Blick genommen. Allerdings verfängt sich die Analyse in Unmittelbarkeiten der Denkopoperationen, ohne den Unterbau zu erfassen, auf dem sie überhaupt zu Diskursoperationen von der gesellschaftlichen Tragweite werden, die das PIT ihnen zuschreibt.

Am Beispiel von Hitlers Rede am 1. Mai 1933 wird vorgeführt, dass zu einem wirklichen Verständnis dessen, was Hitler mit und in seiner Rede tut, nicht nur eine Mannigfaltigkeit an Sprachspielen vorausgesetzt werden muss, die er mit seinen Rezipienten teilt und die seinen Sätzen erst ihren operationalen Rahmen geben, sondern auch ein gesellschaftliches Diskursrelief der gedanklichen Verarbeitung der Gesellschaft und ihrer Probleme schon zuvor ausgebildet sein muss, auf dessen Grundlage die Rede einen Ort erhält. Ideologie im Sinne Herrschaft verschleiender Denk- bzw. Orientierungsmittel findet sich reihenweise in falschen Darstellungen der gesellschaftlichen Wirklichkeit, die im Nationalsozialismus zu einem politischen Program zur Lösung der in dieser Weise spezifisch gestellten gesellschaftlichen Probleme organisiert sind.

Mit seiner Diskurstheorie verfolgt Fairclough das Ziel, auf Grundlage materialistischer Gesellschaftstheorie eine „Gesellschaftstheorie der Sprache“ zu entwickeln. Im Unterschied zu den zuvor behandelten Ansätzen greift er auf eine Fülle sprachwissenschaftlicher und diskursanalytischer Methoden zurück, mit denen sich der konkrete Reichtum der Sprache auf Textebene aufschließen lässt. Critical Discourse Analysis setzt nicht philosophisch an der Rekonstruktion der Logik von Sprachspielen oder genetisch an der Entwicklung von Sprachfähigkeiten, sondern an der empirischen Produktion von Text (mündliche Rede eingeschlossen) in gesellschaftlichen Situationen an. Der Fortschritt dieses Ansatzes ist, dass auch größere Sprachzusammenhänge, einerseits verschiedener Texte untereinander, andererseits die komplexe Aneinanderfügung von Sätzen in den Blick kommt, der Rückschritt, dass der logische Unterbau der Textproduktion bzw. ihr Denkgehalt überdeckt wird.

Diskursanalyse zerfällt bei Fairclough grob in zwei Sparten: in die Analyse von Interaktionsregeln des Sprachgebrauchs und die Analyse der sprachlichen Gehalte selbst in Beziehung zur gesellschaftlichen Praxis. Jedes Diskursereignis, d.h. konkrete Textproduktion, wird dabei nicht

nur auf der unmittelbaren Inhaltsebene des Textes, der in einer Beziehung zu früheren Textmustern steht, analysiert, sondern auch als Diskurspraxis, d.h. in gesellschaftlichen Konventionen und Regeln des Textgebrauchs eingebettet sowie als soziale Praxis im Rahmen gesellschaftlicher Strukturen betrachtet. Damit wird eine Dimension der Sprachregeln sichtbar, die nicht am Gehalt selbst, sondern in den Rahmenbedingungen festzumachen ist und doch eine Eigenschaft des Diskurses selbst darstellt, die Gegenstand der gesellschaftlichen Gestaltung der Beziehungen der Menschen ist. Herrschaftsverhältnisse machen sich damit in der Standardisierung und Naturalisierung hierarchischer Subjektpositionen in den Diskursregeln geltend. So ist ein Zugang zur Kritik von Sprache als Herrschaftsmittel nicht auf der inhaltlichen Ebene als Ideologie, sondern auf der Ebene der Verkehrsformen als Konventionen der Unterwerfung eröffnet, auch wenn Fairclough diese Konventionen nur als Resultat von Machtkämpfen, nicht als Resultat der darin enthaltenen Zwecke auffasst.

Der inhaltliche Diskursbegriff geht nicht auf die impliziten Regeln des Sprachverkehrs, sondern auf die expliziten Gehalte der Texte, die einerseits in praktische Gebrauchskontexte eingebunden sind, andererseits aber auch davon abstrahiert und für sich genommen reproduziert und bearbeitet werden, was Voraussetzung für die spezifische Zirkulation von Diskursen darstellt, die beispielsweise in Medien vonstatten geht. Den orientierenden Übergang in das praktische Handeln fasst Fairclough als Operationalisierung eines Diskurses, das er zugleich als Übersetzungsleistung begreift, wenn es sich um die Übertragung einer Handlungsstrategie in einen neuen Kontext handelt. Im Begriff der Strategie ist der subjektive Gestaltungsspielraum in Beziehung auf praktische Problemstellungen sowie die Möglichkeit ihrer Verallgemeinerung in einer hegemonialen Weltauffassung angesprochen. Zugleich trifft Fairclough damit nicht die Kernkategorie menschlicher Subjektivität, die Zweckbestimmung, mit der erst ein Kriterium des Erfolgs oder Misserfolgs einer Handlungsstrategie gesetzt ist.

Ob eine Gesellschaft wesentlich antagonistisch oder kooperativ verfasst ist, ihre Strukturen ergeben sich aus den realen Zwecken, die die Menschen sich mittels der Sprache setzen und verfolgen, und zwar unter Abhängigkeit der verfügbaren materiellen Mittel – aber nicht dieser alleine, sondern auch der in Diskursen organisierten, zerstreuten und gebündelten Orientierungsmittel, die sie sich erwerben und produzieren können. Sprache ist in so allgemeiner Weise Bedingung und Mittelglied aller menschlichen Gesellschaften, in ihrer Besonderheit aber von den materiellen und gesellschaftlich-strukturellen Voraussetzungen und Möglichkeiten abhängig und von diesem konkreten Orientierungsgegenstand in Gestalt konkreter Orientierungssysteme durchdrungen, durch die sich das auf das praktische Handeln gerichtete Denken nach Mustern inhaltlicher Diskurse und der sprachvermittelte Verkehr nach den Konventionen diskursiver Interaktionsregeln bewegen.

Literaturverzeichnis

- Adorno, Theodor W.: *Jargon der Eigentlichkeit. Zur deutschen Ideologie*. Suhrkamp, Frankfurt a.M., 1964.
- Althusser, Louis: *Philosophie und spontane Philosophie der Wissenschaftler*. Argument, Berlin, 1985.
- Arndt, Andreas: *Karl Marx: Versuch über den Zusammenhang seiner Theorie*. Germinal, Bochum, 1985.
- Bachtin, Michail M.: *Speech Genres and Other Late Essays*. University of Texas Press, Austin, 1987.
- Behrens, Manfred u.a.: *Projekt Ideologietheorie. Faschismus und Ideologie*, Band 1. Argument, Berlin, 1980a.
- Behrens, Manfred u.a.: *Projekt Ideologietheorie. Faschismus und Ideologie*, Band 2. Argument, Berlin, 1980b.
- Bihr, Alain: *La novlangue néolibérale. La rhétorique du fétichisme capitaliste*. Page deux, 2007.
- Blackledge, Paul: *Reflections on the Marxist Theory of History*. Manchester University Press, Manchester, 2006.
- Bourdieu, Pierre: *Was heißt Sprechen? Die Ökonomie des sprachlichen Tausches*. Braumüller, Wien, 1990.
- Bourdieu, Pierre: *Meditationen. Zur Kritik der scholastischen Vernunft*. Suhrkamp, Frankfurt a.M., 2001.
- Brandom, Robert: *Expressive Vernunft*. Suhrkamp, Frankfurt a.M., 2000.
- Candeias, Mario: *Neoliberalismus – Hochtechnologie – Hegemonie. Grundrisse einer transnationalen kapitalistischen Produktions- und Lebensweise*. Argument, Hamburg, 2004.
- Damerow, Wolfgang, Peter Lefèvre (Hg.): *Rechenstein, Experiment, Sprache. Historische Fallstudien zur Entstehung der exakten Wissenschaften*. Klett-Cotta, Stuttgart, 1981.

- de Ste. Croix, G.E.M: *The Class Struggle in the Ancient Greek World*. Duckworth, London, 1981.
- Demmerling, Christoph: *Sprache und Verdinglichung. Wittgenstein, Adorno und das Projekt einer kritischen Theorie*. Suhrkamp, Frankfurt a.M., 1994.
- Dillmann, Renate: *China*. VSA, Hamburg, 2009.
- Draper, Hal: *Karl Marx's Theory of Revolution. State and Bureaucracy*, Band 1. Monthly Review Press, New York/London, 1977.
- Erckenbrecht, Ulrich: *Marx' materialistische Sprachtheorie*. Scriptor, Kronberg, 1973.
- Fairclough, Norman: *Language and Power*. Pearson Education Limited, Edinburgh, 2001.
- Fairclough, Norman: *Discourse and Social Change*. Polity, Cambridge, 2002.
- Fairclough, Norman: *Language and Globalization*. Routledge, London u.a., 2006.
- Fleischer, Helmut: *Marxismus und Geschichte*. Suhrkamp, Frankfurt a.M., 1970.
- Fowler, Roger, Bob Hodge, Gunther Kress und Tony Trew: *Language and control*. Routledge & Kegan Paul, London/Boston/Henley, 1979.
- Furth, Peter (Hg.): *Arbeit und Reflexion*. Pahl-Rugenstein, Köln, 1980.
- Galperin, Pjotr: Die Entwicklung der Untersuchungen über die Bildung geistiger Operationen. In: Hiebsch, Hans (Hg.) *Ergebnisse der sowjetischen Psychologie*.
- Galperin, Pjotr: *Zu Grundfragen der Psychologie*. Beiträge zur Psychologie. Volk und Wissen, Berlin, 1980.
- Galperin, Pjotr, A.N. Leonjew u.a.: *Probleme der Lerntheorie*. Volk und Wissen, Berlin, 1972.
- Galperin, Pjotr u.a.: *Untersuchungen des Denkens in der sowjetischen Psychologie*. Verlag das europäische Buch, Berlin, 1973.
- Geier, Manfred: *Kulturhistorische Sprachanalysen*. Pahl-Rugenstein, Köln, 1979a.
- Geier, Manfred u.a.: *Sprachbewusstsein. Elf Untersuchungen zum Zusammenhang von Sprachwissenschaft und kulturhistorischer Psychologie*. Metzler, Stuttgart, 1979b.
- Gramsci, Antonio: *Notizen zur Sprache und Kultur*. Gustav Kiepenheuer, Leipzig/Weimar, 1984.
- Gramsci, Antonio: *Gefängnishefte*, Band 1-10. Argument, Hamburg, 1991-2002.

- Hall, Stuart: *Ideologie, Identität, Repräsentation*. Ausgewählte Schriften. Argument, Hamburg, 2004.
- Haug, Wolfgang Fritz: *Pluraler Marxismus*, Band 2. Argument, Berlin, 1987.
- Haug, Wolfgang Fritz: *Philosophieren mit Brecht und Gramsci*. Argument, Hamburg, 2006.
- Haug, Wolfgang Fritz u.a.: *Projekt Ideologietheorie. Theorien über Ideologie*. Argument, Berlin, 1979.
- Hegel, Georg W.F.: *Wissenschaft der Logik II*. Suhrkamp, Frankfurt a.M., 1986.
- Hegel, Georg W.F.: *Wissenschaft der Logik I*. Suhrkamp, Frankfurt a.M., 1996.
- Heinrich, Michael: *Die Wissenschaft vom Wert*. Westfälisches Dampfboot, Münster, 2006.
- Held, Karl: *Kommunikationsforschung – Wissenschaft oder Ideologie? Materialien zur Kritik einer neuen Wissenschaft*. Carl Hanser, München, 1973.
- Hering, Christoph: Sprache, Arbeit, Gesellschaft, Kritische Anmerkungen zu Ulrich Erckenbrecht. In: Leist, Anton (Hg.) *Ansätze zur materialistischen Sprachtheorie*, Scriptor, Kronberg. 1975.
- Hiebsch, Hans (Hg.): *Ergebnisse der sowjetischen Psychologie*. Klett, Stuttgart, 1969.
- Holborow, Marnie: *The Politics of English: a Marxist View of Language*. SAGE, London, 1999.
- Holstun, James: *Ehud's Dagger. Class Struggle in the English Revolution*. Verso, London/New York, 2002.
- Holzkamp, Klaus: *Sinnliche Erkenntnis. Historischer Ursprung und gesellschaftliche Funktion der Wahrnehmung*. Texte zur kritischen Psychologie. Athenäum, Königstein/Ts., 1978.
- Holzkamp, Klaus: *Grundlegung der Psychologie*. Campus, Frankfurt a.M., 1983.
- Holzkamp-Osterkamp, Ute: *Grundlagen der psychologischen Motivationsforschung I*. Campus, Frankfurt a.M., 1975.
- Holzkamp-Osterkamp, Ute: *Grundlagen der psychologischen Motivationsforschung 2: Die Besonderheit menschlicher Bedürfnis-Problematik und Erkenntnisgehalt der Psychoanalyse*. Campus, Frankfurt a.M./New York, 1978.
- Houdebine, Jean-Louis: *Langage et Marxisme*. Klincksieck, Paris, 1977.

- Höppe, Wolfgang: *Karl Marx, Friedrich Engels: Sprache und gesellschaftlicher Gesamtkomplex. Das Verhältnis von Sprache zu Basis und Überbau nach den Sprachtheoremen in den Werken von Marx und Engels*. Bouvier, Bonn, 1982.
- Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED (Hg.): *Marx/Engels Werke. Sachregister*. Dietz, 1989.
- Jaeggi, Urs und Axel Honneth (Hg.): *Theorien des Historischen Materialismus*. Suhrkamp, Frankfurt a.M., 1977.
- Jánoska, Judith, Martin Bondeli, Konrad Kindle u. Marc Hofer: *Das „Methodenkapitel“ von Karl Marx. Ein historischer und systematischer Kommentar*. Schwabe und Co., Basel, 1994.
- Keseling, Gisbert: *Sprache als Abbild und Werkzeug. Ansätze zu einer Sprachtheorie auf Grundlage der kulturhistorischen Psychologie der Wygotski-Schule*. Pahl-Rugenstein, Köln, 1979.
- Keseling, Gisbert u.a.: *Sprach-Lernen in der Schule. Die Funktion der Sprache für die Aneignung von Kenntnissen und Fähigkeiten*. Pahl-Rugenstein, Köln, 1974.
- Kitching, Gavin: *Marxism and Science. Analysis of an Obsession*. Pennsylvania State University Press, University Park, 1994.
- Kitching, Gavin N.: *Marx and Wittgenstein: Knowledge, Morality and Politics*. Routledge, London u.a., 2002.
- Labriola, Antonio: *Über den historischen Materialismus*. Suhrkamp, Frankfurt a.M., 1974.
- Laclau, Ernesto und Chantal Mouffe: *Hegemonie und radikale Demokratie. Zur Dekonstruktion des Marxismus*. Passagen, Wien, 1991.
- Lecerle, Jean-Jacques: *Une philosophie marxiste du langage*. Presses Universitaires de France, Paris, 2004.
- Leist, Anton (Hg.): *Ansätze zur materialistischen Sprachtheorie*. Skriptor, Kronberg/Ts., 1975.
- Leontjew, A.A. u.a.: *Probleme der Psycholinguistik*. Akademie, Berlin, 1975.
- Leontjew, A.N.: Der historische Aspekt bei der Untersuchung der menschlichen Psyche. In: Hiebsch, Hans (Hg.) *Ergebnisse der sowjetischen Psychologie*, Klett. 1969.
- Leontjew, A.N.: *Probleme der Entwicklung des Psychischen*. Athenäum Fischer, Frankfurt a.M., 1973.
- Leontjew, A.N.: *Tätigkeit, Bewusstsein, Persönlichkeit*. Volk und Wissen, Berlin, 1979.

- Leontjew, A.N., A.A. Lenotjew und E.G. Judin: *Grundfragen einer Theorie der sprachlichen Tätigkeit*. Akademie, Berlin, 1984.
- Lorenzer, Alfred: *Sprachspiel und Interaktion*. Suhrkamp, Frankfurt a.M., 1977.
- Lurija, A. R. und F. Ja. Judowitsch: *Die Funktion der Sprache in der geistigen Entwicklung des Kindes*. Ullstein, Frankfurt a.M./Berlin, 1982a.
- Lurija, Aleksandr R.: Die Entwicklung der Sprache und die Entstehung psychischer Prozesse. In: Hiebsch, Hans (Hg.) *Ergebnisse der sowjetischen Psychologie*, S. 465–546.
- Lurija, Aleksandr R.: *Sprache und Bewusstsein*. Pahl-Rugenstein, Köln, 1982b.
- Maas, Utz: *Sprachpolitik und politische Sprachwissenschaft*. Suhrkamp, Frankfurt a.M., 1989.
- Marx, Friedrich, Karl Engels: *Marx/Engels Werke*, Band 1-39 + 2 Ergänzungsbände + Verzeichnis. Dietz, Berlin, 1967-1974.
- Marx, Karl: *Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie*. Dietz, Berlin, 1953.
- McNally, David: *Bodies of Meaning. Studies on Language, Labor, and Liberation*. State University of New York Press, Albany, 2001.
- Monk, Ray: *Wittgenstein. Das Handwerk des Genies*. Klett-Cotta, Stuttgart, 1994.
- Negt, Oskar und Alexander Kluge: *Öffentlichkeit und Erfahrung. Zur Organisationsanalyse von bürgerlicher und proletarischer Öffentlichkeit*. Suhrkamp, Frankfurt a.M., 1974.
- Pasolini, Pier Paolo: Aus dem Laboratorium (Notizen *en poète* für eine marxistische Linguistik). In: *Ketzererfahrungen*, Ullstein, Frankfurt a.M./Berlin/Wien. 1982.
- Pêcheux, Michel: *Les Vérités de la Palice*. Maspero, Paris, 1975.
- Quine, Willard Van Orman: *Word und Gegenstand*. Reclam, Stuttgart, 1993.
- Rehmann, Jan: *Einführung in die Ideologietheorie*. Argument, Hamburg, 2008.
- Rissom, Ingrid: Zum Begriff des Zeichens in den Arbeiten Vygotskijs. In: Geier, Manfred (Hg.) *Sprachbewusstsein*, Metzler. 1979.
- Rossi-Landi, Ferruccio: *Sprache als Arbeit und als Markt*. Hanser, München, 1972.
- Rubinstein, David: *Marx and Wittgenstein. Social Praxis and Social Explanation*. Routledge and Kegan Paul, London/Boston, 1981.

- Sandkühler, Hans Jörg: *Praxis und Geschichtsbewusstsein*. Suhrkamp, Frankfurt a.M., 1973.
- Sartre, Jean-Paul: *Kritik der dialektischen Vernunft*, Band 1. Rowohlt, Reinbek bei Hamburg, 1967.
- Sartre, Jean-Paul: *Marxismus und Existentialismus*. Rowohlt, Reinbek bei Hamburg, 1968.
- Sartre, Jean-Paul: *Critique de la Raison dialectique*, Band 2. Gallimard, Paris, 1985.
- Sartre, Jean-Paul: *Der Idiot der Familie - Gesammelte Werke / Schriften zur Literatur*. Rowohlt, Reinbek bei Hamburg, 1986.
- Saussure, Ferdinand de: *Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft*. De Gruyter, Berlin, 2001.
- Schaff, Adam: *Sprache und Erkenntnis*. Europa Verlag, Wien/Frankfurt a.M./Zürich, 1964.
- Schaff, Adam: *Essays über die Philosophie der Sprache*. Europa Verlag, Wien/Frankfurt a.M./Zürich, 1968.
- Schurig, Volker: *Die Entstehung des Bewusstseins*. Campus, Frankfurt a.M., 1976.
- Thompson, E.P.: The Poverty of Theory. In: *The Poverty of Theory and Other Essays*, Monthly Review Press, New York/London. 1978.
- Ulmann, Gisela: *Sprache und Wahrnehmung*. Campus, Frankfurt a.M., 1975.
- Wiards, Matthias: *Krise im Realsozialismus. Die politische Ökonomie der DDR in den 80er Jahren*. Argument, Hamburg, 2001.
- Williams, Raymond: *Keywords. A vocabulary of culture and society*. Fontana Press, London, 1988.
- Wittgenstein, Ludwig: *Werkausgabe*, Band 1-8. Suhrkamp, Frankfurt a.M., 1984.
- Wittgenstein, Ludwig: *Vorlesungen über die Philosophie der Psychologie 1946/47*. Suhrkamp, Frankfurt a.M., 1991.
- Wittgenstein, Ludwig: *Tractatus logico-philosophicus. Tagebücher 1914-1916. Philosophische Untersuchungen*, Band 1 von *Werkausgabe*. Suhrkamp, Frankfurt a.M., 1997.
- Wittgenstein, Ludwig: *Bemerkungen über die Grundlagen der Mathematik*, Band 6 von *Werkausgabe*. Suhrkamp, Frankfurt a.M., 1999a.

- Wittgenstein, Ludwig: *Bemerkungen über die Philosophie der Psychologie. Letzte Schriften über die Philosophie der Psychologie*, Band 7 von *Werkausgabe*. Suhrkamp, Frankfurt a.M., 1999b.
- Wittgenstein, Ludwig: *Über Gewissheit. Zettel. Vermischte Bemerkungen*, Band 8 von *Werkausgabe*. Suhrkamp, Frankfurt a.M., 1999c.
- Wittgenstein, Ludwig: *Vorlesungen und Gespräche über Ästhetik, Psychoanalyse und religiösen Glauben*. Fischer, Frankfurt a.M., 2001.
- Woloschinow, Valentin N.: *Marxismus und Sprachphilosophie*. Ullstein, Frankfurt a.M./Berlin/Wien, 1975.
- Wood, Allen Meiksins: The Separation of the Economic and the Political in Capitalism. In: *New Left Review* 127, S. 66–95, 1981.
- Wygotski, Lew: *Denken und Sprechen*. S. Fischer, Frankfurt a.M., 1971.
- Wygotski, Lew: *Psychologie der Kunst*. Verlag der Kunst, Dresden, 1976.
- Wygotski, Lew: *Ausgewählte Schriften*, Band 1. Volk und Wissen, Berlin, 1985a.
- Wygotski, Lew: Die instrumentelle Methode in der Psychologie. In: Lompscher, J. (Hg.) *Lew Wygotski. Ausgewählte Schriften*, Pahl-Rugenstein, Köln, Band 1, S. 309–317. 1985b.